Die Sittlichkeit

im Lichte der Darwinschen Entwickelungslehre.

Von

Prälat Dr. **Wilhelm Schneider,**

Dompropst und Professor der Theologie zu Paderborn.

Sonderabdruck der Abhandlung, die dem Verzeichnisse der Vorlesungen vorangeht, welche an der Bischöflichen philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Paderborn während des Winterhalbjahres 1895/96 gehalten werden.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1895.

Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück und Mainz.

Vorbemerkung.

Der Darwinismus, der den Forschungsgeist der Gegenwart mächtig beeinflufst und zum grofsen Teile vollständig beherrscht, ist der Name eines neuen Glaubensbekenntnisses, der bündige Ausdruck einer mehr oder weniger gottentfremdeten Welt- und Lebensansicht geworden. In der Anwendung auf das sittliche Leben hat er die Probe seiner Richtigkeit und Brauchbarkeit zu bestehen. Eine Erklärung des Menschendaseins, die den eigenartigen Charakter und Wert der Sittlichkeit verleugnet oder verneint, deren Ursprung in tierischen Instinkten entdeckt und deren Fortbestand in Frage stellt und gefährdet, empfiehlt sich nicht als wahr oder annehmbar. Die vorliegende Abhandlung beschäftigt sich nicht blofs mit Darwins Erörterungen, sondern berücksichtigt auch die wichtigsten Auslegungen und Ergänzungen, die sie durch entwickelungsfreundliche Denker erfahren haben.

Paderborn, den 28. Juli 1895.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Darwins oberste Sittenrichtschnur.

Jede wissenschaftliche Behandlung des sittlichen Lebens wie jede volkstümliche Sittenlehre hat ihren Prüfstein an dem obersten sittlichen Grundsatze oder Grundgesetze, von dem sie ausgeht, oder an der höchsten Sittenrichtschnur, der sie folgt. Diese nämlich läfst uns im allgemeinen erkennen, was sittlich gut und daher zu thun, was sittlich schlecht und mithin zu unterlassen sei. Sie ist also vorleuchtend und vorschreibend, belehrend und befehlend, der entscheidende Mafsstab für die sittliche Wertbeurteilung wie die unbedingt bindende Regel für das sittliche Verhalten. Sie enthält endlich den inneren Grund, auf dem der sittliche Charakter, der sittliche Wert oder Unwert der menschlichen Handlungen beruht. Die einzelnen Sittenlehren und Sittenregeln sind Auslegungen oder Anwendungen der obersten Sittenrichtschnur. Diese selbst aber ist offenbar bedingt und bestimmt durch den obersten Endzweck, dem das sittliche Leben als Mittel untergeordnet wird und zu dienen hat, oder durch das höchste Gut und Endziel, auf das es zu beziehen ist. Denn die Richtung oder Richtschnur jeder körperlichen wie geistigen Bewegung hängt von deren Ziele ab. Zweck und Ziel unseres sittlichen Handelns können vom höchsten Zwecke und Ziele unseres Daseins und des gesamten Weltdaseins nicht verschieden sein, daher nicht der Erde oder der Endlichkeit angehören.

Darwin verlegt den obersten Endzweck und Mafsstab des sittlichen Handelns ins Diesseits, und zwar im Anschlusse an seine positivistischen Landsleute John Stuart Mill, Alexander Bain u. a., denen auch manche deutsche Denker gefolgt sind, in das »allgemeine Beste« oder in die Wohlfahrt der Menschengattung, d. i. in eine den jeweiligen Lebensbedingungen angepafste »Erziehung der gröfstmöglichen Anzahl in voller Kraft und Gesundheit und mit

allen Fähigkeiten in vollkommener Ausbildung.«[1] Er giebt dieser Ausdrucksweise den Vorzug vor der Millschen Redewendung: »das gröſstmögliche Glück der gröſstmöglichen Anzahl«, da er annimmt, daſs die gesellschaftlichen Instinkte, die er ohne weiteres zum Gewissen oder zur inneren Regel des sittlichen Verhaltens umdeutet, sich mehr zum allgemeinen Besten wie zum allgemeinen Glücke entwickelt haben.

Da aber jedes Lebewesen durch die vollkommene Ausbildung und Ausübung aller seiner Kräfte zugleich die Fülle des Genusses erlangt, dessen es fähig ist, so ist das allgemeine Beste von dem allgemeinen Wohlbefinden nicht zu trennen. Jenes würde ohne dieses ein nebelhafter und unverständlicher Begriff, ein unvollendeter und unnützer Zweck sein. Der Sinn der Welt und des menschlichen Thuns und Treibens in ihr müſste sich in Widersinn verkehren, wenn die Arbeit für das Gemeinwohl nicht zur Vermehrung oder Verbreitung der Zufriedenheit beizutragen hätte. Ein Gut, das niemanden beglücken soll, ist kein Gut mehr und kann nicht Gegenstand des Strebens sein.

Es mag aber gleich hier betont werden, daſs Darwin nur im unversöhnlichen Widerspruche mit den Grundvoraussetzungen seines Entwickelungsgedankens die allgemeine Wohlfahrt zum obersten Endzwecke erheben und von ihr die höchste Sittenrichtschnur ablesen kann und thatsächlich, wie wir sehen werden, in der Behandlung des Sittlichen über eine eigennützige Gemeinnützigkeit oder eine kluge, hinterlistige Sittlichkeit nicht hinausgekommen ist. Jedoch hiervon gänzlich abgesehen: vom Standpunkte des allgemeinen Besten aus läſst sich der Begriff, der höchste Wertmesser und Grundsatz, das Grundgesetz oder die Grundregel des sittlich Guten überhaupt nicht gewinnen.

Dem alten Spruche gemäſs, der ganz richtig das Gemeinwohl als den Zweck und Maſsstab der menschlichen Gesetzgebung bezeichnet, hält mit Recht alle Welt dafür, daſs gemeinnützige Werke und Bestrebungen im allgemeinen als sittlich gut zu gelten haben. Und die Sittenlehre hat der Liebe und Verehrung des Vaterlandes, der Anhänglichkeit und Hingebung an Volk und Staat unter den Pflichten und Tugenden eine hohe Stelle anzuweisen. Der einzelne ist nicht bloſs für sich da, sondern dem Korallenstock der Gemeinschaft eingefügt. Der wäre gewiſs kein rechtschaffener Sohn seines Vaterlandes, der es nicht mit allen Fasern seines Herzens liebte. Wie die

Erde nicht blofs um ihre eigene Achse, sondern auch zugleich um einen andern Mittelpunkt, die Sonne, kreist, so hat das Einzelleben sich ebenfalls nicht blofs um seinen unmittelbaren Träger, sondern auch um das Gemeinwesen, aus dem es hervorgegangen und dem es eingegliedert ist, zu bewegen. Und ein gesundes und unter gesunden Verhältnissen gebildetes Gemüt braucht sich nicht erst durch ein förmliches Pflichtgebot zur thatkräftigen und treuen Anhänglichkeit an das eigene Volk und Vaterland auffordern zu lassen.

Der Kulturgeist der Neuzeit rühmt sich aber, den grofsen Begriff »Menschlichheit« zu besitzen, und ist bestrebt, mit ihm Ernst zu machen und ihn auch in der öffentlichen Ordnung zu verwirklichen. Der Grieche anerkannte nur seine Landsleute als Brüder; im Nichtgriechen oder Barbaren erblickte er seinen natürlichen Feind oder ein minderwertiges, aus »schlechterem Teige geformtes«, zum Dienen bestimmtes Geschöpf. Der Römer betrachtete sich als den geborenen Herrn der Welt. Das Christentum aber verkündete die Ursprungseinheit, die natürliche Zusammengehörigkeit und Gleichberechtigung aller Völker und Rassen und predigte den Geist der allgemeinen Menschenverbrüderung. Der einzelne ist nicht blofs Familien- und Gemeindeglied, Stadt- und Staatsbürger, sondern auch Weltbürger, schuldet daher allen seinen Mitmenschen Achtung, Gerechtigkeit und Wohlwollen. Und das Weltbürgerrecht, dessen Einführung Kant als eine Hauptforderung des neueren Völkerrechtes ausgesprochen hat, ist zum Teil bereits eine Thatsache geworden. Einige Rechtsgelehrten, so neuerdings der Japaner Hiroyuki Katô, träumen mit den Sozialdemokraten schon von der Gründung eines Weltstaates.[2] Der Gedanke also, dafs das natürliche Selbstgefühl des warmherzigen Volks- und Vaterlandsfreundes der sittlichen Ergänzung und Einschränkung durch die allgemeine Menschenachtung und Menschenliebe bedürfe und einen tadelnswürdigen Charakter annehme, wenn es in Selbstüberhebung, stolze Fremdenverachtung oder Rassenhafs ausarte, hat bereits in der Regelung der Völkerbeziehungen Ausdruck gefunden.

Darwin freilich und alle, die ein Brüderschaftsgefühl gegen alle Menschen hegen, gehen auch bei der Aufstellung des sittlichen Wertmessers über das Volks- und Staatswohl hinaus. Sie richten ihren Blick auf das Menschheitsganze und bezeichnen das allgemeine Beste oder die Wohlfahrt der Menschengattung oder das gesellschaftlich Nützliche im allgemeinen oder den Kulturfortschritt im besondern als den obersten Wertmesser des Sittlichen. Auch

die Wortführer der »Gesellschaft für ethische Kultur« lassen das sittliche Leben gern mit dem »Menschheitsdienste« ohne weiteres zusammenfallen. Diesen aber leistet ein jeder gerade dadurch hauptsächlich, dafs er sein persönliches Können und Wirken in den Dienst der gesellschaftlichen Verbände stellt, denen er durch Geburt und Erziehung angehört, dafs er für seine Familie und Gemeinde, für sein Volk und Heimatsland strebt und schafft. Wer für seine Zeit lebt, alle edlen Bedürfnisse und Interessen derselben zu den seinigen macht, der ist im besten Sinne ein Kind seiner Zeit. Da die Mitarbeit des einzelnen am Gedeihen des Ganzen nicht in thatenlosen Weltstaatsträumereien, in unfruchtbaren, schwärmerischen Menschheitsgefühlen, sondern wesentlich und notwendig in der thatkräftigen Teilnahme am Leben des eigenen Volkes und Vaterlandes besteht, anderseits aber das Volks- und Staatswohl sich ebenso wenig immer mit dem Menschheitswohle deckt, wie das private Wohlergehen mit dem öffentlichen, so ist schon zur Schlichtung von Streitfällen eine Richtschnur erforderlich, die über den einander durchkreuzenden Gebieten liegt.

Die auf Grund der Wohlfahrtslehre, wie immer sie gefafst sein mag, aufgestellte oberste Sittenregel ist unbestimmt, entbehrt der allgemeinen Gültigkeit und der unbedingten Verbindlichkeit, führt zu ungereimten und unsittlichen Folgerungen und Forderungen und läfst den Menschen in den schwierigsten Lagen und Fragen im Stiche.

Zunächst läfst sich das allgemeine Glück noch weniger durch eine brauchbare Begriffsbestimmung ausdrücken, wie das als Einheit ihm zu Grunde liegende private Wohlbefinden. Denn die Meinungen über den Genufswert der verschiedenen Lustarten wie über den Lustertrag der verschiedenen Genufsgüter sind sehr mannigfaltig und schwankend, da ein fester Mafsstab fehlt.

Wohl oder Wehe ist nicht blofs durch Güter oder Übel, sondern auch durch die Empfänglichkeit für Freude oder Schmerz bedingt. Die Annehmlichkeit eines Gegenstandes hängt daher manchmal weniger von dessen wirklicher Beschaffenheit, als vielmehr von der veränderlichen Beziehung ab, in welcher er zu den wechselnden persönlichen Bedürfnissen, Neigungen und Wünschen steht. Das Neue beglückt, weil ihm eine ungeschwächte Empfindsamkeit begegnet, und das Alltägliche bewirkt keinen Reiz, weil der Sinn für dasselbe abgestumpft ist. Eine Sache oder Handlung, die

uns gestern befriedigte, stimmt uns heute gleichgültig und wird uns morgen vielleicht unangenehm sein. Der gesättigte Mensch verschmäht die feinsten Leckerbissen, und der Feinschmecker tadelt sie, wenn deren Zubereitung nicht vollkommen geraten ist. Wer täglich im Theater sitzt, lacht oder weint nicht mehr beim Lust- oder Trauerspiele. Den Gelehrten erfreuen seine späteren Werke nicht in dem Mafse, wie es die Erstlingsschrift gethan. Der durch Beifallsstürme verwöhnte Sänger, Schauspieler oder Redner wird verstimmt, wenn sie einmal ausbleiben. Daher zeigt sich in den Veranstaltungen und Sitten, die dem Genufsleben dienen, das Bestreben, die Lust durch Abwechselung auf der Höhe zu halten oder zu steigern.

Die Lebensgüter sind Bedingungen und Quellen des Wohlbefindens. Dafs aber das sogenannte allgemeine Urteil über deren erfreuende Wirkung nichts weniger als gleichlautend ist, lehrt nicht blofs die tägliche Erfahrung, sondern auch die Geschichte der Sittenwissenschaft. Aristipp, Helvetius, de la Mettrie, Diderot, Holbach u. a. erblicken das höchste Glück in der gröfstmöglichen Summe sinnlicher Augenblickslust. Epikur, Demokrit, Jeremias Bentham, Ludwig Feuerbach, Herbert Spencer, Alfr. Barratt, W. H. Rolph, B. Carneri u. a. entdecken es in dem gröfstmöglichen Lebensgenusse überhaupt, in der erreichbaren Menge sinnlicher und geistiger Freuden. Jene wollen nichts wissen von Entsagung, sondern mahnen uns, den Augenblick zu kosten; diese raten uns, zu untersuchen, welche Handlungen uns das reichlichste Mafs dauernder Selbstbefriedigung bereiten, und fordern uns auf, um des gröfseren und längeren Genusses willen auf das kleinere und kürzere Vergnügen zu verzichten. Es giebt freilich Dinge, die allen angenehm, und andere, die einem jeden zuwider sind. Nichtsdestoweniger fallen die Werturteile über dieselben sehr verschieden aus. Ein jeder liebt das körperliche Wohlbefinden und flieht den sinnlichen Schmerz; und wer nicht in dem tierischen Bestandteile seines Lebens und Wesens auf- oder untergegangen ist, verlangt auch nach geistigen Genüssen. Nichtsdestoweniger ergiebt die Vergleichung der sinnlichen und der geistigen Güter einen verschiedenen Schätzungswert, wenn dem Lust- oder Unlustgefühle der einzelnen das letzte Wort zusteht. Wer demnach für seine Person dem Sinnengenusse den Vorzug giebt, ist ebenso gut in seinem Rechte als derjenige, welcher den edleren Freuden einen höheren Wert beimifst. Sind Tugend und Glück eins und dasselbe, so giebt es ebenso viele einander widersprechende

Sittlichkeitsbegriffe und Tugendarten, als verschiedene Güter vorhanden sind, in deren Besitze, Genusse die höchste Glückseligkeit gesucht werden kann.

Was zur gesellschaftlichen Glücksmenge gehört, ergiebt sich aus den Lustbedürfnissen oder Genufsbegierden, welche die Gesellschaft auf der jeweiligen Kulturhöhe empfindet. Wie aber der Wohlstand durch den Besitz verschiedener Güter bewirkt wird, so das Wohlergehen durch die Summe ungleichartiger Genüsse. Wer soll nun den Streit der Meinungen über den Seligkeitswert der verschiedenen Lustarten oder die Lustwirkung der verschiedenen Genufsgüter schlichten? Die Kopfzahl oder die Bildung? Der grofse Haufen oder die kleine Schar der Weisen?

In gleicher Weise gehen die Ansichten auseinander über den gesellschaftlichen Wohlfahrtsertrag der zahlreichen Beschäftigungsarten, die der Gütererzeugung dienen. Die verschiedenen Gruppen, Stände, Berufsgenossenschaften innerhalb eines gröfseren Gemeinwesens haben über dessen Bedürfnisse und Glücksbedingungen ihre Sondervorstellungen, je nachdem sie dieses oder jenes Kulturgut, den Reichtum, die Wissenschaft, die Kunst u. s. w. bevorzugen. Was die Umsturzmänner eine Vermehrung des Gemeinwohles nennen, ist in den Augen aller Ordnungsparteien ein Rückfall in die Zustände der Wildheit. Manche Gelehrte, Schriftsteller, Dichter, Künstler mögen die gemeinnützigen Beiträge des Landmannes, des Handwerkers, des Fabrikarbeiters im Vergleiche zu ihrem eigenen Gesellschaftswerte als gering ansehen, müssen sich aber nicht selten eine gleich abfällige Beurteilung desselben seitens der arbeitenden Stände gefallen lassen. Und der schlichte Verstand des sogenannten kleinen Mannes trifft gewifs das Richtige, wenn er der Treue, mit der er die ehrwürdigen Überlieferungen und die guten Sitten der Väter bewahrt und die »Weisheit der Gasse« hütet, eine höhere Bedeutung für die menschheitliche Wohlfahrt beilegt, als den hochgepriesenen Leistungen der »Jungen« und »Jüngsten« unserer Gelehrten- und Schriftstellerwelt, welche die alten Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechtes dem Zweifel oder gar dem Gespötte preisgeben und durch ihre Modewissenschaft die Volksseele vergiften und verderben.

Die entwickelungsgeschichtliche Sittenforschung ist am allerwenigsten im stande, für den Begriff des Gemeinwohles eine allgemein annehmbare und anwendbare Formel zu finden. Denn sie ist durch ihre Grundvoraussetzungen behindert, unwandelbare

Ziele, Gesetze und Strebungen der menschlichen Natur anzuerkennen. Sie besitzt nirgend einen »festen Pol in der Erscheinungen Flucht«, im ununterbrochenen Flusse der Veränderung und Umwandlung. Sie kennt nur ein Gesetz: das der Entwickelung, und an dieser ist nichts beständig als der Wechsel. Sie weifs also weder eine Gesittungs-, noch eine Wohlfahrtsstufe zu bezeichnen, die sich als ein schlechthin gültiges Vorbild allen Völkern und Zeiten empfehlen liefse. Denn sie sieht im Menschen nur ein werdendes Wesen von unbegrenzter Bedürfnis-, Anpassungs- und Umbildungsfähigkeit. Die Menschheit von heute ist eine andere wie die von gestern. Daher kann, was heute ersehntes Ziel und Glück ist, morgen gleichgültige Wirklichkeit und übermorgen Rückschritt und ein Grund des Mifsbehagens sein.

»Das Wohl der Gesellschaft: welch elastischer Begriff!« ruft Rudolf v. Ihering aus. »Was gehört dazu? Ruhe, Friede? Ein kriegerisches Volk findet sein Glück im Kriege; der Friede ist ihm unerträglich. Wohlstand, Reichtum, Bildung? Die Südseeinsulaner auf der niedersten Stufe der Kultur erschienen Cook als das glücklichste Volk, das er auf seiner Reise um die Welt gefunden hatte.« Den Vorwurf der Unbestimmtheit und Wandelbarkeit des Wohlfahrtsbegriffes nimmt R. v. Ihering willig entgegen, um ihn seinerseits an die Adresse der Menschheitsgeschichte weiter zu befördern, die nur Blatt für Blatt ihres Buches entrolle und daher niemanden vorauszusagen gestatte, was auf dem letzten Blatte geschrieben stehe. Sie lehrt uns blofs, dafs jeder erreichte Zweck einen neuen in sich schliefse und die Erreichung des früheren zur unerläfslichen Voraussetzung habe. »Von der vollendeten Gestalt des Wohlseins der Menschheit haben wir gar keine Ahnung.« [3]

Der Entwickelungsgelehrte aber darf von einer Vollendung der gesellschaftlichen Wohlfahrt gar nicht reden. Für ihn giebt es nur eine endlose, unberechenbare Entwickelung, die vielleicht dem Menschen noch Flügel oder einen besonderen Sinn für magnetische oder elektrische Wahrnehmungen anzüchten wird. Eine Entwickelung aber ohne Ende, mithin ohne Endziel und Endzweck, ist eine Entwickelung ohne Sinn. Und wer den Endzweck verneint, darf überhaupt keine Zwecke bejahen. Der Zweckbegriff fordert ihn ebenso wie der Begriff Ursache die erste Ursache in sich schliefst.

Aus der Beweglichkeit des Wohlfahrtsbegriffes ergiebt sich von selbst die Bedingtheit des Sittlichkeitsbegriffes, also der Verzicht

auf eine feste und sichere Sittenrichtschnur, auf allgemein gültige Sittengrundsätze und auf unbedingt bindende Sittengesetze. Die Daseinsbedingungen wechseln und mit ihnen die Gestaltungen, Bedürfnisse und Wünsche der Gesellschaft, mithin auch der Ansprüche, welche sie an ihre Glieder zu stellen berechtigt und benötigt ist. Was gegenwärtig dem Gemeinwohle dienlich und daher sittlich gut ist, könnte ihm in naher Zukunft nachteilig sein und müfste dann, weil unsittlich, verboten und vermieden werden.

Die entwickelungsgeschichtliche Behandlung des Sittlichen ist weit davon entfernt, diese Folgerungen abzulehnen, obgleich sie mit den Thatsachen der Erfahrung und der Sittengeschichte ebenso sehr im Widerspruche stehen, als sie für das sittliche Leben bedenklich und für das sittliche Gefühl stellenweise empörend sind. Darwin erklärt ausdrücklich, wir müfsten uns für verpflichtet halten, wie die Stockbienen, zu morden, wenn wir deren Lebensform angenommen hätten.[4] W. H. Rolph belehrt uns, dafs der vorgesellschaftliche Mensch um so richtiger oder besser handelte, je mehr er seine Genufsfähigkeit und Genufssucht ausbildete und seiner Begehrlichkeit frönte, dafs der gesellschaftliche Mensch dagegen richtig oder sittlich gut lebt, wenn er das Gefühl der Alleinberechtigung und Unersättlichkeit soweit zügelt, als der jeweilige ihm aufgenötigte Gesellschaftszustand dies fordert. Demnach soll ein Wilder, der den in seinem Stamme üblichen Frauenraub verurteilt, seiner besseren Gewissensüberzeugung zum Trotze sich auf demselben Wege ein Weib verschaffen, und ein gesitteter Mensch, der unter einer kulturarmen Bevölkerung wohnt, hat deren Unsitten mitzumachen. Die Tugend gilt diesem Jünger Darwins, »als Mittel, Glückseligkeit zu erwerben, ohne die Glückseligkeit anderer zu beeinträchtigen. Nur aus diesem Verhältnisse zur Glückseligkeit zieht sie ihre Berechtigung.« Sie wird wertlos, sobald sie aufhört, Genufs zu bereiten, und verwandelt sich in ihr Gegenteil, wenn sie Unlust im Gefolge hat. Die einzelnen Tugenden sind wandelbare, nach Alter und Herkunft, nach Dauer und Geltung verschiedene Begriffe. Jede von ihnen hat eine Naturgeschichte, wie der Seeigel und das Huftier eine solche hat.[5] »Wenn man sich denken könnte,« meint S. Alexander, »dafs Mord, Ehebruch, Diebstahl unter veränderten Verhältnissen vorherrschend werden könnten, so würden sie aufhören, schlecht zu sein.«[6] »Alles, was einmal eine gewisse Ausbreitung gefunden, beweist eben dadurch schon,« wie Benjamin Vetter, der Übersetzer der Spencerschen Werke, behauptet, »dafs es

einstweilen das wirklich Gute, Wahre und Richtige ist, dafs es die beste Anpassung an die gerade gegebenen Lebensbedingungen verkörpert.« [7] Im Lichte dieser Aufklärung, die ohne Zweifel allen sittenlosen Menschen leicht zu Ohren geht, erscheinen die verbreitetsten Laster als Tugenden und die selteneren Verbrechen als Anpassungen an überwundene oder veraltete Gesittungsstufen.

Denselben Standpunkt vertreten Ernst Laas, Alex. Wernicke, Paul Rée, Hugo Münsterberg, der Däne Harald Höffding u. a.[8] Und der gefeierte Rechtslehrer Rud. v. Ihering hat kein Bedenken getragen, sich zu ihm zu bekennen. Ihm ist der Glaube an die unbedingte Wahrheit oder Richtigkeit sittlicher Anschauungen und Vorschriften ein Traum, »um nichts besser, als im Leben der Pflanze die letzte Entwickelungsphase, die Frucht, für die allein berechtigte zu erklären.« Eine ferne Zukunft wird mit demselben Befremden und Staunen auf unsere Sittenlehre zurückblicken, mit der wir die Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten vergangener und überwundener Zeiten beurteilen. Alle sittlichen Grundsätze und Gesetze haben in dem jeweiligen Gesellschaftsinteresse ihren Grund und daher an ihm auch ihr Mafs. »Würde die Gesellschaft sich bei der Lüge wohler befinden, als bei der Wahrheit, so würden beide ihren Platz zu tauschen haben, und es würde die Lüge gesellschaftlich, d. i. sittlich, geboten sein.« Es giebt bösartige und gutartige Lügen.[9] Die Sittenlehre ist nach dem Urteile Friedrich Jodls, eines Wortführers der »Gesellschaft für ethische Kultur«, keine starre, unbiegsame Formel, sondern ein Gesetz, welches den Wechsel selbst nicht nur begreiflich macht, sondern sogar fordert. Was Wohlfahrt und Vervollkommnung auf verschiedenen Stufen erheischen, kann sehr verschieden sein . . . Denn unaufhörlich erzeugt sich im Fortgange der Menschheit das Bedürfnis nach neuen Regeln oder nach Umgestaltung der bisherigen, welche veränderten Bedürfnissen nicht mehr entsprechen.« Steht dann Wille gegen Wille, Partei gegen Partei, Fortschritt gegen Gewohnheit, so soll das Menschheitswohl entscheiden.[10]

Durch wessen Mund aber kann dieser Richter sein endgültiges Urteil fällen? Entweder durch die überkommenen Sitten und Satzungen: das wäre der Sieg des blinden Gehorsams gegen alte Überlieferungen und Vorschriften über das vorgeschrittene Wissen und die sittliche Entwickelung; oder durch die Erfahrungserkenntnis, die ungestüme Neuerungssucht, den blinden Thatendrang und Wage-

mut der einzelnen: dann wäre jeder Maſsstab des Sittlichen preisgegeben. In dem einen wie in dem andern Falle kann von Sittlichkeit nicht mehr die Rede sein. Und ohne einen festen, gleichsam eisernen Bestand von unantastbaren sittlichen Wahrheiten ist auch eine Wissenschaft vom sittlichen Leben nicht mehr möglich.[11]

Ist die öffentliche Wohlfahrt der oberste Wertmesser des sittlichen Verhaltens, so entscheidet über den sittlichen Charakter einer Handlung einzig und allein deren manchmal nur zufällige Wirkung für das Wohl oder Wehe der gröſseren Anzahl. Diese Richtschnur aber ist weder fest, noch zuverlässig. Denn sie wird lediglich durch die Erfahrung des gesellschaftlich Nützlichen und Schädlichen gewonnen, die ihrerseits übereinstimmende und unbedingt gültige Werturteile nicht zu begründen vermag. Ist das Ergebnis der Handlungen für deren Urheber nicht geeignet, zu einer allgemein brauchbaren und bindenden Verhaltungsregel zu führen, so kann uns die Erfahrung überhaupt nicht zu einer solchen verhelfen. Sie belehrt nur über die regelmäſsigen, nicht über die zufälligen und auſsergewöhnlichen Folgen einer Handlung oder Handlungsweise. Und wer könnte jemals zu einem festen Entschlusse gelangen, wenn er jedesmal alle möglichen Folgen bis in die fernsten Ausläufer vorher zu überdenken hätte?

Demnach bleibt demjenigen, welcher vor entscheidende Fragen und Lagen gestellt wird, nichts anderes übrig, als einen Versuch zu wagen, der freilich eine Bereicherung des Erfahrungswissens in Aussicht stellt, anderseits aber die Verschiebung des sittlichen Maſsstabes von den gesellschaftlichen Sitten und Satzungen in die Willkür der Gesellschaftsglieder voraussetzt. Die Annahme, welche den höchsten Endzweck und die oberste Richtschnur des sittlichen Verhaltens in das Gemeinwohl verlegt, fordert als Ergänzung, daſs dieser Zweck das Mittel, die Einzelhandlung, heiligt. Wer also zur festen Überzeugung gelangt ist, seinem Volke oder Vaterlande durch Meuchelmord und Raub, durch Lüge, Treubruch und Verrat wesentliche Vorteile zu verschaffen, wäre nicht bloſs berechtigt, sondern auch verpflichtet, sich mit seinem besser beratenen Bewuſstsein über die Urteile der Menge oder überlieferte Regeln hinwegzusetzen.

Eine solche Befugnis und Verpflichtung aber verstöſst gegen das gesunde sittliche Urteil, und ihre Verteidigung zeugt von einer argen Verwirrung der sittlichen Begriffe. Die zehn Gebote gelten

nicht blofs für das private, sondern auch für das öffentliche Leben, und an ihnen besitzt jeder einen Ariadnefaden, um sich aus dem Labyrinth der verwickeltsten Fragen und der verworrensten Verhältnisse hinauszuretten. Das richtige Gewissen verurteilt den gemeinnützigen Betrug nicht minder, wie den sogenannten frommen Betrug. Eine in sich, d. h. ihrem Gegenstande oder innerem Gehalte nach, schlechte Handlung kann durch keinen guten Zweck gerechtfertigt werden. Allerdings hat man behauptet, dafs die Sittenlehren des Katechismus eine allgemeine und unbedingte Gültigkeit nicht beanspruchen dürfen, dafs vielmehr demjenigen, welcher grofse Angelegenheiten, wichtige Gesellschaftsinteressen zu vertreten habe, manches erlaubt sein müsse, was dem Privatmanne verboten sei. Diese Unterstellung aber, dafs es ganz unabänderliche Sittengesetze und unumstöfsliche Rechtsgrundsätze nicht gebe, hat die grundsätzliche Leugnung des an sich Guten oder Schlechten entweder zur Voraussetzung oder zur Folge. Die Sittengesetze sind »nicht frei von Willkür, Beschränktheit, Irrtum und Vergewaltigung«, behauptet Ernst Laas.[12] Stempelt man die Pflichtgebote zu Willkürvorschriften eines Machtwillens um, der statt der bestehenden auch andere hätte erlassen können, dem es freistände, zu gebieten, was er verboten, und zu untersagen, was er befohlen hat, so hat man das sittlich Gute vom guten Willen abgelöst und seine Quelle trocken gelegt. Ist dasselbe nur darum gut, weil es geboten ist, und sein Gegenteil nur darum schlecht, weil es verboten ist, so darf man gewisse Notlagen als Winke deuten, dafs ein Pflichtgebot dem Drucke dieser ungewöhnlichen Verhältnisse zu weichen habe. Wird die innere Gutheit und Schlechtheit der Handlungen geleugnet, so sind sie alle, an sich oder ihrer Natur nach betrachtet, sittlich gleichgültig, und sie erhalten ihren sittlichen Charakter erst durch die Beschaffenheit des Zweckes, um dessentwillen sie gewollt und vollbracht werden. Das aber ist der berüchtigte Satz: der Zweck heiligt die Mittel.

Ein Jünger Darwins, Namens Paul Rée, erklärt ohne Umschweife: »Grausamkeit und Mord sind nicht böse, sondern blofs schädlich.«[13] Der Mord also ist löblich und verdienstlich, wenn er Nutzen bringt oder verheifst, der Tyrannenmord daher nicht blofs erlaubt, sondern auch ein ausgezeichnet gutes Werk. Rée hat seinen gemeingefährlichen Gedanken nicht zu Ende gedacht. Dem Vordersatze, dafs die widerrechtliche Tötung nicht in sich schlecht sei, mufste er den Nachsatz folgen lassen, dafs dieselbe ebenso wenig in

sich oder unter allen Umständen schädlich sei. Ohne Zweifel verfügten die Mordgesellen aller Zeiten über ein solches Mafs von Einsicht, dafs sie die Verderblichkeit des Mordes im allgemeinen begriffen. Anderseits aber war ihnen nicht unbekannt, dafs die gewöhnlichen schädlichen Folgen desselben in Einzelfällen gehemmt oder gar ins gute Gegenteil umgewandelt werden können; mithin war es ihnen erlaubt, Versuche zu wagen, die einen Vorteil in Aussicht stellten. Ein von Rée beratenes Gewissen kann sich dieser empörenden Folgerung nicht entziehen.

Wie die Gesellschaft aus einer Anzahl von Einzelwesen besteht, so wird das Gemeinwohl durch die Summe von Einzelwohlfahrten hervorgebracht. Das private Wohlergehen soll zugestandenermafsen nicht als der oberste Endzweck und Mafsstab des sittlichen Strebens und Handelns angesehen werden, mithin darf auch das Gesamtwohl nicht als solcher gelten. Denn es liegt ein Widerspruch darin, allen die uneigennützige Förderung jedes einzelnen vorzuschreiben, diesem aber anzusinnen, dafs er sich selbst nur um aller andern willen berücksichtige.

Das Gemeinwohl könnte nur unter der Voraussetzung die höchste und unbedingt bindende Richtschnur des menschlichen Verhaltens sein, dafs es diesem gegenüber schlechthin als Selbstzweck oder als oberster Endzweck betrachtet werden müfste. Dasselbe aber kann wiederum nur unter der Bedingung als Selbstzweck anerkannt werden, dafs auch das Privatwohl als solcher zugelassen wird. Gilt die Einheit nichts, so ist auch die gröfste Vielheit, als eine Summe von Nullen, ohne Wert.[14] Wer nicht an seine eigene Bedeutung und Bestimmung glaubt, wird auch die Förderung der Gesamtheit oder der gröfstmöglichen Anzahl nicht als das nächste Endziel der geschichtlichen Entwickelung gelten lassen. Die menschlichen Einzelwesen sind freilich Bruchteile, zugleich aber auch selbständige Bestandteile des Menschheitsganzen; und obgleich sie diesem eingegliedert sind, ragen sie doch als Persönlichkeiten über dasselbe hinaus, gehen nicht in ihm auf oder unter. Da es keinen Gesamtmenschen, sondern nur Einzelmenschen giebt, so eignet auch nur diesen der Persönlichkeitscharakter im strengen Sinne. Das Tier ist mehr Gattungs- als Einzelwesen, da es vornehmlich für die Gattungszwecke ausgestattet und bestimmt ist. Es führt daher nicht ein wahres, volles Eigenleben, sondern erreicht seinen nächsten Daseinszweck dadurch, dafs es zur Darstellung und

Ausbildung der Art, welcher es zugehört, beiträgt. Sein natürliches Streben nach Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung verdient und findet im allgemeinen nur insoweit Berücksichtigung, als der Bestand und das Gedeihen der Herde durch die Erhaltung und Förderung der einzelnen Herdentiere bedingt ist. Der Mensch kann zwar ebenfalls den Vollbegriff seines Wesens und Lebens nicht anders, als im innigen Zusammenhange mit einer Gemeinschaft seinesgleichen und durch eine warme und werkthätige Anteilnahme an allem echt Menschlichen verwirklichen, mithin seine persönliche Lebensaufgabe nur mit Hilfe und im Dienste der Menschheit erfüllen. Und durch den Beruf ist er beharrlich mit einem bestimmten Gemeinzwecke verbunden. Da er aber nicht in dem Sinne ein Glied der Gesellschaft ist, dafs er blofs als deren Erzeugnis und Einzelbild betrachtet werden dürfte, so kann er ihr auch nicht so unbedingt unterworfen und verpflichtet sein, dafs er ihr als blofses Mittel und Werkzeug zu dienen hätte, sich willenlos von ihr gebrauchen und verbrauchen lassen müfste.

Obwohl die menschliche Gesellschaft in höherem Grade Selbstzweck ist als irgend ein Glied derselben, und daher ihre Wohlfahrt im allgemeinen den Vorrang vor dem Privatwohle behauptet, so hält sich doch niemand für verbunden, auf seine persönliche Würde und Endbestimmung, mithin auf seine Sittlichkeit und ewige Seligkeit zu Gunsten eines Gemeinzweckes zu verzichten. Ein Widerstreit also zwischen den gesellschaftlichen und den persönlichen Interessen ist nicht ausgeschlossen; daher kann eine Ausgleichung derselben nur an einem Mafsstabe vollzogen werden, der über beiden steht.

Wäre der sittliche Charakter der Handlungen blofs durch deren Beziehung oder Beitrag zum Gesamtwohle bedingt, so würde ferner der sittliche Wert eines Menschen ausschliefslich von dem zeitlichen Segen, den er für die Mit- oder die Nachwelt stiftet, abhängig sein. In diesem Falle aber blieben die höchsten Sittlichkeits- und Tugendstufen den gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar; sie könnten nur von denjenigen erklommen werden, die sich durch Begabung, Bildung, Besitz, Ansehen, Macht in der glücklichen Lage befinden, sich glänzende Verdienste um das Gemeinwohl zu erwerben. Und auch diese Bevorzugten würden den Ruhm sittlicher Tüchtigkeit und Gröfse wesentlich von dem Erfolge ihrer gemeinnützigen Unternehmungen zu erwarten haben. Kann aber die Lösung der Lebensaufgabe derart durch Zufälligkeiten bedingt sein, dafs ungezählte

Menschen trotz der besten Gesinnung und Anstrengung dazu verurteilt sind, ihren Daseinszweck nur höchst unvollkommen zu erfüllen? Für die sittliche Gutheit und Gröfse des Menschen kann es zunächst und zumeist nicht darauf ankommen, was er schafft, sondern darauf, wie er schafft; nicht ausschliefslich darauf, was er in der Welt und für die Welt ist, sondern vor allem auch darauf, was die Welt für ihn, für seine geistig-sittliche Selbsterziehung und Selbstvervollkommnung ist. Der sittliche Lebenswert hängt nicht von der Berufsart, sondern von der Berufstreue ab. Häufig wird die Armut an äufserem Lebensinhalte durch einen ungeahnten Reichtum an innerem Lebensgehalte ausgeglichen. Jede der vernünftigen Ordnung entsprechende, daher mittelbar auf den obersten Weltzweck und die persönliche Endbestimmung bezogene Bethätigungsweise ist menschenwürdig und lobenswert. Die Tugend will nicht das Vorrecht einiger, sondern das Gemeingut aller sein. Sie gehört weder dem Talente, noch dem Erfolge, geschweige dem Zufalle, sondern dem guten, redlichen Willen.

Die berühmten, mit glänzenden Erfolgen gekrönten Wohlthäter und Beglücker der Menschheit sind selten. Wie Bergeshäupter ragen sie infolge der Niedrigkeit ihrer gesamten Umgebung empor und sammeln alle Lichtstrahlen auf sich; die Jahrhundertsmenschen sind auch durch Jahrhunderte von einander getrennt. Was aber sollte aus der Gesellschaft werden, wenn ein jeder sich in den Kopf setzte, eine Heldenrolle spielen zu müssen, um die höchste Sittlichkeitsstaffel zu erklimmen? Und wo bliebe der Wert einer bescheidenen Lebensstellung und jener zahlreichen Berufsarten, die uns mit all den Dingen beschenken, ohne welche auch die Helden in mehr als einer Beziehung »Ritter von trauriger Gestalt« sein würden? Die sittliche Selbstvervollkommnung, das Ziel und die Aufgabe eines jeden, ist keinerlei Schranken des Ortes, der Zeit, der Daseinsverhältnisse unterworfen, vielmehr allen Menschen ohne Unterschied des Geschlechtes, des Standes, des Berufes, der Bildungsstufe und der Lebenslage erreichbar und geboten.

Besteht das Wesen der Sittlichkeit einzig und allein in der Sorge und Arbeit für das Gemeinwohl, so rücken die grofsen, segensreichen Entdeckungen und Erfindungen an die Spitze der Tugendhandlungen. Der stumme, gottergebene Dulder dagegen, der, auf dem Schmerzenlager die Heldenkrone erkämpfend, schon durch sein betrübendes Dasein fremdes Glück stört, hat kein An-

recht auf die Verdienstpalme. Wohl hat die Geschichte nicht selten nach diesen Rücksichten ihre Lobsprüche ausgeteilt. Blofse Kraft- und Gewaltmenschen, ohne Seelenadel und sittliche Gröfse, hat sie mit dem Ruhmeskranze geschmückt, wohingegen sie die unbestimmbare Anzahl jener sittlichen Helden und Heldinnen, die in stiller Verborgenheit ihre Siege errangen, unerwähnt lassen mufste. Diesen ebenso selbstbewufsten, wie hochherzigen Seelen aber, welche stark und standhaft sind im Entbehren wie im Ertragen, widmet die sittliche Beurteilung ihre Immortellenkränze. Th. Carlyle feiert die »grofsen stillen Menschen«, die im Reiche des Schweigens ihre Lebensaufgabe vollbringen, »die edlen stillen Menschen, hie und da ausgestreut, jeder in seinem Gebiete still denkend, still wirkend, von denen keine Zeitung meldet: sie sind das Salz der Erde ... Wehe uns, wenn wir weiter nichts hätten, als wir vorzeigen und sprechen können!«[15]

Die mit dem vieldeutigen Begriffe des Gemeinwohles einen bestimmten Inhalt verbinden, pflegen an den Lebensgenufs und weiterhin an die günstigen Lebensbedingungen der Kulturmenschheit zu denken. Besteht aber die sittliche Lebensaufgabe in der Erhaltung, Vermehrung und Ausbreitung der Kulturgüter, in der Mitwirkung zum Fortschritte in der Naturausbeutung, in der äufseren Lebenshaltung, im Gewerbe, Handel und Verkehr, in der Wissenschaft und Kunst, so sind die sog. Naturvölker darum sittlichkeitslos, weil sie in Kulturarmut leben und zu jenem Fortschritte nicht nur nichts beitragen, sondern ihm öfters im Wege stehen. Jede Handlung dagegen, die der Kulturentwickelung und daher der Völkerbeglückung dient, ist dann an sich oder ihrem Gehalte nach gut und lobenswert, mithin auch die Ausrottung der kulturscheuen und kulturfeindlichen farbigen Rassen. Demnach sind die englischen und die amerikanischen Kolonialpolitiker, welche zur Förderung der heimischen Krämerinteressen den Eingeborenen Australiens und der Südseeinseln und den indianischen Rothäuten wie wilden Tieren nachstellen, als Tugendmenschen anzusehen.

Die Lehre, dafs ein jeder nur für sein Volk oder für das Menschheitsganze da sei, führt weiterhin zu der bekannten unmenschlichen Forderung Platos und rechtfertigt sowohl die hassenswürdigen Vorschläge seitens der Neumalthusianer zur Beseitigung der Übervölkerung, als auch die grausame Unsitte jener Völker, die alle verkrüppelten und siechen Kinder aus der Welt schaffen, den alternden

Angehörigen die »zweite Kindheit« gewaltsam abkürzen und der Krankheit nicht Zeit lassen, die schwindende Lebenskraft vollends aufzuzehren. Sie stellt endlich an jeden das Ansinnen, dafs er sich allmählich oder auf einmal in vollendeter Selbstlosigkeit und Selbstvergessenheit auf dem Altare der Menschheit opfere. Man darf staunen über diese vielstimmige Zumutung eines sonst so selbstsüchtigen, weltfreudigen, opferscheuen Zeitgeistes und ist beinahe versucht, sie nicht ernsthaft zu nehmen. Um so weniger ist es verständlich, wie Darwin trotz seinem Auslesegesetze, das gerade der rücksichtslosen Selbstbehauptung den Sieg im Daseinskampfe verheifst, den Anschlufs an die in England herrschende Sittenlehre gewinnen konnte.

Der Fortschritt im sittlichen Leben rückt in eine äufserst ungünstige Beleuchtung, wenn die Steigerung und die Verbreitung des Wohlbefindens als höchstes Ziel und Ergebnis desselben hingestellt werden. Denn was hat die Menschheit während der langen Reihe von Jahrhunderten in dieser Hinsicht geleistet?

Niemand leugnet zwar, dafs gerade unsere Zeit mit fieberhafter Anstrengung und gewaltigen Mitteln an der Umwandlung der thränenreichen Erde in ein Glückseligkeitsparadies arbeitet. Und es ist ihr auch gelungen, die Wohlfahrtsbedingungen oder die Genufsmittel aufserordentlich zu vermehren. In Bezug auf Wohnung, Ernährung, Bekleidung, Verkehr und die Befriedigung vieler anderen Bedürfnisse sind die breiten Schichten des Volkes heutzutage viel besser gestellt als früher. Auch die Bildung ist in weitere Kreise gedrungen. Ist aber in gleichem Verhältnisse mit den Genufsgütern der Genufs selbst sowie die Zahl der Geniefsenden, der Glücklichen gewachsen? Nur hierauf kann es ankommen, wenn die sittliche Entwickelung am gesellschaftlichen Wohlbehagen gemessen werden soll. Die Menschen werden nicht dadurch zufriedener, dafs ihnen anhaltend vorgerechnet wird, wie herrlich weit sie es in der Verschönerung der Lebenshaltung, in der Vermehrung der Genufsgüter und in der Verfeinerung der Lebensgenüsse gebracht haben. Die hochgestiegene Menschheit der Gegenwart seufzt unter dem Hochdrucke von vielerlei Leiden, trägt schwer und schmerzlich an einer grofsen, blutenden, brennenden, stellenweise höchst gefährlichen Leidenswunde, die durch unberufene, marktschreierische Heilkünstler nur verschlimmert wird.

Die Weltschmerzweisen urteilen bekanntlich sehr abfällig über den Seligkeitswert der Errungenschaften, auf die unser Jahrhundert

so stolz ist. Sie haben sich mit einem »Juchhepessimismus« bewaffnet, um dem Grimm über die Qual und die Thorheit des Daseins hinreichend gewachsen zu sein und die »widerwärtige Alfanzerei«, welche Leben heifst, auf dieser »langweiligen Lehmkugel« mit leidlicher Gelassenheit zu ertragen. Eines solchen Galgenhumors bedarf man nun freilich nicht »um den Karneval der Existenz gemütlich mitzumachen«. Indessen ist zu beachten, dafs das Wohlbehagen nicht blofs von der Gelegenheit, sondern auch von der Empfänglichkeit, zu geniefsen, abhängt. Und diese sinkt um so tiefer, je leichter und häufiger jene sich darbietet. Durch die öftere Wiederkehr grofser Genüsse wird das Lustgefühl abgeschwächt, dagegen die Empfindsamkeit für Schmerz gesteigert. Verwöhnte Menschen sind nicht blofs schwer zufriedenzustellen, sondern werden auch durch kleine Unbequemlichkeiten sehr schmerzlich berührt. Daher stellt H. v. Kirchmann die Behauptung auf, dafs bei einigermafsen dauernden Verhältnissen die Menge der Glücksgüter auf die Gröfse des Glückes keinen Einflufs habe, und das letztere für Arme und Reiche, für Naturmenschen und Kulturmenschen gleich sei.[16] Die farbigen Söhne der Wildnis, die sich in ihren Jagdgründen oder auf ihren Weideplätzen wie Freiherren dünken, leben ohne Zweifel zufriedener als der weifse Proletarier, den man gelehrt hat, seine Menschenwürde zu verleugnen und zu vergessen, sich nur als ein höher entwickeltes Tierwesen und nebenbei als Anhängsel der Maschine zu fühlen, von Gott und einem andern Leben nichts mehr zu hoffen und zu fürchten.

Jedes Geschlecht hat von der fortschreitenden Kultur einen Zuwachs an Lebensglück erwartet und ist mit unerfüllten Hoffnungen ins Grab gestiegen. »Wozu aber zuletzt«, fragt Albert Schäffle, »diese ganze ungeheure, von Wehe- und Triumphgeschrei begleitete Bewegung des Aufsteigens und Niederganges? Zu höherer Beglückung, sagen die meisten. Allein eben da stimmen die besten Völkerkundigen in der Verneinung überein, soweit ihre Meinungen sonst von einander abweichen mögen. Aber wozu denn sonst? Diese Frage wird auch der letzte echte Kulturmensch, in dessen Haupte die untergegangene Hochkultur noch glühen wird, wie der Strahl der untergegangenen Sonne am Scheitel der Hochalpen, nicht wissenschaftlich, sondern nur im Ahnen und Glauben beantworten können.«[17]

Wird die ungleiche Verteilung der Genufsmittel durch eine entsprechende Verschiedenheit der Empfänglichkeit für Lust annähernd ausgeglichen, so darf die Menschheit sich nicht rühmen, durch Ver-

mehrung und Verbreitung der Kulturgüter das allgemeine Wohlbefinden wesentlich gefördert zu haben.

In einem nicht minder ungünstigen Lichte erscheint die sittliche Entwickelung, wenn die Abhängigkeit des inneren Glückes von den äufseren Glücksbedingungen in Wirklichkeit gröfser sein sollte, als in der Regel angenommen wird. Jeremias Bentham (1748—1832) z. B. hat den Reichtum als das Hauptmittel zur Erzeugung von Lustgefühlen bezeichnet, da dieser den Zugang zu allen anderen Gütern und Genüssen eröffne. Demgemäfs hat er die Hauptaufgabe des Staates in die Förderung des Wohlstandes und in die Sicherung des Privateigentums verlegt, was ihn freilich nicht abhielt, die Wucherfreiheit zu verteidigen. Obwohl der Wohlstand nicht gleichbedeutend mit Wohlbehagen ist, und die Dürftigkeit nicht notwendig unzufrieden macht, so erzeugt doch in ungezählten Fällen die Abwesenheit günstiger Daseinsbedingungen eine Menge von Unlustgefühlen. Ist nun das allgemeine Beste der höchste Zweck und Mafsstab alles sittlichen Strebens und Schaffens, so hat die Gesellschaft eine schwere Unterlassungssünde begangen, indem sie es versäumte, eine mehr gleichmäfsige Verteilung der Genufsmittel vorzunehmen. Und wollte sie sich durch die Aussage entlasten, dafs jeder einzelne seines Glückes Schmied sei und durch ein bifschen mehr Geld oder Bildung nicht zufriedener werde, so würde sie auf die sittliche Bedeutung und Bestimmung, die ihr von den Vertretern der Wohlfahrtslehre zugewiesen ist, verzichten.

»Wollen wir uns auf das gesellschaftliche Befinden einschränken,« sagt Rudolf Eucken, »das Leben wäre der unerträglichsten Enge und Öde eines Spiefsbürgertums unrettbar verfallen, und jene ganze utilitaristische Strömung, die so direkt alles zum Glück wenden will, sie stünde schliefslich wehrlos vor der Frage, ob denn jenes ganze Leben in Wahrheit ein echtes Glück ergäbe, ob es überhaupt lebenswert wäre, ja ob selbst nach dem Mafsstabe des Nutzens der Ertrag all die unsägliche Mühe und Arbeit lohnte.«[18] Die zeitliche Menschenwohlfahrt und der an ihr arbeitende Menschheitsdienst können nur richtig geschätzt werden, wenn sie auf den Endzweck und das Endziel der Menschheit bezogen und dem einen wie dem andern untergeordnet werden. Gerade als Mittel, jenem zu dienen und dieses zu erreichen, besitzen sie einen überirdischen und unvergänglichen Wert oder den Charakter des sittlich Guten, das unter allen

Arten des Guten, des Nützlichen wie des Ergötzlichen unbedingt den ersten Rang beansprucht und behauptet.

Die Lobredner des Wohlfahrtsstandpunktes sind reich an schönen Worten, reden aber auch nur Worte, wenn sie über die Fruchtbarkeit ihrer Grundsätze Rede und Antwort stehen sollen. Lassen sie sich selbst bei allen ihren Handlungen vom Gedanken an »das gröfstmögliche Glück der gröfstmöglichen Anzahl« bestimmen? Über was für Abschreckungs- und Bekehrungsmittel verfügen sie? Es ist begreiflich und kommt vor, dafs ein Schlemmer, ein Trunkenbold, ein Lüstling um der Selbsterhaltung willen dem Laster entsagt; man hat aber nie davon gehört, dafs ein solcher durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl sich antreiben liefs, seine Lebensweise zu ändern. Was für Trostgründe stehen den Wohlfahrtslehrern zu Gebote, wenn sie in die Hütte des Armen oder an die Lagerstätte des Kranken treten oder sich selbst in der unglücklichen Lage sehen, dem Gesellschaftsglücke hinderlich zu sein? In ihren Augen verliert jedes Menschenleben die Daseinsberechtigung, sobald es zur Mehrung der gesellschaftlichen Lustmenge untauglich wird.

Ein vom Positivismus berauschter Sinn ist stolz darauf, durch den Vater desselben, August Comte, an die Stelle Gottes die Menschheit als das grofse und höchste Wesen eingesetzt zu sehen. Manche Sittenprediger dieser Richtung spenden im Anschlusse an ein bekanntes Dichterwort rührselige Ermahnungsreden, man möge sich vom Anblicke und Gefühle des Einzeldaseins zur Betrachtung des Ganzen und Gemeinmenschlichen emporschwingen, in ihm leben und weben, das persönliche Schicksal in das Menschheitsverhängnis versenken und jedes Leid in das Meer des Weltschmerzes ausgiefsen. Man darf bezweifeln, dafs sie die Wirksamkeit dieses Trostes gerade dann an sich erfuhren, als sie dessen am bedürftigsten waren. Die Wahrnehmung, dafs einige von ihnen nach dem frohen Lebensgenusse schielen, während sie im Gefühle für die Menschheit und deren angeblich endlose Entwickelung zu schwelgen scheinen, stimmt mifstrauisch und begründet den Verdacht, dafs sie heimlich mit Herbert Spencer, Henry Sidgwick, W. H. Rolph, B. Carneri, Alfr. Barratt und andern darwinistischen Sittenlehrern den Schwerpunkt des sittlichen Strebens und Schaffens von der Mitarbeit am Kulturfortschritte und Gemeinwohle hinweg in die Befriedigung des privaten Glückseligkeitsbedürfnisses verlegen.

Es mag zwar zu allen Zeiten und unter allen Völkern Seelen

gegeben haben, die sich lediglich durch den Gedanken an das Vaterland, an das Wohl oder Wehe der Mit- und Nachwelt zu plötzlichen Grofsthaten der Selbstaufopferung anfeuern liefsen. Gleichwohl bleibt es wahr, dafs derselbe nur dann die Tugenden eines stets bereiten Opfermutes, einer unbeugsamen Standhaftigkeit und einer nie ermüdenden Geduld begründet, wenn auf dem Grunde der Seele eine göttliche Stimme wiederhallt, und im Hintergrunde des Bewufstseins die Jenseitshoffnung leuchtet, welche den Ausblick auf ein überirdisches und unvergängliches Ziel eröffnet und den tapferen Streitern fürs Vaterland den Eintritt ins Elysium, in die Walhalla verhiefs. Die Geschichte erteilt uns die Belehrung, dafs der Niedergang der Sittlichkeit überhaupt und die Erkaltung des Gemeinsinnes und der Vaterlandsliebe insbesondere mit dem Religionsverfall gleichen Schritt hält. Wer möchte sich angesichts der Forderung, das Leben preiszugeben, durch den mageren Trost abfinden lassen, dafs dieses Opfer das letzte sein soll? Gerade darum ist es so hart und schwer, weil es das letzte ist und dem reinen Diesseitsmenschen alles nimmt. Friedrich Jodl weifs sich am Gefühle des grofsen natürlichen Zusammenhanges der Menschen recht zu erwärmen; jedoch meint auch er, dafs »nur wenige Naturen die Kraft haben, auf jeden andern Glauben zu verzichten, als den an die Macht und Majestät der Menschheit«.[19]

In eine Lebensanschauung, die zu sittlichem Thun begeistern soll, müssen Bilder von einer anderen Welt und Wirklichkeit hineinfallen, als der darwinistischen Weltansicht zur Verfügung stehen. Menschheit ist ein erhebendes, zu edlen Thaten ermunterndes Wort; es wird aber leerer Schall, wenn eine blinde, ziellose Entwickelung das Endziel der Menschheit, mithin die ganze Menschheitsgeschichte ein sinnloser Lärm ist. Das Bewufstsein, ein Glied in der Kette von Lebewesen zu bilden, die insgesamt dem Zufall preisgegeben sind, nach einem kurzen Einzeldasein in den Kreislauf des Stoffes zurückkehren und schliefslich ins Weltgrab hinabsinken, kann niemanden beruhigen, geschweige erfreuen. Den Gedanken des Alleinseins der Menscheit mit sich selbst ohne Beängstigung zu ertragen, ist nicht schwieriger, als unbekümmert am Einzeldasein zu haften.

Kann es denn, hören wir immer wieder fragen, dem einzelnen Menschen nicht genug sein, sich als Glied des Menschheitsganzen zu fühlen und mit der Hoffnung, dafs er in ihm fortleben werde, zu sterben? »Ihn tröstet,« meint G. von Gizycki, »der Gedanke an sein wohlverbrachtes Leben und seine Liebe zu den Überlebenden,

deren Kindern und fernsten (?!) Kindeskindern. Wenn der Tod die ihm teuersten Wesen von seinem Herzen reifst, so weifs er, dafs die ganze Menschheit der Gegenstand seiner Liebe sein sollte.« »‚Freund Hein‘ lehrt uns lieben. Und um so heifser läfst er uns lieben, wenn er wirklich Tod, ein letztes Ende ist, dem kein Wiedersehen folgt.«[20]

Sollte es wirklich ernst gemeint sein, den bedrohten Lebenswillen und Lebenswert in eitler Selbsttäuschung wohl geborgen zu wähnen? Weder das leibliche Fortleben in den Nachkommen, noch das geistig-sittliche Fortwirken in der Nachwelt wird dem Bedürfnisse des Menschengeistes gerecht. Denn das eine wie das andere ist nicht ein selbsteigenes, sondern ein fremdes Leben, nicht ein Sein für sich, sondern für andere und in andern und nur solange, als diese es dulden wollen. Dasselbe trägt keinerlei Gewähr der Dauer in sich, da es ganz und gar von äufseren Bedingungen, von der Laune des wankelmütigen Menschenwillens und von der Gunst des unberechenbaren Naturwaltens abhängt. Wer bürgt denn den Wohlthätern der Menschheit dafür, dafs der Samen aufgeht, den sie ausgestreuet, dafs die Früchte ihrer edlen Thaten reif werden und neue Frucht erzeugen? Die Geschichte ist nicht arm an Beispielen, dafs ein Volk seine besten Söhne verlassen, verraten oder vergessen hat. Manche der geschichtlichen Unsterblicheit würdige Namen wären samt ihren Schöpfungen für immer erloschen, hätte nicht eine höhere Hand sie in das Buch des Lebens eingetragen.

Wie kann der Blick auf das Menschheitsganze ein erhebender und tröstender Lichtblick sein, da dem ganzen Geschlechte dasselbe Verhängnis bevorsteht, von welchem der einzelne im Tode betroffen wird? Die weisen Tröster, denen die Menschheit alles gilt, das einzelne Menschenwesen dagegen nichts als eine vorübergehende Erscheinung und Gestaltung von Kraft und Stoff, wollen uns sagen, wo die Menschheit sein werde, nachdem sie selbst und alle, die eines Sonderdaseins sich erfreuen, durch den Verlust desselben sich selbst werden verloren haben. Sie mögen Nullen auf Nullen häufen: sie können ihnen keine Wertziffer vorsetzen und kein Ergebnis aus ihnen herausrechnen. Die Menschheit hat nur Sein und Bestand in ihren einzelnen Gliedern, die, gerade als Glieder, d. i. als persönliche, für sich bestehende Teile des Ganzen, nicht berechtigt, geschweige verpflichtet sind, sich als Werkzeuge gebrauchen und verbrauchen zu lassen. Es ist vermessen, einen Scharfsinn herauszufordern, der die

Menschheit ohne Menschen zu finden weifs; ihm gegenüber kann man für nichts gutstehen.

Der oberste Mafsstab des sittlichen Verhaltens steht so hoch über jedem zeitlichen Wohle, wie das unendliche Gut über den endlichen Gütern, wie der unbewegliche End- und Hauptzweck über den wechselnden Mittel- und Nebenzwecken. Dies ahnen auch diejenigen, welche von ihrem entwickelungsgeschichtlichen, rein diesseitigen Standpunkte aus ihre Lebensansicht durch die Erhebung des einzelnen wie des menschheitlichen Daseins zum Alldasein zu erweitern suchen. Wie immer jedoch sie sich dieses Endschicksal denken mögen: sie scheinen es nicht anders deuten zu können denn als Untergang des persönlichen Menschenwesens entweder im Allgeiste oder im Allstoffe. Die Selbstvernichtung der menschlichen Einzelpersönlichkeit aber, sei es in der Allgottheit, sei es im unbewufsten All-Einen, sei es in der Weltseele, sei es im Weltganzen, kann kein begehrenswertes Endziel sein. Das Ansinnen einer bis zur Selbstverneinung gesteigerten Selbstentsagung ist naturwidrig, ein grausamer Hohn auf das Persönlichkeitsbewufstsein, auf den unzerstörbaren und ungestümen Naturdrang der Selbstliebe, der Selbstbejahung und Selbstbehauptung.

Gleichwohl soll die Hingebung an das Weltganze Heldennaturen erzeugen. »In uns erfreut sich die Natur ihrer selbst,« predigt G. von Gizycki; »in uns erblüht sie selbst ja zum Bewufstsein; und der Grund, welcher beständig neue Blüten hervortreibt, bleibt ewig erhalten. Lafst uns unsere Selbstsucht, unsere Eitelkeit und Unbescheidenheit aufgeben: die unwahre absolute Scheidung von uns und der übrigen Natur; tauchen wir mit unserem Gemüte ein in das unendliche Auf- und Niederfluten der physischen und geistigen Entwickelungen, erweitern wir unser Ich, bis es die ganze Welt umschliefst, und wir werden die Ewigkeit erleben.«[21] In ähnlichem Wortschwalle gefällt sich der darwinistische Sittenlehrer B. Carneri: »Sterbend fliefsen wir, fliefst unser Geist wie unser Körper und alles, was wir lieben, in die ewige Werkstätte zurück, aus der unser Ich, das winzige, hervorgegangen ist. Es liegt etwas Unendliches in diesem Gedanken, und der in ihn sich zu versenken gelernt hat, wird darin einen unerschöpflichen Born der Beruhigung finden.«[22]

Diese »Beruhigung« kann nur ein Vorgefühl ewiger Grabesruhe sein, da jener »ewigen Werkstätte« ein Zustand ewiger Erstarrung bevorsteht. Die sich durch die Weltumarmung beglückt fühlen, vergessen, dafs sie sich an den künftigen Weltleichnam hängen. Wilh.

Wundt findet den Gedanken unerträglich, »dafs die Menschheit mit ihrer gesamten geistigen und sittlichen Arbeit spurlos verschwände, und dafs von allem dem absolut nichts, nicht einmal in irgend einem Bewufstsein eine Erinnerung zurückbliebe. Darum richten wir überall, wo dem Einzeldasein Grenzen gezogen sind, unsern Blick über dieses hinaus und erfreuen uns an der Hoffnung auf die Zukunft der grofsen socialen Gemeinschaften, denen wir angehören, und mit denen wir an bleibenderen sittlichen Zwecken arbeiten; und wo auch diese Gemeinschaften unserem in die Zukunft gerichteten Blicke verschwinden, da leben wir der Zuversicht, dafs die humanen sittlichen Zwecke, in denen endlich alles Einzelne aufgeht, niemals verschwinden werden. Solche Zuversicht ist kein Wissen, sondern ein Glauben.«[23]

Dieser Glaube aber greift über das Diesseits hinaus. Denn Clausius hat das Grundgesetz entdeckt, welches allen Hirngespinsten von der Ewigkeit des Weltlebens ein jähes Ende bereitete. Der Ausgleich aller Wärme- und Bewegungsunterschiede bedeutet und bewirkt den Weltuntergang. Nun aber »strebt die Entropie des Universums einem Maximum zu«, d. h. das Gleichgewicht der Temperatur wird eintreten, und daher das Weltall zu ewigem Tode in sich selbst erstarren. Und lange vor dem Stillstande der Weltuhr wird die Sonne erloschen sein, und noch früher wird auf unserm und allen übrigen Planeten jedes Leben aufgehört haben. Dieses Gesetz »will unserem eigenen Geschlechte,« wie v. Helmholtz bemerkt, »wohl ein langes, aber kein ewiges Bestehen zulassen. Es droht ihm mit einem Tage des Gerichtes, dessen Eintritt es glücklicherweise noch verhüllt. Wie der Einzelne den Gedanken seines Todes ertragen mufs, so mufs es auch das Geschlecht; aber es hat vor andern untergegangenen Lebensformen höhere sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist, und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt.«[24] Manchen freilich will eine solche Vollendung der menschheitlichen Aufgaben nicht genügen; aber die von ihnen erträumte Endlosigkeit der Fortschrittsbewegung sehen wir unter naturwissenschaftlicher Beleuchtung ins Weltgrab einmünden. Der Gedanke jedoch, dafs die arbeitende, ringende, duldende Menschheit spurlos vom Erdboden verschwinden und nichts, gar nichts, nicht einmal eine blasse Erinnerung von dem zurücklassen soll, was sie erstrebt und erreicht hat, drückt wie Bleigewicht auf die Seele, selbst wenn dessen Erfüllung auf Jahrmillionen hinausgeschoben wird.

Friedr. v. Hellwald hat sich etwas darauf zu gute gethan, in

seiner »Kulturgeschichte« den darwinistischen Entwickelungsgedanken im grofsen Mafsstabe durch die ganze Menschheitsgeschichte zuerst durchgeführt zu haben. Mit einer seltsamen Ironie aber beschliefst dieser abgesagte Feind jeder von Zweckvorstellungen getragenen Weltanschauung sein zweibändiges Werk mit einem grofsen Fragezeichen, das ihm durch sein vorschauendes Gesicht vom Untergange der gesamten Lebewelt abgenötigt wird: »das Menschengeschlecht, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?«[25] Dieses Fragewörtchen ist die kürzeste Bankerotterklärung der entwickelungsgeschichtlichen Welt- und Lebensanschauung. Der es ausgesprochen, »würde besser gethan haben,« meint R. Rocholl, »nicht mit jenem ‚Wozu' zu schliefsen. Es könnte auch im arglosesten Leser nur Verdacht gegen die wohlfeile und träge Sättigung dieser Geschichtsauffassung erregen.«[26]

Wie das Leben, so krankt auch die Wissenschaft der Neuzeit vielfach an »ekler Sattheit«. Nicht ein gesundes, frisches, kraftvolles Denken, sondern geistige Abgestumpftheit und Erschöpfung lächelt über den tröstlichen Glauben, dafs ein überweltliches Wesen, wie es mit Weisheit und gnädiger Fürsorge an der Schwelle des menschlichen Daseins gewaltet, so auch demselben ein überirdisches Endziel gesetzt habe. Und doch vermag im letzten Grunde nur dieser Glaube unseren Willen zum sittlich guten Leben dauernd anzuhalten und zu verpflichten. »Alle sittliche Veredlung unseres Wesens,« schreibt Wilh. v. Humboldt, »stammt aus dem Gefühle der Ausdehnung unseres Daseins über die Grenzen dieser Welt.«[27]

»Wir kennen kein willkürliches Handeln ohne Gefühle und Triebe,« bemerkt Wundt; »nur in Verbindung mit gefühlsstarken Vorstellungen besitzt der Wille Wirklichkeit.«[28] Er hat insofern Recht, als jeder freien Willenthat eine Zweckbeziehung oder Absicht und dieser ein Beweggrund vorausgeht. Ist denn aber die Vorstellung von einem endlosen, ziellosen, sinnlosen Fortschritte oder der Fernblick ins Weltgrab so gefühlsstark, dafs er den Willen bewegt oder gar das Pflichtgebot auslöfst, mit Aufopferung des eigenen Glückes und Daseins den Entwickelungsprozefs zu fördern, an der werdenden, aber sich nie verwirklichenden Weltharmonie mitzuarbeiten? Der bekannte Kulturgeschichtschreiber Joh. Scherr schlofs seine letze Vorlesung mit folgendem Verzweiflungsgeständnisse: »Das grofse Sphinxrätsel: warum der Mensch, und wozu die Weltgeschichte? wird nie gelöst werden. Auch dann nicht, wenn mit dem Aufhören der

Lebensfähigkeit des Erdballes das Aufhören der Menschheit von selbst gegeben sein wird. Wir müssen das eben mit Resignation hinnehmen und die uns auferlegte Arbeit thun, wie sie unsere Vorfahren thun mufsten, und unsere Nachfahren werden thun müssen. Und das wäre das Resultat, das der Trost, welchen die Kulturgeschichte zu gewinnen und zu spenden vermag? Ich weifs kein anderes Resultat und keinen andern Trost.« Ein Vernichtungsurteil über diese trostlose, alles Lebens- und Sittlichkeitswertes bare Weltanschauung hat Scherr selbst gefällt, indem er als unvermeidliche Folgen derselben eine »niederträchtige Resignation« und eine »vollständige, physiche und moralische Versumpfung der Menschheit« hinstellt und dann fortfährt: »Wer wollte und sollte sich noch irgendwie abmühen, wer wollte streben und ringen, wenn die Geschicke der Menschheit mit der eintönigen, mechanischen Regelmäfsigkeit und unerbittlichen Stetigkeit des Auf- und Niedergehens der Gestirne sich erfüllten!«[29]

Theobald Ziegler will sich allerdings durch die trübe Zukunft nicht beirren lassen. Wenn wir am Kulturfortschritte mitarbeiten, »dann können wir uns,« meint er, »vorahnend schon des Blattes der Geschichte freuen, auf dem dereinst der Anteil unserer Generation an der Kulturentwickelung der Menschheit verzeichnet und gewogen sein wird.«[30] Ob ihm nicht doch durch die gewisse Aussicht, dafs dieses Blatt der Geschichte im Weltbrande zu Asche werden soll, die Freude sehr vergällt wird? Und was nützen ihm seine Werke, wenn sie ihm nicht nachfolgen oder zu gute kommen? was aller Ruhm bei der Nachwelt, den er selbst nicht geniefst? Der Lebenswille hat die Erhaltung, der Vollendungs- und Seligkeitstrieb die allseitige Läuterung und gröfstmögliche Bereicherung des Ich zum Gegenstande. Wer mit ganzer Seelenruhe den Gedanken beherbergen kann, sich mit seinem selbsteigenen, persönlichen Wesen und seinem besonderen Schicksale in der Unendlichkeit der Dinge verlieren zu müssen, wie der Wassertropfen im Meere verschwindet, der ist noch nicht wahrhaft zu sich selbst gekommen. Und wer gar sittliche Kraft und Erhebung vom neueren Entwickelungsgedanken begehrt oder erhofft, ist für dessen Standpunkt noch nicht reif.

Ein jeder, der es ablehnt, an ein überweltliches und unendliches Gut, an ein dauerndes, jenseitiges Endziel zu glauben, mufs auf einen allgemein und unbedingt gültigen Begriff, auf einen unveränderlichen, vom Zeitenwandel unabhängigen Wertmesser des sittlich Guten verzichten.

Nur die Religion eröffnet einen Ausblick dorthin, wo allein eine feste sittliche Lebensanschauung und Lebensregel zu gewinnen ist, auf den persönlichen Urheber und Erhalter, Beherrscher, Ordner und Vollender alles Seins. Ihr indes eine feindliche oder unfreundliche, wenigstens gleichgültige Miene zu zeigen, ist heutzutage »wissenschaftliche« Mode, der die entwickelungsgeschichtliche Behandlung des Sittlichen nicht zum wenigsten huldigt. Gleichwohl haben hervorragende Vertreter dieser Richtung das Bedürfnis, beim religiösen Bewufstsein Anleihen zu machen, nicht verleugnen können. Sie halten die Religion für notwendig, weil sie den allen Entwickelungsstufen gemeinsamen und unentbehrlichen Gedanken liefere, dafs es einen unendlichen Zweck geben müsse. »Man kann«, meint Fried. Jodl, »die Menschheit und ihre geschichtliche Arbeit vollkommen begreifen, wie der Positivismus thut, auch ohne immer jenes geheimnisvolle Band vor Augen zu haben, das sie mit dem innersten Grunde des Seins verknüpft; aber ein Etwas bleibt unausgesprochen im Hintergrunde, was keine abschliefsende Weltformel wird entbehren können.«[31] Sehr oft endet das Weltbild, das so fröhlich mit einem positivistischen Kopfe begonnen wurde, in einem metaphysischen Schweif mit der Aufschrift: das »Unbekannte«, das »Unerkennbare«, welches wie ein Gespenst hinter jedem Gegenstande und Vorgange der Erscheinungswelt lauert. Das liebe Vieh gehorcht unverbrüchlich dem positivistischen Verbote, sich über diese zu erheben. Der vernunftbegabte Geist aber wird an der Sinnenwelt nicht satt, sondern späht und verlangt auch nach dem Übersinnlichen.

Die Frage nach dem obersten Wertmesser und Gesetze des menschlichen Verhaltens ist gleichbedeutend mit der nach dem höchsten und schlechthin notwendigen Endzwecke des menschlichen Daseins. Mit diesem steht und fällt jede wahre sittliche Richtschnur und Verpflichtung. Und nur im Zusammenhange mit ihm können die beiden Grundthatsachen des sittlichen Einzel- und Völkerbewufstseins, nämlich die einzigartige Wertschätzung des sittlich Guten und die unbedingte Verbindlichkeit des sittlichen Gesetzes, begriffen werden. Der höchste und schlechthin notwendige Endzweck des menschlichen Daseins aber ist offenbar im obersten Weltzwecke eingeschlossen. Und dieser kann nur vom Weltschöpfer selbst gesetzt sein. Denn dem schöpferischen Willen allein steht es zu, den geschaffenen Wesen ein Endziel überhaupt und namentlich ein solches von unbedingter Notwendigkeit zuzu-

weisen, da er einerseits vermöge der unendlichen Vollkommenheit des Gegenstandes, durch den seine Richtung und Thätigkeit innerlich bestimmt wird, allein eines durchaus unbedingten Wollens fähig ist und anderseits durch die höchste Weisheit und Heiligkeit unwandelbar geordnet oder auf das sittlich Gute gerichtet ist.

Der menschliche Wille wird offenbar nur dadurch sittlich gut, dafs er dem in sich oder wesenhaft und unveränderlich guten Willen sich gleichförmig macht, mithin von ihm die Richtschnur und das Gesetz seiner freien Selbstbestimmung annimmt. Die höchste sittliche Vollkommenheit aber ist das lauterste, entschiedenste und beharrlichste Wollen des Guten, eignet mithin jenem Willen, der unmittelbar und unwandelbar auf den würdigsten Gegenstand oder auf den höchsten Endzweck alles Wollens gerichtet und in seiner ganzen Selbstbethätigung von der ungeteilten und reinsten Liebe zum unendlichen Gute getragen und durchdrungen ist. Der Endzweck aber und das höchste Gut ist der Schöpfer selbst. Daher besteht die vollkommenste sittliche Gutheit einfach in der Heiligkeit des göttlichen Willens, d. i. in jener unendlichen Hochschätzung und Liebe, welche Gott notwendig sich selbst erweist. Sie ist das Ur- und Vorbild, der oberste Wertmesser und das höchste Gesetz aller geschöpflichen sittlichen Gutheit. Und der unvergleichliche Wert der letzteren beruht in dem unzertrennlichen Zusammenhange derselben mit dem höchsten Weltzwecke und Gute: sie ist das unumgängliche Mittel, jenem zu dienen und dieses zu erreichen.

Gott, als der Weltgrund, ist auch der oberste Weltzweck und das höchste Weltziel. Aus ihm, als der ersten Wirkursache, ist alles hervorgegangen; ihm, als der letzten Zweckursache, ist alles untergeordnet und dienstpflichtig; zu ihm, als dem Endziele, strebt alles hin, kehrt alles zurück. Er ist das Alpha und Omega alles geschöpflichen Seins, Geschehens und Wirkens: der Anfang der Weltbewegung, der Träger der Weltleitung, der Grund der Weltvollendung. Da er in sich und durch sich unendlich vollkommen und selig, mithin keinem Bedürfen oder Entbehren und keinem eigentlichen Begehren oder Verlangen unterworfen ist, so können die Wesen und Güter aufser ihm nicht in dem Sinne Gegenstand, Zweck oder Ziel seines Wollens sein, als ob er von deren Besitze oder Genusse eine Vermehrung seiner Vollkommenheit oder eine Ergänzung seiner Seligkeit zu erwarten hätte. Das Wirken Gottes nach aufsen kann daher im tiefsten und letzten Grunde nichts anderes bezwecken, als eine Kund-

gebung seiner in sich schlechthin vollendeten Vollkommenheit, Herrlichkeit und Seligkeit an und in den Geschöpfen. Wie alles durch Gott ist, so mufs alles auch für ihn und um seinetwillen da sein, hat für ihn zu streben, ihm zu dienen und ihn zu ehren. Es stand ihm vollkommen frei, zu schaffen, oder nicht zu schaffen. Wenn er aber wollte, dafs Wesen aufser ihm vorhanden seien, so konnte er dieselben nur in Übereinstimmung mit jenem kraftvollsten und entschiedensten Willen hervorrufen, mit welchem er seine eigene Wesenheit bejaht, behauptet und liebend umfängt, mufste daher sich selbst, seine äufsere Selbstverherrlichung, ihnen zum Endzwecke setzen. Hätte er völlig selbständige Zwecke neben sich dulden wollen, so wäre er von sich selbst abgefallen, wäre seinem Heiligkeitswillen untreu geworden und hätte seinen unbedingten Macht- und Herrscherwillen preisgegeben.[32]

Durch den Weltzweck ist von selbst eine Weltordnung gefordert, kraft deren alle Weltwesen auf eine ihrer Natur angemessene Weise auf ihn bezogen und ihm entgegengeführt werden. Sie mufste demnach für vernunftbegabte, mithin der Überlegung und Selbstbestimmung fähige Wesen eine sittliche Ordnung oder ein Sittengesetz sein. Daher ist der zwecksetzende und weltordnende Wille Gottes die oberste Sittenrichtschnur, und die von ihm stammende Weltordnung ist das sittliche Ur- und Grundgesetz für alle zum freien oder sittlichen Handeln befähigten Geschöpfe.

Das Leben des Urbildes ist die ein- für allemal gegebene, unabänderliche und unantastbare Regel für das Verhalten des Ebenbildes. Da nun Gott, als der Urgrund und Inbegriff aller Vollkommenheiten, sich selbst über alles schätzt und ehrt und durch die gröfste Liebe und Verherrlichung seiner selbst unendlich heilig oder, wie der Heiland sagt, »allein gut«, d. i. die wesenhafte Heiligkeit oder Gutheit, ist, so kann es keine sittliche Gutheit geben, die nicht im letzten Grunde auf der Übereinstimmung mit dem göttlichen Heiligkeitswillen beruhte, an ihm ihren obersten Mafsstab hätte, mithin gleich ihm alle Zwecke und Güter dem höchsten und allbeherrschenden Weltzwecke oder der Ehre Gottes unterordnete. Der göttliche Wille, nicht als blofser Macht- oder Herrscherwille, sondern innerlich bestimmt und geordnet durch die wesenhafte Weisheit und Heiligkeit, ist der Urheber der sittlichen Weltordnung und somit die unveränderliche Richtschnur des sittlich Guten, der ewige Urgrund aller sittlichen Wertbestimmung, Gesetzgebung und Verpflichtung. Das

Grundgesetz unseres sittlichen Verhaltens also lautet auf Gottesdienst. Dieser bildet den Kern und die Krone unserer sittlichen Lebensaufgabe. In ihm laufen zuletzt alle sittlich guten, erlaubten, menschenwürdigen Zwecke zusammen. Daher ist die Liebe zu Gott der Beweggrund, in den schliefslich alle edlen Antriebe und Gesinnungen münden. Wer aus einer Selbst- oder Menschenliebe, die der Gottesliebe untergeordnet ist, das eigene oder fremde Wohl auf vernunftgemäfse Weise zu erhalten oder zu vermehren sucht, der dient Gott und handelt sittlich gut.

Daher heifst kurz das ganze Sittengesetz: du sollst Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst lieben. Wird das Gebot der Gottesliebe aufgehoben, so kommt auch das der Nächstenliebe in Wegfall, und es bleibt nur übrig: du sollst dich selbst lieben. Und über dieses Gebot kann die darwinistische Sittenlehre nicht kinauskommen.

Dasselbe Ergebnis, zu welchem wir durch die Betrachtung des höchsten Schöpfungszweckes gelangt sind, gewinnen wir, wenn wir von den Thatsachen unserer inneren Erfahrung, nämlich vom Glückseligkeitsverlangen und vom Gewissen, ausgehen. Das eine wie das andere bezeugt, dafs nur Gott das Endziel, mithin der oberste Mafsstab des sittlichen Lebens sein kann.

Im Glückseligkeitstriebe, der durch endliche Güter nicht befriedigt werden kann, sondern nach dem Besitze und Genusse des unendlichen Gutes trachtet, besitzt der Mensch eine anerschaffene Richtung auf Gott, als sein höchstes Seligkeitsgut oder als sein letztes Daseinsziel. Dieses hat er mithin auch als das unverrückbare Endziel und daher als die unverbrüchliche Richtschnur für sein freies Glückseligkeitsstreben anzuerkennen und stets im Auge zu behalten.

Das Bedürfnis und Verlangen nach Glückseligkeit ist unaustilgbar, unwiderstehlich und allgemein. Der Glückseligkeitstrieb, den Im. H. Fichte den »Grundwillen« genannt hat, wirkt wie ein Naturgesetz. Alle Menschen gehorchen ihm infolge innerer Nötigung, indem sie unausgesetzt die allseitige Vollendung, mithin die vollkommene Beseligung ihrer Natur begehren. »Wir alle wollen gewifs glücklich sein,« sagt der hl. Augustin; »ein jeder pflichtet dieser Behauptung bei, noch bevor sie vollständig ausgesprochen ist.«[88] Der Lebenswille ist nicht so stark und standhaft wie der Glückseligkeitswille; jener kann in Lebensüberdrufs umschlagen, dieser verläfst auch

den Unglücklichsten, den am Glücke Verzweifelnden nicht. Der Selbstmörder sucht seinen Frieden in der Lebensvernichtung, in der Grabesruhe; die überlegte Selbsttötung ist feige Fahnenflucht im Kampfe ums Glück.

Das Glückseligkeitsbedürfnis aber findet seine volle Befriedigung niemals in Einzelgenüssen, sondern es späht und trachtet nach einem allseitigen und dauernden, also vollkommenen Seligkeitszustande. Jener allbeherrschende Grundtrieb, der alle menschliche Herzen und Hände bewegt, zielt nicht auf die Befriedigung dieses oder jenes Wunsches, sondern auf die Beruhigung des gesamten Strebens. Er gleicht dem Heimweh des Kindes in der Fremde, das im Vaterhause alles zu finden hofft, was sein Herz begehrt. Dafs aber ein solcher Glückseligkeitszustand hienieden unmöglich ist, haben die Sonntagskinder des Glückes, ein Salomon, ein Goethe erfahren und eingestehen müssen. Jeder Genufs steigert die Genufsbegierde und reizt, wie Salzwasser, den Glückseligkeitsdurst; selbst die höchste und lauterste Lebensfreunde gilt kaum als eine Abschlagszahlung auf den Wechsel, der auf vollkommene Befriedigung lautet.

Der Seligkeitsdrang, dessen Unwiderstehlichkeit, Unaustilgbarkeit und ausnahmlose Allgemeinheit durch das Einzel- und Völkerbewufstsein aller Zeiten unleugbar bezeugt werden, ist nur als ein in der menschlichen Wesenheit wurzelnder und daher ihr anerschaffener Trieb zu begreifen. Durch diese Thatsache aber wird das gesunde Denken zu der Folgerung genötigt, dafs auch die Bestimmung zur Glückseligkeit angeboren, mithin erreichbar sein müsse, wenn anders das Meisterwerk der ganzen sichtbaren Welt nicht ein unlösbares Rätsel oder einen unversöhnlichen Widerspruch darstellen soll. Denn gerade darum ist unserer Natur jener mächtige, allbeherrschende und beharrliche Trieb eingepflanzt worden, weil ihr die vollkommene Befriedigung desselben als Endziel gesetzt ist. Vergebens nämlich wären wir zur Seligkeit bestimmt worden, wenn uns die natürliche Bewegung oder Richtung zu ihr vorenthalten geblieben wäre.

Das Menschenleben vom ersten Wimmern des Säuglings bis zum letzten Röcheln des Sterbenden ist ein langer, anhaltender Schrei nach Glückseligkeit; die Geschichte der Völker, der ganzen Menschheit ist ein rastloses Rennen, eine ununterbrochene Jagd nach dem Glücke. Ist dieses Treiben zwecklos und der Trieb, der es verursacht, ziellos, so hat Gott dem Könige seiner sichtbaren Schöpfung

einen Stein statt des Brotes in den Schofs gelegt. »Der Mensch ist den Göttern ein Spielball,« hat Plautus einst gelästert, und er hätte wahr gesprochen, wenn wir nicht zur Glückseligkeit berufen wären. Ohne diese Bestimmung wäre unsere Natur das Erzeugnis planloser Willkür und das bejammernswerte Opfer einer ununterbrochenen Kette schmerzlichster Kämpfe, Enttäuschungen und Leiden. Der Gedanke, dafs nur die vernunftbegabten Lebewesen in einen unversöhnlichen martervollen Widerstreit zwischen Trieb und Ziel gestellt seien, und dafs ihr anhaltendes und ungestümes Seufzen nach Glück schliefslich durch drei Schaufeln voll Erde zur Ruhe gebracht werden solle, enthält die ungeheuerlichste Anklage und Lästerung gegen den Schöpfer. In der That verspottet Ed. v. Hartmann seinen Gott, das „all-einige Unbewufste«, als »das Dümmste, was man sich denken kann.« Und er treibt seinen mephistophelischen Hohn auf die Spitze, wenn er die erfolglos nach Glück ringenden Menschenkinder inmitten ihrer vereitelten Wünsche, zerstörten Hoffnungen, gescheiterten Unternehmungen, unverdienten Leiden mit der boshaften Frage neckt: »An wen richtet Ihr Eure Forderung auf Glück? Wodurch begründet Ihr sie? Habt Ihr denn ein Recht auf Glück? Nein, Ihr habt keines, so wenig Ihr eine Pflicht habet, Leid und Qual widerstandslos zu tragen. Ihr wollt das Glück, weil Ihr es wollt; solange Ihr Wollende seid, seid Ihr Glückwollende; denn so lange seid Ihr Willensbefriedigung Suchende. Und Ihr begreift nicht, dafs der vernunftlose Wille Eure Vernunft dabei zum Narren hat.«[34]

Wer den Anfang seines Daseins wahrhaft bejaht, kann das Endziel desselben nicht verneinen; wer an sich selbst zu glauben wagt, der mufs auch an sein Glück glauben. Wer mit voller Gemütsruhe den Widerspruch erträgt, nach der vollkommenen Seligkeit verlangen zu müssen, ohne für dieselbe geschaffen und veranlagt zu sein, der ist noch nicht vollkommen seiner inne geworden. Die Glückseligkeitshoffnung stammt vom Urheber unserer Natur; sie kann daher nicht Lüge sein, kann das verlangende Herz nicht täuschen. An ihr besitzt der Wanderer im Thränenthale eine zuverlässige Bürgschaft für die vollkommene Befriedigung seines Hungers und Durstes nach Glückseligkeit. Ohne diese Zuversicht, die gleich dem Mehle im Topfe und dem Öle im Kruge jener Witwe von Sarepta nicht abnimmt, würde er im Sehnen und Schmachten sich verzehren und einem Pilger gleichen, der keine Aussicht hat, jemals an das gesuchte Ziel zu gelangen.

Im Unterschiede von den vernunftlosen Wesen vermag und verlangt der Mensch, das unerschaffene und unendliche Seligkeitsgut, den Inbegriff, die Fülle und den Urquell aller erstrebenswerten Güter zu erkennen und zu lieben, mithin zu besitzen und zu geniefsen und somit an jener Seligkeit teilzunehmen, die Gott selbst durch die Anschauung und Liebe seiner wesenhaften Schönheit geniefst. In der Bestimmung zur vollkommenen Glückseligkeit also hat er die natürliche Richtung auf jenes höchste Gut empfangen, durch dessen Besitz und Genufs allein die allseitige Vollendung und die vollkommene Beseligung seiner Natur bedingt ist und bewirkt wird. Er ist mithin ebenso notwendig zur Ruhe und Wonne in Gott, wie zur Verherrlichung Gottes geschaffen. Jene ist das Endziel oder der innere Endzweck, diese der äufsere Endzweck des Menschen.

Beide Zwecke hängen naturnotwendig aufs innigste zusammen. Gott kann und will nur diejenigen Menschen selig machen, welche seine Verherrlichung als ihren obersten Daseinszweck anerkennen und diesen zu verwirklichen trachten. Anderseits sucht er seine äufsere Ehre darin, durch die vollkommene Beglückung der Menschen seine innere Herrlichkeit aufs glänzendste zu offenbaren. Daher ist die Erreichung des Endzieles von der Erfüllung des obersten Daseinszweckes abhängig. Und anderseits ist nur der Vollendete und Beseligte im stande, seinem Schöpfer die gröstmögliche Verherrlichung zu erweisen, dessen Vollkommenheiten auf die würdigste Weise darzustellen und abzuspiegeln. Die Fülle der Glückseligkeit deckt sich mit der gröfsten Tauglichkeit für den obersten Weltzweck. Wer also diesen zu verwirklichen strebt, ist auf dem sicheren Wege zum Endziele, und wer das unendliche Gut über alles schätzt und sucht, dient seinem höchsten Daseinszwecke.

Kann aber der Mensch seine Endbestimmung nur durch das unerschaffene Seligkeitsgut erreichen, so ist dieses für ihn unbedingt der oberste Wertmesser bei der Schätzung und Erstrebung der geschaffenen Güter. Es kann ihm nicht freistehen, die unumgängliche und unwandelbare Ordnung umzukehren und das höchste Ziel und Glück in endlichen Dingen, statt in Gott, zu suchen. Er ist vielmehr verpflichtet, jenes Gut, in welchem allein er seine vollkommene Ruhe und Befriedigung zu finden vermag, über alles zu lieben und durch diese Liebe sein gesamtes, im Glückseligkeitsstreben wurzelndes Triebleben zu regeln.

Man wende nicht ein, dafs das höchste Gut niemanden schliefslich entgehen könne, da ein jeder durch einen unwiderstehlich wirkenden Naturtrieb auf dasselbe hingeordnet sei. Wenn der blinde Glückseligkeitswille uns sicher zu unserem Endziele hinführte, so bedürften wir keiner anderen Richtschnur als ihn. Er aber gestattet uns eine Genufsfreiheit, die ihre Schranken nur an der Grenze unserer Genufsfähigkeit findet. Obwohl wir genötigt sind, stets unsere Glückseligkeit im allgemeinen zu erstreben, und daher einen Gegenstand nur unter der Voraussetzung zu begehren vermögen, dafs derselbe irgendwie ein Gut für uns ist, so sind wir doch frei in der Wahl des Glückseligkeitsgutes. Wir besitzen während des Erdenlebens diese Freiheit auch dem höchsten Gute gegenüber, das wir nur dann aus unvermeidlicher Nötigung unausgesetzt über alles lieben würden, wenn es uns, wie den Seligen des Himmels, vergönnt wäre, seine Schönheit und Herrlichkeit mit voller Klarheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Hienieden aber erkennen wir es höchst unvollkommen, sehen es nur, »wie im Spiegel« oder Bilde.

Der vernunftbegabte Geist, der von Natur dazu befähigt und berufen ist, sich selbst Ziele zu setzen, daher in freier Selbstbestimmung sich zum Endziele hinzubewegen und dasselbe durch Mitarbeit an der Verwirklichung des göttlichen Weltplanes zu erreichen, konnte nicht ausschliefslich auf das Naturgesetz des blinden Glückseligkeitsstrebens angewiesen bleiben, sondern mufste eine wirksame Ergänzung und Beschränkung desselben durch ein Freiheits- oder Sittengesetz erfahren. Der Glückseligkeitstrieb hascht ohne Wahl nach dem ersten besten Gute, das sich ihm darbietet und empfiehlt, unbekümmert darum, ob es dem vernünftigen Geiste geziemt oder nicht, ob es ihm auf dem Wege zum Endziele förderlich oder hinderlich ist. Hätte der wandelbare Wille keine andere Richtschnur als ihn, so stände es ihm frei, jeder Augenblicksbegierde zu folgen, den Augenblicksgütern nachzujagen und über ihnen den obersten Daseinszweck zu vergessen, das höchste Gut zu verlieren und somit die vollkommene Glückseligkeit zu verscherzen. Eine solche unbeschränkte, regellose Freiheit wäre unverträglich mit der vom Schöpfer gewollten Natur und Endbestimmung des Menschen. Wer das Ziel setzt, darf den Wegweiser nicht vergessen; wer den Zweck will, mufs auch die Mittel wollen. Der Schöpfer hätte weder weise noch liebevoll an den Erdenpilgern gehandelt, wenn er ihnen den Trieb, mithin die Bestimmung zur vollkommenen Beseligung und allseitigen Voll-

endung ins Herz gelegt hätte, ohne sie mit der Richtschnur zu diesem notwendig zu erreichenden Ziele zu versehen.

»Aus diesem Grunde hat Gott der Freiheit des Menschen das Gewissen zugesellt, auf dafs, wie im göttlichen Leben die vollkommenste Ordnung mit der vollkommensten Freiheit gepaart ist, so auch der Mensch in seiner Seele beides vereinigt besäfse: das Abbild der göttlichen Freiheit und das Abbild der göttlichen Ordnung, die Freiheit des Willens und das Gesetz des Gewissens.«[85] Und deutlicher und dringlicher noch, wie der Seligkeitstrieb, lehrt das Gewissen, dafs nur der zwecksetzende, weltordnende Wille Gottes die oberste Richtschnur unseres Verhaltens sein kann.

Das Gewissen ist nicht weniger eine allgemeine und unzerstörbare, mithin angeborne Mitgift der menschlichen Natur, wie der Glückseligkeitswille. In jedem Menschen macht es sich unwiderstehlich geltend als die von Gott stammende und auf Gott zielende Grundrichtung aller seelischen Grundkräfte, als die anerschaffene Hinordnung auf den obersten Endzweck und auf das höchste Gut oder Endziel und daher als die innere und unmittelbare Regel des sittlichen Lebens. Es ist nicht ein besonderes Vermögen neben den übrigen Seelenvermögen, sondern eine ihnen gemeinsame Anlage und Triebkraft, den Welturheber auch als Weltgebieter, als Weltzweck und Weltziel anzuerkennen, der Verherrlichung des Schöpfers alle Zwecke unterzuordnen und das unendliche Gut allen endlichen Gütern vorzuziehen, kurz: die sittliche Weltordnung oder das Sittengesetz zu beobachten.

Das Gewissen regelt und bindet den ganzen inneren Menschen oder ist der ganze innere Mensch, insofern er für das sittlich Gute befähigt und bestimmt ist, kann daher als der Schauplatz und Träger des gottgewollten und gottgefälligen Lebens bezeichnet werden. Es bethätigt sich durch Aussprüche, Antriebe und Gefühle sittlicher Natur. Das Wort »Gewissen« besagt, wie der ihm entsprechende Ausdruck im Lateinischen und Griechischen, ein Doppelwissen, d. i. ein fremdes Mitwissen des eigenen Wissens. Im Gewissen nämlich weifs sich der Mensch als ein Wesen von sittlicher Beschaffenheit und Bestimmung von Gott gewufst und gewollt, wird nach dem Erwachen der Vernunft ohne langes oder mühsames Nachdenken inne, dafs er den Allweisen und Allheiligen zum Gesetzgeber, den Allwissenden zum Zeugen, den unendlich Gerechten zum Richter und Vergelter und am Urquell aller Güter das höchste Seligkeitsgut

hat. Das sittliche Bewufstsein ist das Gottesbewufstsein in einer besonderen Form, nämlich der mit dem Pflichtbegriff erfüllte Gottesgedanke. Und die sittliche Seite des Willens und Gemütes ist das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, dem Weltordner, und der Hinordnung auf Gott, den Weltvollender. Das vorhergehende oder gesetzgebende Gewissen ist gleichsam die Stimme Gottes, das begleitende oder überwachende das Auge Gottes, das nachfolgende oder vergeltende für den Tugendhaften das beseligende Herz, für den Lasterhaften die strafende Hand Gottes. Im Gewissen weifs und fühlt sich die Seele an den Urgrund und an das Endziel ihres Daseins so innig und unzertrennlich gebunden, dafs sie in ihm eine Selbstgesetzgebung, ein Selbstgericht und eine Selbstvergeltung vollzieht. Denn sie vernimmt und empfindet die Urteile und Befehle, die Antriebe und Regungen, die Schrecken und Tröstungen desselben nicht als Kundgebungen einer draufsen stehenden, ihr rein äufserlich gegenübertretenden Macht, sondern als Wirkungen ihres eigensten Wesens- und Lebensgesetzes, ohne welches sie nicht sein und nicht gedacht werden kann.

Die eigenartigen Thätigkeiten und Zustände, Freuden und Leiden des Gewissens, nämlich Pflichtbewufstsein und Pflichtgefühl, der Druck der Schuld und das Hochgefühl des Verdienstes, Reueschmerz, Gewissensangst und Gewissensnot, Gewissenstrost und Gewissensfriede: alle diese gemeinmenschlichen Erscheinungen bleiben unverständlich, wenn der höchste Zweck und Mafsstab des Sittlichen anderswo erblickt wird als in dem weisen und heiligen Willen des Weltschöpfers, der sich selbst den Menschen zum Endzwecke und Endziele gesetzt hat. Das Gewissen ist uns ein stetes und starkes, durch keine Einwände zu entkräftendes Zeugnis, ein lebendiger, durch keine Trugschlüsse zu erschütternder Beweis dafür, dafs wir unserer Natur und Endbestimmung nicht anders als durch den Gehorsam gegen Gott zu entsprechen vermögen, nur durch die Übereinstimmung mit seinem Willen und Gesetze unsere Menschenwürde behaupten, unser Daseinsziel erreichen und unsern Lebenswert sichern können.

Dem Urteile unseres Gewissens zufolge behauptet die sittliche Gutheit unter allen Arten des Guten den höchsten Rang, und die sittliche Schlechtheit gilt als das schlimmste von allen Übeln. Im Gegensatze zu jenen krämerischen Sittenlehren alter und neuer Zeit, die im Widerspruche mit dem sittlichen Völkerbewufstsein das sittlich Gute mit dem Nützlichen verwechseln, hebt Plato hervor, dafs es

alle irdischen Güter überrage, und fordert daher, dafs man lieber jedes Unrecht leide, als selbst ein Unrecht begehe.[36] Diese einzigartigen Werturteile können nicht anders als durch eine vorherbestimmte Beziehung der sittlichen Gutheit und Schlechtheit zum unbedingt notwendigen Zwecke und Gute begründet, nur darauf nämlich zurückgeführt werden, dafs das sittlich Gute das unumgängliche Mittel, das sittlich Schlechte das einzige Hindernis zur Verwirklichung des obersten Endzweckes und für die Erlangung des höchsten Seligkeitsgutes ist.

Die unvergleichliche Vortrefflichkeit des sittlich guten Handelns offenbart sich ferner in der Unbedingtheit der Verpflichtung, deren Inhalt oder Gegenstand es bildet. Und dieser eigenartige Charakter des Pflichtgebotes läfst sich ebenfalls nur aus dem unzertrennlichen Zusammenhange des sittlich Guten mit dem höchsten Zwecke und Gute begreifen. »Die Pflicht«, sagt Viktor Cathrein, »ist der innerste Kern- und Angelpunkt der ganzen sittlichen Ordnung.«[87] Sie wird vom Gewissen erkannt und empfunden als die Notwendigkeit einer unbedingt sein sollenden Handlung oder Handlungsweise oder als die unbedingte Gebundenheit unseres Willens an das Sittengesetz. Lieber Tod als Schuld und Schande! ist der Wahlspruch der Pflicht, den nicht blofs die christlichen, sondern auch heidnische Sittenlehrer hoch gehalten haben. Sokrates und Regulus, Menschen jeder Rasse, Sprache und Religion sind für die Pflicht in den Tod gegangen.

Das Sittengesetz tritt als Ausdruck eines höheren Willens unserm Willen mit der Macht und Befugnis entgegen, von ihm bedingungslos, ohne Anwendung von Lohnverheifsungen oder Strafandrohungen Gehorsam zu fordern. Im Gegensatze zum Naturgesetze verursacht dasselbe keine Zwangshandlungen, sondern ist ein Freiheitsgesetz, das den Willen nötigt, ohne ihm Gewalt anzuthun. Es wendet sich nämlich an ihn mittels der vernünftigen Erkenntnis oder durch Zweckvorstellungen, die ihn bewegen, aber nicht fortreifsen. Die eigenartige Wirkung des Sittengesetzes ist die Verpflichtung, d. i. die erkannte unbedingte Gebundenheit an und durch dasselbe. Sie ist weder ein blinder Naturtrieb, noch ein eingebildetes Nötigungsgefühl, sondern die klar erkannte Notwendigkeit, dem sittlichen Gesetze ohne Rücksicht auf Lust- oder Unlustgefühle, auf nützliche oder schädliche Folgen zu gehorchen. Der Ankündigung des Pflichtgebotes folgt auf dem Fufse die Erkenntnis, dafs man schuldig sei sich ihm unter allen Umständen zu unterwerfen. Dasselbe duldet keinen

Widerspruch und kein Wenn, sondern spricht ein unerbittliches und unbedingtes Sollen aus. Man mag es verletzen, verachten oder gar verspotten: es weicht nicht vom Platze. Man kann es übertreten, nicht aber zertreten. Man kann sich äufserlich von der Pflicht lossagen, aber nicht innerlich von ihr frei machen. Sie besteht auch unabhängig vom Pflichtgefühle, mit dem sie sich im Gemüte anmeldet. Ob ihr ein lebhaftes oder ein schwaches Pflichtgefühl antwortet: ihr Charakter bleibt derselbe; sie tritt mit den gleichen unabweislichen Ansprüchen an den gewissenhaften wie an den gewissenlosen Menschen.

Wie kann dieses Sollen oder sittliche Müssen in frei wollenden Wesen entstehen? Der Einsicht, dafs eine Handlung oder Unterlassung als Mittel zur Erreichung eines entbehrlichen Zweckes oder zur Erhaltung oder Förderung eines endlichen Gutes, z. B. des Wohlstandes, der Gesundheit, des Lebens u. dgl., erforderlich sei, folgt nicht ein unbedingtes Sollen. Denn die Notwendigkeit des Mittels reicht nicht weiter als die des Zweckes oder Gutes, dem es zu dienen hat. Die Verpflichtung, als unbedingt geforderte und zu leistende Handlung, bleibt unverstanden, solange sie nicht vor dem Auge unseres Geistes in eine notwendige und unlösbare Beziehung tritt zu einem Zwecke, der vom unendlichen Wesen selbst mit innerer Nötigung über alles erstrebt wird und daher auch von allen endlichen Wesen um jeden Preis zu erstreben ist, oder zu einem Gute, das vom höchsten Willen mit unbedingter Notwendigkeit über alles geliebt wird und daher auch von jedem geschaffenen Willen über alles zu lieben ist. Die Unbedingtheit der Pflicht bezeugt mithin unwiderleglich, dafs Gott, der oberste Weltzweck und das höchste Gut, auch als der oberste Zweck und Wertmesser und somit als die höchste Richtschnur alles menschlichen Wollens und Handelns zu gelten habe. Durch das Pflichtgebot wird unser Wille vor die Wahl gestellt: entweder durch die Beobachtung desselben mit dem unbedingt erstrebenswerten Endzwecke und Gute oder mit dem höchsten Wesen und Willen in Einklang zu bleiben, oder im Falle des Zuwiderhandelns sich von ihm loszusagen. Die Erkenntnis dieser unvermeidlichen Lage ist das Pflichtbewufstsein, und die Empfindung derselben das Pflichtgefühl.

Unsere Vernunft sagt uns: da es Gott gefiel, uns als freipersönliche Wesen zu wollen, konnte er es nicht unterlassen, uns seinen zwecksetzenden und weltordnenden Willen zum Lebensgesetze zu

geben. Daher hat er uns einen Endzweck gesetzt, der dem Adel unserer Natur entspricht: die Verherrlichung seiner selbst. Desgleichen hat er uns ein Endziel bestimmt, das wiederum der Würde unseres Geistes angemessen ist: den Genufs seiner selbst. Seinen bevorzugten Ebenbildern hat er daher neben dem Glückseligkeitstriebe, dem sie folgen müssen, ein Freiheitsgesetz gegeben, dem sie gehorchen sollen, auf dafs sie am Ende ihrer irdischen Laufbahn durch den Besitz des höchsten Gutes allseitig vollendet und vollkommen beseligt werden und auf dieseWeise die gröfstmögliche Tauglichkeit für den obersten Weltzweck, d. i. für die Verherrlichung des Weltschöpfers, gewinnen. Weiterhin stellt uns das folgerichtige Denken vor: wer die sittlichen Gesetze und Pflichten ablehnt, frevelt gegen den obersten Endzweck alles Geschaffenen, empört sich gegen den heiligsten und weisesten Willen des göttlichen Weltordners und wird in dessen Augen ein Gegenstand des Abscheues und der Verwerfung, verfehlt also sein Endziel und verscherzt sein höchstes Seligkeitsgut.

Das Gewissen, mittels dessen das Pflichtgebot sich sowohl dem Geiste, als auch dem Gemüte anmeldet, ist gleichsam der Sinai im Inneren der Menschenbrust. Auch von diesem Gesetzesberge erschallt die Stimme: »Ich bin der Herr, dein Gott: du sollst!« Sie wird selbst von denjenigen noch vernommen, welche die vorherbestimmte und unzertrennliche Beziehung des Pflichtgebotes zum höchsten Wesen und Willen nur dunkel ahnen oder gar leugnen. Trotz allen Trugbildern, welche die Leidenschaft eingiebt oder eine verkehrte Schulweisheit erdichtet, und mitten im Lärm eines gottentfremdeten oder gottfeindlichen Lasterlebens hört sie nicht gänzlich auf, den Menschen zu mahnen, dafs er für den Dienst Gottes geschaffen ist und nur am Vaterherzen Gottes seine vollkommene Ruhe und Befriedigung erlangen kann.

Jeder Versuch, ohne den Gottesgedanken den Pflichtbegriff zu vollziehen, alles Bemühen, eine religionslose, reinweltliche Pflichtenlehre zu begründen, ist aussichtslos. Kein Gesetz könnte eine Verpflichtung erzeugen, wenn ihm nicht die Gebundenheit an das ewige Gesetz, das jedem Menschen ins Herz geschrieben ist, vorausginge und entgegenkäme. Die Vorschriften der Eltern und Erzieher, der Vorgesetzten und Fürsten, die überlieferten Satzungen und Sitten finden nur darum einen sittlichen Gehorsam, weil das Gewissen in ihnen einen Widerhall der in ihm redenden Gottesstimme vernimmt.

Das göttliche Gesetz des Gewissens ist die nächste Quelle, der Hort und Wächter aller menschlichen Gesetze.

Dem Pflichtgebote antwortet das Pflichtgefühl. Nicht selten eilt es der Pflichterkenntnis schon voraus und verhilft lustfremden und lustfeindlichen Gesetzesforderungen leicht zum Siege. Es bereitet uns den Eindruck, als ob unser Wille und Gemüt durch das Sittengesetz unmittelbar ergriffen und gefesselt seien. Durch eine fortgesetzte Verletzung und Verachtung der Pflicht läfst es sich freilich abstumpfen, aber nicht gänzlich austilgen. Selbst im tiefsten Sündenschlafe kann es plötzlich und so ungestüm erwachen, dafs es weder im Getümmel der Weltfreuden, noch im Getöse der Leidenschaften wieder verstummt. Diese bemerkenswerte Erscheinung wird nur dadurch erklärlich, dafs das Sittengesetz mittels der Gewissensanlage bis an die Wurzel des menschlichen Strebens dringt und sich ihm als einzige Richtschnur zum Endziele, als den alleinigen Wegweiser zum vollkommenen Glücke empfiehlt.

Der unzertrennliche Zusammenhang zwischen dem Pflichtgebote und dem höchsten Daseinszwecke und Gute offenbart sich am peinlichsten in den Gefühlszuständen, welche die richtende und und rügende Thätigkeit des Gewissens begleiten. Die Freuden des guten und mehr noch die manchmal erschütternden Schmerzen des bösen Gewissens würden ungelöste Rätsel bleiben, wenn nicht die Seele an das sittlich Gute, als das einzige Mittel, den obersten Daseinszweck zu erfüllen und das höchste Gut zu erreichen, notwendig und unverbrüchlich gewiesen wäre.

Das gewaltsam unterdrückte Pflichtgefühl rächt sich durch ein marterndes Schuldgefühl, das sich noch weniger wie jenes abwehren oder abwälzen läfst. Wer sich dem Sollen der Pflicht entzieht, verfällt dem Sollen der Schuld. Die gröbliche Pflichtverletzung, als gänzliche Lossagung vom höchsten Zwecke und Gute, brandmarkt und straft sich selbst durch die Gewissensbisse, die sie im Gefolge hat, als ein Übel und Unglück ganz einziger Art. Sie kommt dem Sünder nicht blofs als eine Entzweiung mit dem höchsten Wesen, sondern auch als eine Entzweiung mit der eigenen Natur, nicht blofs als eine Widersetzlichkeit, Feindschaft und Verschuldung gegen Gott, sondern auch als ein Widerspruch, Verstofs und Frevel wider das bessere Selbst zur Erkenntnis und Empfindung. Auch der verhärtete Gewohnheitsverbrecher, der verstockte Lasterknecht, der Bösewicht von Beruf kennt noch Gewissensbisse. Die verspätete und daher

nutzlose Erkenntnis der Thorheit und Verblendung, in welche die Leidenschaft ihre Opfer verstrickt, treibt manchen zum Lebensüberdrusse und Selbsthasse.

Anderseits befindet und fühlt sich der Tugendhafte im Einklange nicht blofs mit dem göttlichen Willen, sondern auch mit dem besseren Teile seiner eigenen Natur, da diese nur durch die sittliche Gutheit ihre allseitige Vollendung und vollkommene Befriedigung zu gewinnen vermag. Der Held der Pflicht ist sich lebhaft bewufst, dafs er durch eine schwere Selbstverleugnung eine entschiedene Selbstbejahung, durch die Selbstaufopferung die kräftigste Selbstbehauptung ausspricht und durch die Hingebung des Leibeslebens für die Pflicht das wahre Leben gewinnt. Daher werden die opferreichsten Pflichthandlungen nicht selten durch eine Selbstbefriedigung und Seelenwonne belohnt, die sich mit keinem anderen Lustgefühle vergleichen läfst.[38]

Eine Sittenlehre, die den Glückseligkeitswillen unberücksichtigt läfst, schwebt ebenso in der Luft, wie eine solche, die nicht auf den Willen Gottes zurückgeht. Hieraus folgt aber nicht, dafs man die Tugend immer nur lieben und üben könne, weil und insofern sie sich als einziges Mittel zur vollkommenen Seligkeit darstellt. Obwohl es uns ebenso unmöglich ist, bei unserem Wollen und Handeln von unserem eigenen Selbst und Wohle gänzlich und unbedingt abzusehen, wie wir nicht leben können, ohne zu atmen, und nicht gehen, ohne den Boden zu berühren, so sind wir doch jederzeit in der Lage, Beweggründe und Gesinnungen zu erwecken, die weder einer unsittlichen Selbstsucht, noch einer unnatürlichen Selbstlosigkeit angehören. Aus Pflichtbewufstsein handeln, heifst nicht, die sittliche Ordnung ausschliefslich um der ewigen Seligkeit willen beobachten. Dasselbe ist nicht blofs ein Innewerden des durch Verpflichtungen gezügelten Glückseligkeitsstrebens, sondern besteht aus einer Gedankenreihe, in der die höchste Beseligung unserer Natur mit dem unendlichen Gute, dem obersten Weltzwecke und dem letzten Weltgrunde, mit dem weltschaffenden, weltordnenden und weltvollendenden Gotteswillen unzertrennlich verknüpft ist.

Keineswegs also wird, wie manche behauptet haben, durch den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Seligkeit Gott zum Götzen des menschlichen Begehrens und das Pflichtgebot zur blofsen Strafbestimmung herabgewürdigt. Vielmehr bildet die Unseligkeit, die dem Pflichtverächter angedroht ist, die notwendige Ergänzung und Einschärfung der sittlichen Weltordnung. Das selige Leben ist

zunächst unsere Bestimmung, der End- und Ruhepunkt unserer strebenden Natur, und erst in zweiter Linie unser Lohn. Wer nun den einzig richtigen Weg zum Endziele verschmäht, kann nimmer an dasselbe gelangen. Es giebt aber keinen andern Weg und kann keinen andern geben, als den der Sittlichkeit und Tugend, die das höchste Gut über alles schätzt und sucht, daher das gesamte Glückseligkeitsstreben durch die Gottesliebe regelt und diese durch treue Pflichterfüllung bethätigt. Gott hat ja die sittliche Ordnung nicht aus Willkür, sondern mit Notwendigkeit, nämlich vermöge seiner ewigen Willensbestimmtheit oder seiner wesenhaften Vollkommenheiten festgesetzt, und daher will er dieselbe unbedingt, immer, überall und unter allen Umständen beobachtet wissen. Und wie er sie nicht preisgeben kann, ohne von seinem Wesen abzufallen, so kann auch der Mensch sich nicht über sie hinwegsetzen, ohne sich zugleich von seiner Endbestimmung loszusagen. Aus der unbedingten Verpflichtung, das Endziel wirksam und erfolgreich zu erstreben, ergiebt sich die ebenso unbedingte Pflicht, dasselbe auf dem allein möglichen Wege zu suchen.

Wer an einen persönlichen Weltschöpfer, an einen weisen und heiligen Weltordner glaubt, kann den höchsten Zweck und Mafsstab des sittlichen Lebens nicht im Endlichen, im Diesseits erblicken. Und wer die beiden Grundthatsachen des menschlichen Seelenlebens, den Glückseligkeitstrieb und das Gewissen, unbefangen prüft, wird das Endziel und die oberste Richtschnur seines Handelns von den Thoren der Ewigkeit ablesen. Demnach ist leicht zu erraten, warum Darwin und seine Schule sich mit einer religionslosen, reinweltlichen Sittenlehre und Sittlichkeit begnügen.

II.

Der angeblich vorsittliche Mensch.

Eine Hauptaufgabe der Sittenwissenschaft ist die Erklärung und Begründung des Sittlichkeitsursprunges. Für die entwickelungsgeschichtliche Behandlung des Sittlichen ist sie ohne Zweifel die wichtigste und schwierigste.

Die Allgemeinheit des Bewufstseins und Gefühls vom Sittlichen ist eine unbestreitbare Thatsache der persönlichen inneren Erfahrung, desgleichen der Sittengeschichte und der vergleichenden Sittenkunde. Die obersten sittlichen Gegensatzbegriffe und Wertunterschiede sind Gemeingut der Menschheit. Die Völker aller Zeiten und Zonen wissen zwischen gut und bös, zwischen Recht und Unrecht, zwischen Tugend und Laster, zwischen Lob und Tadel, zwischen Lohn und Strafe zu unterscheiden. Alle sind mit den allgemein und unbedingt lautenden Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes vertraut, haben dieselben in ihren Satzungen und Sitten ausgeprägt und zu Grundregeln des öffentlichen wie des privaten Verhaltens erhoben. Beim ersten Vernunfterwachen, ohne lange, mühsame Denkarbeit oder zielbewufste Forschung, lediglich durch eine Thätigkeit des schlichten Verstandes gelangt jeder geistig gesunde Mensch zur Erkenntnis jener obersten sittlichen Grundsätze und Vorschriften. Überdies fühlt er sich, wie durch eine unsichtbare Macht, dazu angetrieben, dieselben anzuerkennen und auf sein Thun und Lassen anzuwenden.

Dieser sittliche Thatbestand im Leben der Menschheit will erklärt sein. Woher also stammt die sittliche Ordnung, von der in jeder Menschenbrust eine Abschrift niedergelegt ist, ein Widerhall sich vernehmen läfst? Wer ist der Urheber dieses sittlichen Naturgesetzes? Wie entstand das sittliche Bewufstsein, in welchem dasselbe sich allgemein und übereinstimmend offenbart?

Auf welchem Wege sind die Menschen dazu gelangt, gleichlautende sittliche Begriffe und Werturteile zu bilden, sich mit denselben sittlichen Grundanschauungen und Grundgeboten zu versehen? Woher kam ihnen das Bewufstsein der Pflicht, d. i. der Gebundenheit an und durch das Sittengesetz, das sie im Herzen tragen, woher das Pflicht- und das Schuldgefühl? Kurz: wie entstand das Gewissen, dessen Laute jedem Wesen mit menschlichen Antlitze die Stimme eines übermenschlichen Gesetzgebers, Zeugen, Anklägers, Richters und Vergelters verkünden?

Ist die Befähigung und die als unbedingt empfundene Bestimmung und Verpflichtung des Menschen zum sittlichen Leben eine ursprüngliche Mitgift der menschlichen Natur, mithin die Sittlichkeit so alt wie die Menschheit selbst, oder ist sie das Ergebnis eines langen und langsamen Entwickelungsganges, der allmählichen Anpassung an die Daseinsverhältnisse, etwa eine Wirkung der Gesellschaftsbildung, vielleicht nur eine veränderliche Eigentümlichkeit der Kulturmenschheit und gar auf einer höheren Entwickelungsstufe überflüssig?

Durch Darwins Vorgehen, die Lebewelt von deren vollkommensten Erscheinungen bis zu den einfachsten Formen rückwärts zu verfolgen, um die Entstehung des Menschen einer naturgeschichtlichen Erkenntnis zugänglich zu machen, hat sich der Forschungstrieb ermächtigen lassen, auf dem ganzen Gebiete der Kulturgeschichte das gleiche Verfahren anzuwenden und die sprachlichen, wirtschaftlichen, staatlich-gesellschaftlichen, künstlerischen, religiösen und sittlichen Errungenschaften der Menschheit ebenfalls als Erzeugnisse einer auf kleinste Anfänge zurückgeleiteten und bereits im Tierreiche beginnenden Entwickelung zu deuten. Die zahlreichen Gelehrten dieser Richtung versprechen uns mit grofser Zuversicht, durch eine rückschauende Betrachtung des Weges, den das zur Menschenwürde berufene Tierwesen in fröhlicher Fortschrittsbewegung mittels zufälliger Anpassung an die Gunst der äufseren Daseinsbedingungen zurückgelegt habe, die allmähliche Entstehung der Sittlichkeit wie der Kultur insgesamt begreiflich zu machen. Fern- und Hellsehern vergleichbar, durchdringen sie den Nebel der Urzeit und entdecken hier den Urmenschen in einer tierischen Lebensweise. Da alle Darwinianer denselben Weg einschlagen, um dem vorsittlichen Zustande der Menschheit auf die Spur zu kommen, so beleuchten wir im gegenwärtigen Kapitel dieses Forschungsverfahren überhaupt.

Das sittliche Leben müfste in der That als eine blofse Entwickelungs-, Anpassungs- oder Umbildungserscheinung angesehen werden, wenn die Annahme einer sittlichkeitslosen Vorzeit unseres Geschlechtes begründet wäre. Daher ist die darwinistische Schule, mit der sich die positivistische zu wechselseitiger Handreichung verbündet hat, so eifrig bemüht, diese Voraussetzung wahrscheinlich zu machen. Mehr als Darwin sind Sir John Lubbock, Mc Lennan, der Irokese Lewis H. Morgan, Herbert Spencer, Ad. Bastian, F. v. Hellwald, A. Post, Jul. Lippert, Kohler, Kulischer, G. A. Wilken, Giraud-Teulon, Ch. Letourneau in dieser Richtung thätig gewesen. Anderseits fordert das Entwickelungsgesetz, dafs die Wurzeln und Triebkräfte der Sittlichkeit bereits in der Tierwelt vorhanden und wirksam seien. Das Bestreben, beiden Ansprüchen zu genügen, führt zu dem widerspruchsvollen Verfahren, den Urmenschen als ein sittlichkeitsloses und das Tier als ein sittliches Wesen nachzuweisen.

Der Gesichtskreis der Entwickelungsgelehrten bleibt nicht auf einen vorsittlichen Urzustand der Menschheit beschränkt, sondern erstreckt sich naturgemäfs auch auf jene langen vormenschlichen Zeiträume, in deren Ablaufe unsere tierischen Vorfahren durch Anpassung und Vererbung auf die Menschwerdung langsam vorbereitet wurden. Der Entwickelungsgedanke macht nämlich die Annahme notwendig, dafs die natürliche Zuchtwahl oder Auslese bereits im Tierreiche die Keime allmählich entstehen und wachsen liefs, aus denen später auf demselben Wege das menschliche Geistes und Sittenleben hervorgegangen ist. Dieser Anschauungsweise gehen freilich die Anfänge des Menschentums und seiner Kultur verloren. Im Anschlusse an eine Äufserung Häckels, dafs es sowenig einen ersten Menschen gegeben haben könne, wie ein erstes Rennpferd, bemerkt B. Carneri, der Häckel auf dem Gebiete des Sittlichen: »Der Mensch im gewöhnlichen Sinne kann nur ganz allmählich entstanden sein, so dafs er schon da war, als er noch nicht da war, und umgekehrt, mithin der Ausdruck: erster Mensch ein ungereimter ist.«[89]

Darf aber von einem ersten Menschen nicht geredet werden, dann auch nicht von einem ersten Tierwesen, sondern nur von Urschleim und Urstoff. Und die Entwickelung des Tieres zum Menschen hat selbstverständlich nichts Geheimnisvolles mehr an sich, wenn man das eigentümlich Neue, welches in der menschlichen Natur verwirklicht ist, dadurch erklärt, dafs man, anstatt zu beweisen, keck

behauptet, dasselbe sei nicht neu, sondern schon früher dagewesen, wenngleich es erst im Menschen in die Erscheinung trete. Und nachdem einmal die Kluft zwischen dem tierischen Erkennen und Instinktleben und dem menschlichen Selbstbewufstsein und Freiheitsbesitze ausgefüllt ist, kann auf gleiche Weise auch der Zusammenhang der Weltwesen insgesamt dadurch hergestellt werden, dafs dem Steine Leben und der Pflanze Empfindung beigelegt wird. Einem so überfliegenden Entwickelungsgedanken ist es allerdings gegeben, alle Rätsel des Weltlebens spielend zu lösen.

Überdies begeht die urstandssichtige Sittenforschung einen doppelten Fehler. Sie wird zunächst dem streng naturwissenschaftlichen Verfahren, auf welches sie verpflichtet ist, untreu, da sie den Boden der sinnenfälligen Thatsachen verläfst und sich mit Brillen bewaffnet, um ein jenseits aller Beobachtung und Erfahrung liegendes Gebiet zu erspähen und den allmählichen Augenaufschlag des sittlichen Bewufstseins wahrzunehmen. Der Faden reicht nur bis zum Beginne der geschichtlich erforschbaren Zeit zurück, und da er hier den bereits fertigen, sittlichen Menschen berührt, läuft er ab. Das rückblickende Auge stöfst an der Grenze seines Sehfeldes auf Menschen von sittlicher Veranlagung und Lebensweise. Hier hat das Schauen sein Ende erreicht und mufs entweder dem Glauben oder dem Nichtwissen Platz machen. Die Forschung wird zur Dichtung, wenn sie es versucht, zwei ganz ungleichartige Erscheinungen mit einander zu verknüpfen, eine Brücke von der menschlichen Natur zur tierischen, vom sittlichen Menschen zum sittlichkeitslosen herzustellen. Es kann daher nur befremden, dafs Gelehrte in grofser Anzahl sorglos die Schranken der positivistischen Wissenschaft und Wissensenthaltung überschreiten. Denn was alle Verzweigungen der positivistischen Denkrichtung, trotz mancherlei Abweichung und Befehdung in einzelnen Ansichten, zusammenhält, ist die Regel, auf allen Wissensgebieten jedem Hinauslugen über die Welt der sichtbaren, tastbaren, wägbaren und zählbaren Dinge, als verbotenem Erkenntnisgelüste, zu entsagen, vom Ursprunge wie vom Endzwecke und Endziele des Welt- und Menschendaseins nichts zu bejahen und nichts zu verneinen, sondern einfach nichts wissen und nichts aussagen zu wollen. In Wirklichkeit dürfte freilich kaum ein einziger Positivist anzutreffen sein, der nicht gelegentlich jenseits des Erfahrungsbereiches seinen Geist weidete. Und gerade die lautesten, wortreichsten und waghalsigsten Urgeschichtsbaumeister

gefallen sich darin, die Vertreter einer religiösen Weltansicht und Naturerklärung als denkschwache oder denkträge Träumer zu verspotten, sogar überlegene fachmännische Gegner als unwissende, unwahrhaftige, heuchlerische und feige Männer zu beschimpfen. Nirgend aber hat die Einbildungskraft ein so ausgelassenes Spiel getrieben als in den Köpfen jener darwinistischen »Urstandsdichter«, wie sie von Virchow genannt werden, die Augenzeugen gleich und mit dem Anspruche auf wissenschaftliche Anerkennung und Berühmtheit die vorgeschichtliche und vorsittliche Zeit bis ins einzelne zu schildern wissen. Und während sie den Urmenschen aller Sittlichkeit für bar erklären, entdecken sie dem Fortschrittsgesetze zum Hohne in der Tierwelt Keime und selbst Blüten eines wahrhaft sittlichen Lebens.

Diese Urstandsseher vollziehen aufser dem Abfalle vom naturwissenschaftlichen Forschungsverfahren, auf das sie eingeschworen sind, eine Zirkelbewegung. Die Annahme einer sittlichkeitslosen Vorzeit soll nämlich einerseits den Entwickelungsgedanken stützen, und anderseits beruht sie auf dem Glauben an das Gesetz einer stetig fortschreitenden Entwickelung, deren rückläufige Verfolgung im tierischen Zustande unseres Geschlechtes anlangen müsse. Gerade jenes angebliche Gesetz aber bedarf des Beweises und müfste vor allem an den vorgeschichtlichen Vorgängen des menschlichen Geisteslebens erprobt werden. Diese jedoch sind jeder sicheren, beweiskräftigen Forschung entzogen; sie haben sich weit jenseits des Grenzsteines abgespielt, an welchem die geschichtliche Kunde beginnt.

Der Urzustand der Menschheit war für die regsame, zu kühnen Erfindungen allzeit aufgelegte Einbildungskraft stets ein beliebter Tummelplatz. Das häfsliche, grau in grau gemalte Urstandsbild, welches in unseren Tagen zahlreiche Gelehrte mit sichtlichem Behagen zur Schau stellen und dem leeren Buchbinderblatte vor der Menschheitsgeschichte aufkleben, ist nicht neu. Die Umrisse und die Grundstriche desselben rühren von Dichtern und dichtenden Denkern des Altertums her. Horaz[40] und Lukrez[41] stellten ihren Zeitgenossen die Urväter unseres Geschlechtes als nackte, sprachlose und gänzlich gesittungslose Tiermenschen vor, die von Beeren und Eicheln lebten, anfangs mit ihren Tatzen und Krallen, dann mit Knitteln und künstlichen Waffen um Baumfrüchte und Weiber stritten und erst auf einer höheren Entwickelungsstufe die Sprache und die künstliche Feuerbereitung erfanden, vom Raubleben und dem Kriege aller gegen alle

abliefsen, die Ehe und das Eigentum einführten, kurz: sich zu einem gesitteten Leben entschlossen. Thom. Hobbes, der diese Dichtung in seinen naturrechtlichen Forschungen verwertet, sucht die Welt zum Glauben zu bereden, die ältesten Menschen seien ausschliefslich von selbstischen Trieben beherrscht worden, so dafs sie nur auf ihre Selbsterhaltung und Selbstpflege bedacht gewesen wären. Die Erkenntnis aber, dafs der allgemeine Krieg, der infolge der ungezügelten Selbstsucht wütete, den Zweck der letzteren vereiteln mufste, nötigte sie, durch gegenseitiges Übereinkommen eine Gesellschaft zu gründen.[42] Die Sittlichkeit ist daher ein Erzeugnis des menschlichen Zusammenlebens, und der sittliche Mensch ist das gesellschaftlich gezähmte, der Gesellschaftswesenheit und deren Ansprüchen angepafste Raubtier.

Diese Urstandserzählungen erschienen als abgethan, bis sie von der Darwinschen Schule neu aufgeputzt und mit scheinbar wissenschaftlicher Präge versehen, als echte und vollgiltige Erzeugnisse strenger Forschung in gelehrten und volkstümlichen Schriften von kaum übersehbarer Anzahl in Umlauf gesetzt wurden. Darwin selbst hat in schroffem Widerspruche mit seiner Entwickelungslehre in sein Urstandsgemälde Züge aus dem Rousseauschen Vorstellungskreise aufgenommen, in welchem die ältesten Menschen in paradiesischer Anmut und Glückseligkeit, im Vollbesitze der Freiheit und zugleich im Genusse eines ungestörten Friedens auftreten. Mit einer Beredsamkeit, die von fester, freudiger Überzeugung eingeflöfst sein könnte, hat er den »Urerzeuger« fast zum Mustermenschen gestempelt und so den Rousseauschen Traum von den in abgelegener Wildnis oder auf einsamen Inseln wohnenden Unschuldsmenschen durch einen andern ersetzt. Seinem rückschauenden Auge erscheint der urzeitliche Mensch, »der nur erst in zweifelhafter Weise den Rang der Menschlichkeit erlangt« hatte, auf einer viel höheren Sittlichkeitstufe als der sog. Wilde der Gegenwart. Jener wird nicht so grenzenlos ausschweifend gewesen sein wie manche Naturmenschen jetzt sind. Die Männer werden ihre Weiber gegen Feinde aller Art verteidigt und fleifsig mit Lebensmitteln versorgt haben ... Die jetzt auf der ganzen Erde und insbesondere unter rohen Völkern verbreitete Unsitte des Kindermordes werden die Urerzeuger des Menschen nicht ausgeübt haben... Zu frühe Verlobungen und Vielmännerei werden nicht stattgefunden haben. Die Frauen werden nicht als Sklavinnen betrachtet und behandelt worden sein, sondern sich ihre Gatten gewählt haben.[43] Nach Darwins Vorstellung also hat sich der Natur-

mensch, der doch dem ersten Menschen am nächsten stehen soll, von diesem durch einen grofsartigen Rückschritt im Sittlichen oder durch einen tiefen »Sündenfall« entfernt.

Es läfst sich aber nicht leugnen, dafs für den »Kampf ums Dasein« nicht der harmlose, heitere, herzige Urmensch im Sinne Rousseaus, sondern der von Hobbes erdichtete »Homo homini lupus« die rechte Ausrüstung besitzt. So wird uns denn von den Jüngern Darwins unser Stammvater in der Regel vorgestellt als ein zottiges, spitzohriges, geschwänztes, vierhändiges, sprachloses Wesen, das mit Vorliebe auf Bäumen wohnte, nach derselben Speisekarte wie der Affe sein Dasein fristete, den Gebrauch des Feuers, der Geräte und der Waffen nicht kannte, höchstens auf der Jagd nach besserer Fleischnahrung der Steine und Knüppel sich bediente, das keinen Begriff besafs von Eigentum und Recht, von Scham, Ehe und Familie, von Religion und Sittlichkeit.

Eine geschichtswissenschaftliche Untersuchung des angeblich vorsittlichen Zustandes und der Anfänge des sittlichen Lebens darf sich offenbar nur auf geschichtliche Zeugnisse stützen. Die Darwinianer wenden sich nun freilich an die Altertumskunde im weitesten Sinne. Allein diese sehr verzweigte und von zahlreichen Sammlern bediente Wissenschaft vermittelt durch die Untersuchung von Gräberfunden, Religionen, Sprachen, Sagen und Sitten wohl dankenswerte, wenn auch mehr oder weniger dunkle, Einblicke in das vorgeschichtliche Menschheitsleben, verbreitet aber kein Licht über die Entstehung des Menschen, am allerwenigsten über den Ursprung des geistigen und sittlichen Lebens. Überdies ist die Kunde vom vorgeschichtlichen Menschen noch so wenig gesichert, dafs sie nach dem Urteile von Fachmännern nicht einmal vom vorgeschichtlichen Europäer ein zuverlässiges Bild zu liefern vermag.[44] Was z. B. die Sprachforschung anlangt, so haben deren Vertreter selbst am meisten dazu beigetragen, die Glaubwürdigkeit ihrer Ergebnisse zu erschüttern. An äufserst belehrenden Beispielen dieser Art ist kein Mangel. Eins der anschaulichsten findet sich in den von O. Schrader in seinem Werke über Sprachvergleichung und Urgeschichte zusammengestellten Urteilen über die Bekanntschaft der Indogermanen mit den Metallen. Diese Meinungsäufserungen nämlich lassen nur soviel als gewifs erscheinen, dafs das urzeitige Vorhandensein jedes Metalles zweifelhaft, d. h. nicht von der Gesamtheit oder der Mehrzahl der Gelehrten zugestanden ist. Wenn aber auch die Ermittelungen

über den vorgeschichtlichen Menschen jedem vernünftigen Zweifel entrückt wären, so blieben nichtsdestoweniger die Entstehung des Menschen und die Anfänge der Gesittung und Sittlichkeit in Dunkel gehüllt.

Die Spuren und Überreste der ältesten Menschheit beurkunden nicht den gesuchten Vorläufer des Menschen, liefern nicht einen einzigen Buchstaben zum Geburtsscheine des Urmenschen, sondern bezeugen das Dasein und die Lebensweise des wirklichen, fertigen Menschen. Sowenig es der Völkerkunde gelungen ist, das fehlende Mittel- oder Verbindungsglied zwischen diesem und dem Tiere auf der Erde nachzuweisen oder im lebenden Zustande vorzuführen, ebensowenig hat die Erforschung des geschichtlichen Altertums dasselbe in der Erde auffinden oder aus den Gräbern hervorholen können. Scharfsichtige Jungdarwinianer, wie Paul Rée, wollen es allerdings verstehen, von ausgegrabenen Menschengebeinen die Züge des urzeitlichen »Herdentieres« abzulesen.[45] Der Altertumskenner hat dargethan, dafs die Menschheit älter ist, als der Geschichtsforscher vermutet hatte. Keiner von beiden aber hat etwas zur Beantwortung der Ursprungsfrage beigetragen. Desgleichen hat weder der eine noch der andere das Geheimnis der Kulturanfänge irgendwie aufgehellt; beide können nur Vermutungen aussprechen über den Weg, auf dem unser Geschlecht zu Gesittungszuständen gelangt ist. Die Altertumswissenschaft hat nur nachgewiesen, dafs auch der gesittete Mensch älter ist, als der Kulturgeschichtschreiber angenommen hatte. Bisher aber ist noch niemand in der Lage gewesen, die Spuren unseres Geschlechtes über die Eiszeit hinaus verfolgen zu können. Und dem Menschen der Eiszeit oder der älteren Steinzeit ist sittliches Denken, Empfinden und Handeln nicht fremd geblieben. »Die megalithischen Bauten der jüngeren Steinzeit, zweifellos in ihrer Mehrzahl Grabdenkmäler von Häuptlingen und Vornehmen, sind unbestritten die grofsartigsten Zeugen aus jener uralten Kulturperiode Europas. Sie bedurften zu ihrer Errichtung des planmäfsigen Zusammenarbeitens einer gröfseren Anzahl von Menschen, denen die Ehrung der Verstorbenen Gefühlsbedürfnis oder heilige Pflicht war. Durch gemeinsame Thätigkeit, wohl von Stammesgenossen, erbaut, beweisen sie uns sonach für die Gegenden, in welchen wir sie finden, dasselbe, was uns die steinzeitlichen Pfahlbauten für die Schweiz und für die übrigen Alpenländer gelehrt haben: dafs ihre

Erbauer schon in geschlossenen Gemeinde- und Stammesverbänden vereinigt waren.«[46]

Der älteste Mensch also, der Mensch der vormetallischen Zeit, der Zeitgenosse des Mammuts und des Höhlenbären, vom »Renntiermenschen« gänzlich zu schweigen, war ein gesitteter und sittlicher Mensch.

Die darwinistischen Urgeschichtschreiber lieben es, die unausfüllbaren Lücken wissenschaftlicher Beweisführung durch »methodische Ergänzungen« zu verdecken. Dem Entwickelungsgedanken zu Liebe deuten sie die Menschheitsgeschichte als eine stetige Fortschrittsbewegung und verwechseln demnach die Kulturstufen mit Kulturzeiten, erblicken ohne weiteres im kulturlich Niederen das zeitlich Frühere und halten das Höhere und Vollkommenere für das Spätere. Und sie wähnen, einen ganz selbstverständlichen Schritt zu thun, wenn sie zuletzt in den untersten Gesittungszuständen überall Reste einer überwundenen Wildheit, Überbleibsel einer sittlichkeitslosen Urzeit wittern.

Der gewaltige Sprung vom Gedanken zum Beweise, von der blofsen Mutmafsung zur begründeten Überzeugung wäre nicht unmöglich, wenn etwa das erdgeschichtliche Untersuchungsverfahren zur Anwendung kommen dürfte. Der Erdforscher rechnet mit stetig und gleichmäfsig wirkenden Naturkräften und hat in den Gesteinsschichten der Erde die wirkliche Geschichte der letzteren vor Augen: ein grofsartiges Buch mit riesigen Blättern und Buchstaben. Wer sich dagegen mit der Urgeschichte des Menschen beschäftigt, späht und tastet in nebelgrauer Ferne umher. Jener hat im Urgestein einen festen Stand- und Ausgangspunkt; dieser entbehrt eines solchen, da er gerade den Urmenschen erst sucht. Die Gesteinsschichten endlich sind nacheinander entstanden; die Kulturschichten aber bestehen und bestanden zeitlich nebeneinander. Wie in Europa seit vielen Jahrhunderten die Kultursonne geschienen, bevor sie über dem »dunklen Erdteil« aufging, so ist auch gar nicht zu bezweifeln, dafs die Renntierjäger, von denen mitteleuropäische Höhlen erzählen, zu einer Zeit lebten, wo es in andern Länderräumen bereits blühende Kulturreiche gab. Und selbst unter den Europäern der Renntierzeit wollen unsere Altertumskenner Bildungs- und Gesittungsunterschiede wahrgenommen haben: der Franzose sei dem Belgier überlegen gewesen und habe den Schwaben weit hinter sich gelassen.

Die entwickelungsgeschichtliche Auffassung des Sittlichen

schmückt die Annahme eines lückenlosen Fortschrittes mit dem Ansehen eines Gesetzes, das die Formel für ein *regelmäfsiges* Geschehen ist, und hält sich hienach berechtigt, beim Vordringen in die Urzeit die Geschichte in ähnlicher Weise als Führerin zu benutzen, wie sie an ihr für die Betrachtung und Beurteilung der Gegenwart eine Lehrmeisterin hat. Dieses Verfahren aber dürfte nur dann als einwandfrei gelten, wenn *vor allem* der Beginn und der Fortschritt des gesitteten und sittlichen Lebens ganz *gleichartige* Vorgänge wären; wenn *ferner* die *äufsere Gesittung* als der getreue Ausdruck der *Sittlichkeit* angesehen werden könnte; wenn *endlich* die eine wie die andere sich uns in einer ununterbrochenen *Aufwärtsbewegung* zeigte. Keine von diesen drei Voraussetzungen trifft zu.

Zunächst sind die Bedingungen des Anfanges und die des Fortschrittes des Kulturlebens bei weitem nicht dieselben. Hat dasselbe einmal begonnen, so drängt es von selbst mächtig voran, indem es neue Bedürfnisse weckt, höhere Ziele steckt und entsprechende Strebungen veranlafst. Beim Beginne dagegen mufste der Bildungs- und Gesittungsdrang bereits vorhanden und, wie eine Triebfeder, in Spannung gesetzt sein. Der entwickelungssichtige Fernblick also stöfst auf das Rätsel: *woher* die *Fähigkeit* und der *Trieb* zu sittlicher Bethätigung? Die *Entstehung* des sittlichen Lebens will erklärt sein. Der Versuch, sie auf Entwickelung zurückzuführen, ist eine Aufhellung des Geheimnisses, die schlechter ist, als gar keine Aufklärung. Ein sittlichkeitsloser Zustand kann nicht die Einleitung des sittlichen Lebens sein. Der Urmensch mufste bereits ein sittlich *veranlagtes* Wesen sein, wenn dessen Nachkommen durch Entwicklung zur Sittlichkeit gelangen sollten. Die darwinistische Urgeschichte, auf deren Titelblatte der »tierische Urerzeuger«, der vernunftlose, sprachlose Affenmensch, sich als Stammvater des Menschen spreizt, verkriecht sich in ein Nest von Unmöglichkeiten und Unbegreiflichkeiten. Was wir als sittliche Anlage ins Leben mitbringen, soll eine Mitgift der zahlreichen Geschlechter unserer Vorfahren sein, die mittels der erblich auf uns übertragenen Nervenzellen in uns wirken, sittliche Vorstellungen und Empfindungen erzeugen. Sie konnten aber nicht vererben, was sie selbst nicht besafsen; mithin mufsten sie bereits in ihren eigenen Nervenzellen sittliche Begriffe und Gefühle beherbergen.

Der zweiten Voraussetzung gemäfs würde allerdings der Fort-

schritt in der äufseren Gesittung auch einen solchen in der Sittlichkeit beschreiben. Das gesittete Leben aber ist nur insofern ein Spiegelbild des Sittlichen, als es sittliche Anschauungen, Empfindungen und Strebungen zur Erscheinung bringt, mithin die Sittlichkeit voraussetzt und in sich begreift.

Die Kultur im Vollbegriffe des Wortes schliefst wesentlich und notwendig auch die sittlichen Lebensgewohnheiten, Veranstaltungen und Einrichtungen in sich. Wird sie aber der Sittlichkeit gegenübergestellt, so zeigt sie der Betrachtung ein doppeltes Gesicht, da sie reichere Hilfsmittel, aber auch gröfsere Gefahren für das sittliche Leben in sich birgt, als die Kulturarmut. Sie bietet dem guten Willen viele Gelegenheiten und Antriebe zur Bethätigung und gewährt ebenso der boshaften Gesinnung die Möglichkeiten und Mittel, die Anzahl wie die Schwere der Verbrechen, z. B. gegen fremdes Leben und Eigentum, zu steigern. Der Kulturfortschritt im Sinne einer Vermehrung und Verbesserung der Erwerbs-, Verkehrs- und Genufsmittel, einer Verfeinerung der privaten und gesellschaftlichen Lebenshaltung und eines Aufschwunges der Wissenschaften und Künste hatte nicht selten einen Rückschritt in der Sittlichkeit im Gefolge. Er gereicht dieser nur dann zum Vorteile, wenn die sinnlichen wie die geistigen Kulturgüter in der rechten Absicht und Ordnung erzeugt, erworben und gebraucht werden. In Erfindungen und Entdeckungen, in Wissenschaften und Künsten, die eine leichte und rasche Ausbeutung der Natur ermöglichen und das äufsere Dasein bereichern, hat unsere Zeit die glänzendsten Errungenschaften aufzuweisen. Sie würde es mithin in der Sittlichkeit herrlich weit gebracht haben, wenn diese an der Höhe der Lebenshaltung gemessen werden dürfte. Jeder Einsichtige aber erblickt in der Thatsache, dafs mit der Vermehrung der Gebrauchs- und Genufsgüter auch die Unsittlichkeit in ihren verschiedenen Gestalten zugenommen hat, die Quelle, aus der die brennenden Fragen und die bedrückenden Schwierigkeiten entspringen, mit denen unsere Erziehungs- und Staatskunst so schwer zu kämpfen hat.

Die entwickelungsgeschichtliche Behandlung des Sittlichen gewinnt daher nichts für ihre Zwecke, wenn sie von den Gesittungsstufen, die der Kulturgeschichtsforscher anzusetzen pflegt, den regelmäfsigen Verlauf eines s i t t l i c h e n Emporganges abzulesen versucht.

Der bekannten und einst beliebten Reihenfolge: Jagd, Hirten-

leben und Ackerbau kann nicht einmal die Bedeutung eines geistigen, geschweige sittlichen Fortschrittes beigelegt werden.[47]

Die Vorstellung zunächst, der Urmensch sei, wie ein wilder Jäger, unstät umhergeirrt und habe seine ganze Zeit mit der Erlegung und der Verdauung der Beute zugebracht, ist eine Vermutung, die aller Begründung entbehrt, und hat selbst auf entwickelungsfreundlicher Seite Widerspruch erfahren. Sodann ist der lange gehegte Irrtum, als ob der Bildungsdrang eines jeden Volkes die gebundene Marschlinie jener Dreiteilung inne gehalten habe, allmählich aufgegeben. Denn diese stellt keineswegs drei stets und notwendig aufeinander folgende Gesittungsstufen dar. Die Völkerkunde kennt mehrere Stämme, die unmittelbar vom Jagdnomadentum zum Landbau übergegangen sind, und andere, die als wandernde Hirten und Herdenzüchter auch einigen Ackerbau treiben. Die triftigsten Gründe sprechen für die Annahme, dafs die Südseevölker von Anfang an ein sefshaftes Leben auf ihren reich gesegneten Eilanden geführt haben. Manche Stämme sind durch die Ungunst der Naturumgebung vom Landbau ferngehalten worden; andere haben nicht aus Unfähigkeit, sondern aus Unlust die Aufforderung ihrer Heimat zur Gründung fester Wohnsitze abgelehnt.

Ein sefshaftes Dasein ist freilich die äufsere Vorbedingung höherer Gesittungszustände. Man würde aber sehr irren, wollte man den Naturvölkern, die den Ackerbau kennen, ohne weiteres ein höheres Mafs geistiger Begabung und Bildung oder gar sittlicher Veranlagung und Übung zusprechen, als jenen, welche sich von der Jagd oder der Viehzucht ernähren. Sittlichkeit ist mit jeder Form des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens vereinbar und auf jeder Stufe desselben vorhanden. Infolge der heutzutage herrschenden Neigung, die Gesellschaft als Urheberin der sittlichen Ordnung anzusehen, ist der Irrtum verbreitet, dafs eine gesunde Sittlichkeit, ein richtiges Gewissen nur in höheren Gesellschaftszuständen anzutreffen sei. Durch die Form des geselligen Lebens aber wird auch nur die Form, nicht das Wesen der Sittlichkeit berührt. Die sittlichen Grundsätze und Grundvorschriften sind für alle Arten des Gemeinlebens dieselben; nur deren Anwendung ist verschieden. So gilt z. B. die Pflicht der Nächstenliebe und barmherzigen Wohlthuns überall, wird aber in Staaten, die eine gesetzliche Armenflege, eine Alters- und Unfallversicherung und dgl. eingeführt haben, nicht in dem Mafse durch private Wohlthätigkeit erfüllt, wie in Gemeinwesen, denen die

erwähnten Einrichtungen fehlen. Abgesehen davon, daſs das Sittengesetz nicht bloſs die Beziehungen der Menschen zueinander regelt, giebt es keine gesellschaftliche Tugend, die nicht auch bei Jäger- und Hirtenvölkern eine Heimstätte fände. Um sich zu überzeugen, wie anderseits mit vollkommeneren Gestaltungen des geselligen Lebens grobe Verletzungen der Menschenachtung und Menschenliebe verträglich sind, braucht man nur auf den indischen Kastengeist, auf die Fremdenverachtung und Sklavenbehandlung im alten Griechenland und Rom, auf den schroffen Klassengegensatz und den glühenden Klassenhaſs im gegenwärtigen Europa einen flüchtigen Blick zu werfen.

Die allerdings berechtigte, auch durch die Bibel bestätigte Unterscheidung »vormetallischer« und »metallischer« Völker bezeichnet an sich ebenfalls keinen Unterschied der Kulturhöhe im allgemeinen, geschweige der Sittlichkeit im besonderen. Daſs die Kunst der Eisenbereitung nicht einmal den wirtschaftlichen und kunstgewerblichen Fortschritt untrüglich anzeigt, lehrt uns der Vergleich der hochgestiegenen Kulturvölker Amerikas mit den afrikanischen Schwarzen. Ohne Kenntnis des Eisens, mit dessen Darstellung die Neger so gut vertraut sind, haben die mexikanischen und die peruanischen Völker Kunstwerke geschaffen, die das höchste Erstaunen der fremden Eroberer erregten; und noch lange nach der Besitznahme haben die Spanier in Mittelamerika von einheimischen Barbieren mit Obsidianmessern sich rasieren lassen. Den Südseeinsulanern hat die Bekanntschaft mit dem Eisen zu einem Kulturfortschritte verholfen, der zum Nachteile der Sittlichkeit ausschlug. Dasselbe hat die schnöde Habgier entfesselt und Arbeiten überflüssig gemacht, die für den natürlichen Hang zur Trägheit ein sehr heilsamer Stachel waren. »Das Eisen des Europäers folgte zu rasch auf den Stein des Wilden; so muſste notwendig das, was für sie angeblich ein Segen werden sollte, sie krank machen und hinsiechen lassen an Leib und Seele.«[48]

Was man manchen gesittungsarmen Völkern als einen s i t t l i c h e n Makel anrechnen darf und soll, ist der Mangel an Regsamkeit und Selbstachtung, infolgedessen sie die Gunst der Naturumgebung unbenutzt gelassen haben. Das Tier ist auſser Stande, sich von der Naturgebundenheit zu befreien, und muſs sich daher mit den Gaben begnügen, welche die Erde ungebeten ihm darreicht. Abkömmlinge der Kulturmenschheit, die infolge freiwilliger oder erzwungener Wanderung unter ungünstige Naturbedingungen versetzt und vom ursprünglichen Kulturherde dauernd abgeschnitten sind, können nur

spärliche Abfälle vom einstigen Kulturbesitze bewahren und verkümmern ohne ihre Schuld. Menschen dagegen, die aus freien Stücken der Natur gegenüber eine Bettlerstellung einnehmen, ist diese thatenlose Ergebung in den Naturzwang als eine sittliche Schwäche zuzurechnen. Ein träger, in Selbstvergessenheit kauernder Neger oder Papua führt eine würdelose Lebenshaltung, weil er von den Almosen der gütigen Mutter Natur sein Dasein fristet. Nicht minder unwürdig aber ist die Lebensweise eines Europäers, der sich in den Stoff vergafft und ihn vergöttert, sich also sittlich von der Natur knechten läfst, während er sie wirtschaftlich beherrscht. Der sorglos träumerische Naturmensch wie der gänzlich in die Natur verliebte Kulturmensch trägt eine Sklavenkleidung, in welcher der geborene König und Hohepriester der Natur nur schwer wiederzuerkennen ist. Der sittliche Mensch bleibt seiner Weltstellung eingedenk: er greift nach den Naturgeschenken nicht aus gemeiner Habgier oder Genufssucht, sondern teils um seiner Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung willen, teils um der Mit- und Nachwelt zu nützen. Und durch diese Zwecke will er den obersten Weltzweck, der zugleich der höchste Endzweck des sittlichen Lebens ist, verwirklichen helfen.

Es bleibt noch die Annahme eines ununterbrochenen Fortschrittes der Gesittung wie der Sittlichkeit zu prüfen.

Betrachtet man die Menschheit als ein zusammenhängendes Ganzes, so kann man in ihrer Geschichte allerdings eine beständige Entwickelung auf einigen Lebensgebieten wahrnehmen. Die Formel einer geradlinigen Aufwärtsbewegung aber erweist sich sogleich als trüglich, wenn sie nicht auf die Menschheit insgesamt, sondern auf einzelne Völker angewendet wird. Auch Darwin räumt dies bereitwillig ein.[49] Denn der stetige Fortschritt berührt nicht das ganze Menschengeschlecht, sondern nur geringe Bruchteile desselben und auch diese nicht einmal dauernd. Wie spärliche Lichtpunkte sind die alten Kulturherde über den Erdball zerstreut, und nicht ohne Überraschung gewahrt man die Verschiedenheit der Gesittungszustände bei Völkern, die unter fast demselben Himmelsstriche wohnen und das gleiche Mafs von Naturgaben empfangen haben. Und im Laufe der Zeit haben nicht nur die Formen, sondern auch die Träger einer auf verhältnismäfsig enge Länderräume beschränkten Kultur gewechselt. Die gebildetsten und gesittetsten Völker des Altertums sind ohne Ausnahme von ihrer Höhe mehr oder weniger tief in die

Alltäglichkeit oder in Roheit hinabgesunken, ohne sich wieder zu erheben. Man hat gemeint, der Wellenschlag des Ägäischen Meeres dulde keine Zustände der Erstarrung, sondern bringe das einmal erwachte Kulturleben unaufhaltsam zu immer reicherer Entfaltung. Die Nachkommen des alten Griechenvolkes aber, das den Antrieben des günstigen Schauplatzes, den die Vorsehung ihm angewiesen, eine so glückliche Empfänglichkeit entgegenbrachte, haben sich durch die vorteilhaften Naturbedingungen nicht einmal zur Bewahrung, geschweige zur Vermehrung der ererbten Kulturschätze auffordern lassen. Und wer an Granada, Sevilla, Cordova, die Sitze maurischer Kunst und Wissenschaft, denkt, von der Alhambra hört, der erinnert sich zugleich, dafs der Geist, der alles dies geschaffen, nur noch aus den Trümmern weht, dafs das Volk, das er beseelte, nur in der Erinnerung fortlebt, und die Spröfslinge desselben, die Beduinenstämme Arabiens, ein wildes Räuberleben führen. Wegen der Häufigkeit der Völkerrückfälle könnte man versucht sein, das Gesetz der Todespflichtigkeit, dem alle Lebewesen unterworfen sind, durch eine ähnliche vorherbestimmte Notwendigkeit zu ergänzen, nach der auch im Kulturleben auf die Zeit der Blüte das Verwelken und Absterben folgen müsse.

Die Anwendung der Naturgesetze auf die Gesittungs- und Bildungszustände der Menschheit kann freilich nur demjenigen in den Sinn kommen, welcher im Menschen ein blofses Naturerzeugnis erblickt und in den Zeitläufen der Menschheitsgeschichte nichts anders, als nach Notwendigkeitsgesetzen sich abhaspelnde Naturgeschehnisse erkennt. Es ist aber immerhin beachtenswert, dafs, wie die Geschichte, so auch die Natur das Bild einer stetigen, lückenlosen Entwickelung versagt. Überall folgt auf fröhliches Aufblühen ein betrübendes Verblühen, auf üppiges Wachstum ein allmähliches Hinsterben. Und wie in unsern Wäldern neben den grofsen und gesunden Bäumen verkümmertes, verkrüppeltes Gehölz steht, so hat es auch unter den Menschenrassen neben solchen Völkern, die in mächtigem Bildungsdrange geschwelgt, vorwärts und aufwärts gestrebt haben, stets andere gegeben, die man nicht mit Unrecht als Völkergestrüpp bezeichnet hat. Wir gewahren ringsum frische Kinder und Knaben, vollkräftige Jünglinge und Männer, abgelebte und lebensmüde Greise; einen ähnlichen Vorgang auf- und absteigender Lebenskraft bietet jederzeit die Menschheit dar.

Vollends aussichtslos ist der Versuch, die Stetigkeit eines sittlichen Fortschrittes darzuthun. Die Seele der Sittlichkeit ist der

Wille mit seinen Beweggründen und Absichten, mit seinen Strebungen und Entschlüssen, und da er sich der menschlichen Betrachtung und Berechnung entzieht, so kann nur derjenige, welcher die Herzen und Nieren durchforscht, den Emporgang wie den Rückgang der Sittlichkeit genau buchen. Der Sittengeschichtschreiber lernt das sittliche Leben nur aus dessen Erscheinungen, nicht in dessen Triebkräften kennen. Ihm ist der unmittelbare Einblick in den Träger und Hauptschauplatz desselben, in den inneren Menschen, in die geheimen Antriebe, Ziele und Vorsätze der Einzelpersönlichkeit wie der Volksseele versagt. Und nicht blofs das innerliche sittliche Leben, sondern auch eine Hauptseite des äufseren, nämlich die persönliche und häusliche Sittlichkeit, bleibt ihm gröfstenteils verborgen. Die vergleichende Sittenkunde ist sich nicht immer bewufst gewesen, dafs sie das Sittliche nur in mehr oder minder einseitigen Darstellungen, nicht aber in dessen Quelle oder Werkstatt, im Willen und im Gemüte, zu sehen bekommt. Namentlich hat die statistische Wissenschaft, die mit grofsen Zahlen über gewisse Erscheinungen auf dem sittlichen Gebiete, insbesondere über Vergehen und Verbrechen Buch führt, eine sehr unsichere Sittlichkeitsberechnung geliefert.

Stellt man den einfachen Verhältnissen und den roheren Sitten vergangener Jahrhunderte die glatten und glänzenden Lebens- und Bildungsformen der Gegenwart gegenüber, so könnte man sich leicht zum Glauben an einen gewaltigen Fortschritt in der Sittlichkeit bereden lassen. Die grundsätzlichen Lobredner der »guten alten Zeit« zeigen selbstverständlich ein schwergläubiges und zweifelsüchtiges Gesicht. Und man kann ihnen darin nicht Unrecht geben, dafs sie von einer umfassenden und umsichtigen Vergleichung der beiderseitigen Licht- und Schattenseiten des sittlichen Lebens ein anderes Ergebnis erwarten, als die Fortschrittsgläubigen aus dem Gegensatze ungleichartiger und unvergleichbarer Dinge herausfinden. Denn Sittenreinheit und Sittenfeinheit sind nicht gleichwertige Begriffe und dürfen nicht gegeneinander verrechnet werden. Niemand wird behaupten wollen, dafs mit der Milderung der Sitten die Schärfung des sittlichen Bewufstseins und Gefühls gleichen Schritt gehalten habe. Mancher wird vielmehr R. Rocholl beistimmen, der keinen Fortschritt im sittlichen Privatleben, daher keinen wahren sittlichen Fortschritt anerkennen will.[50] Mit der Kunst, die Sinnengenüsse zu vermehren und zu verfeinern, hat auch die Sucht, zu geniefsen,

zugenommen. Unsere Vorfahren waren herb und derb, zuweilen grob und grausam. Die Gegenwart bekundet ein wachsames Gefühl für äufsere Wohlanständigkeit, einen lobenswerten Sinn für das Schickliche, aber sie verdient kein Lob dafür, dafs sie manchmal Zimperlichkeit mit Sittsamkeit verwechselt und auf Schliff ein gröfseres Gewicht legt, wie auf Sittenstrenge. Sie hält auf öffentliche Sittlichkeit, aber sie ist auch nachsichtig gegen das verkleidete, verschleierte, geschminkte Laster. Sie wacht mit Recht über den guten Ton, das bürgerliche Wohlverhalten, den gesellschaftlichen Anstand, aber sie verzeiht gern die sog. schöne Sünde und liebäugelt mit dem halbverhüllten Laster, das verführerischer wirkt, wie das schamlose. Sie fragt weniger nach persönlicher und häuslicher Tugendhaftigkeit als nach einer äufserlichen Gesetzesgerechtigkeit und Ehrenhaftigkeit. Unsere Zeit ist gewifs nicht so schlecht, wie sie von ihren grundsätzlichen Verächtern gescholten wird; sie hat aber auch keine Ursache, sich mit pharisäischem Stolze über die Vergangenheit zu erheben, vielmehr allen Grund, durch Bescheidenheit sich die Richter der Zukunft günstig zu stimmen. Sie benutzt die ihr dargebotenen Mittel und Möglichkeiten, die Tugend in neuen und schöneren Formen in die Erscheinung treten zu lassen; sie verschmäht jedoch auch die vermehrten Kunstgriffe nicht, den Schein der Tugend zu retten und eine nichtswürdige Gesinnung unter einer auffälligen oder glänzenden Aufsenseite zu verbergen.

Noch jedesmal hat sich der verkehrte Zeitgeist unter der Maske des Fortschrittes einzuschmeicheln gesucht, und nicht selten ist es ihm gelungen, das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben, Wissenschaft, Kunst u. s. w. in Bahnen zu treiben, die der Sittlichkeit höchst verderblich wurden. Man braucht daher nicht kulturfeindlich oder kulturscheu zu sein, um die Frage für erlaubt zu halten, ob nicht vielleicht auf den höheren Gesittungsstufen Gewinn und Verlust an Sittlichkeit einander die Wage halten, oder gar das Wachstum des Guten durch die Vermehrung des Schlechten überboten werde. Sie wäre unbedingt in verneinendem Sinne zu beantworten, wenn es dem aufwärts strebenden Kulturgeiste wesentlich und notwendig eigen wäre, sich allmählich der Religion zu entfremden oder gar mit ihr zu verfeinden und somit der Sittlichkeit die Hauptstütze und die wirksamsten Trieb- und Nährkräfte zu entziehen. Der bekannte Religions- und Sanskritforscher Max Müller behauptet, dafs man »in gewissem Sinne wohl die Geschichte der

Religionen eine Geschichte ihres langsamen Verfalles von ihrer ursprünglichen Reinheit nennen kann.«[51] Diese religionsgeschichtliche Thatsache allein reicht hin, uns ein Urteil über den Gang des sittlichen Lebens unter den Kulturvölkern des Altertums zu vermitteln. Er ist in demselben Mafse ein Rückgang gewesen, als die religiösen Beweggründe des sittlichen Handelns abgeschwächt und erschüttert wurden, und er endete im Sittenverfall, nachdem sie gänzlich abhanden gekommen waren. Die römische Kaiserzeit und die französische Schreckenszeit sind belehrende und warnende Beispiele.

So führt die Sittengeschichte zu demselben Ergebnisse, wie die Kulturgeschichte überhaupt: die Völker entarten, die Träger der Sittlichkeit wechseln, wie die der Gesittung. Könnte aber nicht trotz diesem Wandel das sittliche Leben an sich in ähnlicher Weise stetig zugenommen haben, wie die Vermehrung der Glücksgüter, die Verschönerung der Lebenshaltung und die Verbreitung der Bildung?

Hierauf bejahend zu antworten, fehlt auch solchen Sittengeschichtschreibern der Mut, die kühn genug sind, die wunderbare sittliche Welterneuerung durch das Christentum als Wirkung einer sprunglosen, natürlichen Entwickelung begreifen zu wollen. So hat der bekannte Kulturgeschichtschreiber Henry Thomas Buckle im Anschlusse an Sir James Makintosh, Condorcet und Kant behauptet, dafs nichts in der Welt eine so geringe Veränderung erlitten habe, wie die grofsen Grundsätze der sittlichen Lebensführung.[52] Und der Darwinianer W. H. Rolph fühlt sich durch seinen Glauben an den stetigen Fortschritt der Sittlichkeit nicht behindert, ihr den Untergang zu prophezeien.[53]

Jene Geistes- und Gemütsstimmung, welche den sittlichen Menschen als einen rechten »self made man« anstaunt, der lediglich infolge zufälliger Anpassung an günstige Daseinsverhältnisse einem sittlichkeitslosen Urzustande entronnen sei, besitzt, wie wir sehen, nicht den geringsten Halt im geschichtlich erkennbaren Verlaufe des Menschheitslebens. Und das urgeschichtliche Verfahren, dessen sich die darwinistische Schule zu bedienen pflegt, ist ein Hohn auf die Gesetze der geschichtlichen Forschung.

Begehrt man nämlich Beweise für einen vorsittlichen Zustand unseres Geschlechtes, so wird man immer auf die Ergebnisse der vergleichenden Sittenkunde vertröstet, als ob mittels derselben der sittlichkeitslose Urmensch urkundlich nachgewiesen werden könnte.

»Überlebsel« in Brauch und Sitte, »Nachklänge« in Überlieferung und Sage, eine zielbewufste Zusammenstellung und Deutung von unsittlichen Vorstellungen und Gewohnheiten der kulturarmen Menschheit und von schielenden Ähnlichkeiten aus dem Tierleben können einer ernsten Sittenforschung nimmer einen festen Ausgangs- und Standpunkt darbieten. Völkerkundliche Parallelen sind keine geschichtliche Quellen, eine Summe von blofsen Vermutungen, von unsicheren und höchst unwahrscheinlichen Schlufsfolgerungen ist keine wissenschaftliche Erkenntnis, Geschichtsbaumeisterei ist keine Geschichtschreibung. Die Beweisarmut kann durch einen Überschufs an Behauptungslust nicht ausgeglichen werden. Der tierische Urmensch, der in entwickelungsberauschten Köpfen spukt, ist nicht darum wirklich gewesen, weil ihnen sein Bild so überaus lieb geworden ist, dafs sie sich nicht von ihm trennen mögen. Selbst Vollblutdarwinianer lassen sich gelegentlich Geständnisse entschlüpfen, durch die sie von der Trostlosigkeit ihrer Beweisführung Zeugnis ablegen. Denn sie können nicht umhin, einzuräumen, dafs der Urmensch weder lebend irgendwo angetroffen, noch durch Ausgrabungen ans Licht gefördert sei, mithin in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibe. Dieses Unwissenheitsbekenntnis aber verstummt bald wieder, und an seine Stelle tritt der fröhliche Behauptungsmut, der sich in verblüffend raschem Fortschritte von der blofsen Vermutlichkeit bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit und zuletzt zur zweifellosen Gewifsheit zu erheben weifs. Die kecke Einbildung täuscht über die klaffenden Beweislücken hinweg und gelangt mittels dichterischer Ergänzungen mühelos bei dem Satze an, dafs der Mensch sich aus der Tierheit emporgearbeitet haben müsse, da er nur auf diesem Wege entstanden sein könne.

Die Entwickelungsgelehrten spüren mit Vorliebe unter den sog. Wilden nach Rückständen des tierischen Urzustandes, und sie finden leicht, was sie mit der »Einzigkeit des Vorsatzes«, mit der Leuchte einer festen vorgefafsten Meinung suchen. »Hat man nicht das Recht«, fragt ein dem Entwickelungsgedanken nicht unfreundlicher Forscher, »mit einigem Argwohne auf wissenschaftlichem Gebiete solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weifs, was es finden will.«[54]

Von dem einzigen Entschlusse angetrieben, die unteren Sprossen der Stufenleiter des menschheitlichen Emporganges zu erspähen, verwandeln die Gelehrten dieser Richtung die naturwidrigen Roheiten

und Greuel auf niederen Sittlichkeitsstufen im Handumdrehen in Überbleibsel früherer Wildheitszustände. Befremdliche Erscheinungen des sittlichen Lebens, zum Teil nicht hinreichend beglaubigt oder untersucht, zum Teil der ausschweifendsten Erklärungswillkür Spielraum darbietend, werden verallgemeinert und zu Gunsten einer vorsittlichen Urzeit mifsdeutet. So segelten z. B. noch vor wenigen Jahren die Ehe- und Familiengeschichtschreiber der darwinistischen Schule, mit völkerkundlicher Ausbeute reichlich bepackt und voll wohlfeilen Spottes über die »bibelgläubigen Träumer«, in den Hafen der »urzeitlichen Gemeinschaftsehe«.[55] Wie indes einander widerstreitende Zukunftspropheten kein Vertrauen verdienen, so kann auch die gegenseitige Befehdung der rückschauenden Entwickelungsseher nur Verdacht erwecken. Die neuere Urgeschichte aber, namentlich die der Ehe und Familie, ist ein Tummelplatz von Meinungsverschiedenheiten und Widersprüchen, so dafs ihr schon aus diesem Grunde die Glaubwürdigkeit abgeht. Sir John Lubbock pries L. H. Morgans Werk über die Urgesellschaft als eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, Mac Lennan nannte es einen wilden Traum, um nicht zu sagen einen Fieberwahn. Der dänische Gelehrte C. N. Starcke, der sich als Darwinianer von tadelloser Rechtgläubigkeit bekennt, hält die Familie für eine ursprüngliche Einrichtung und verurteilt die Mutmafsungen über eine urzeitliche Weibergemeinschaft und über das Mutterrecht oder die Weiberlinie »als durchaus grundlose Träumereien, die der Aufmerksamkeit, die ihnen bisher gezollt worden, nicht wert sind«.[56] Ebenso abfällig äufsert sich Edw. Westermarck über jene häfsliche Urstandsdichtung, die von zahlreichen Forschern als erwiesene Wahrheit behandelt und feilgeboten wurde.[57]

Darwin erträgt ohne Beschwerde den Widerstreit seiner Urstandsgesichte. Das eine Mal zeigt er uns den angehenden Menschen auf einer bewunderungswürdigen Sittlichkeitshöhe[58]; ein anderes Mal erzählt er uns, dafs er beim ersten Anblicke der unsäglich elenden Feuerländer durch den Blitzgedanken erleuchtet worden sei: »so waren unsere Vorfahren«. Er glaubt offenbar, von seinem guten Geschmacke Zeugnis abzulegen, wenn er bemerkt: »Wer einen Wilden in seinem Heimatlande gesehen hat, wird sich nicht sehr schämen, wenn er zu der Anerkennung gezwungen wird, dafs das Blut noch niedrigerer Wesen in seinen Adern fliefst. Was mich betrifft, so möchte ich eben so gern von jenem heroischen kleinen Affen abstammen, welcher seinem gefürchteten Feinde trotzte, um das

Leben seines Wärters zu retten, oder von jenem alten Pavian, welcher von den Hügeln herabsteigend, im Triumphe seinen jungen Kameraden aus einer Menge erstaunter Hunde herausführte, als von einem Wilden, welcher ein Entzücken an den Martern seiner Feinde fühlt, blutige Opfer darbringt, Kindesmord ohne Gewissensbisse begeht, seine Frauen wie Sklaven behandelt, keine Züchtigkeit kennt und von dem gröbsten Aberglauben beherrscht wird.«[59] Darwin ist nur den Beweis schuldig geblieben, dafs der Urmensch ein solcher Unmensch gewesen sei, wie er im Feuerlande haust. An den armseligen Anwohnern der öden Magalaenstrafse, die bereits vom grofsen Seefahrer Cook als »Auskehricht der Natur«[60] und von Wallis als »die niedrigsten und bedauernswürdigsten unter allen menschlichen Wesen«[61] angesehen worden sind, entdeckte er soviel Tierisches, dafs er sie nur mit äufserstem Widerstreben als Mitmenschen und als »Bewohner einer und derselben Welt« anerkennen konnte und den Unterschied zwischen gesitteten und gesittungsarmen Menschen für gröfser hielt als den zwischen gezähmten und wilden Tieren. Gleichwohl konnte er auch an diesen, »durchaus den Teufeln ähnlichen« Pescheräh deutlich wahrnehmen, dafs sie nicht blofs den Begriff von Eigentum und Tausch besafsen, sondern auch die Tugenden der Wahrhaftigkeit und der ehelichen Treue kannten.[62] Und als er mit den Feuerländern an Bord des »Beagle« zusammenlebte, wurde er »unaufhörlich von vielen kleinen Charakterzügen überrascht, welche deutlich zeigten, wie ähnlich ihre geistigen Anlagen den unsrigen waren.«[63]

Selbst durch Unsitten und Laster wird die Zusammengehörigkeit der Menschenrassen bezeugt. Wer nun angebliche Spuren einer urzeitlichen Sittenlosigkeit unseres Geschlechtes zu sehen wünscht, braucht seine Entdeckungsreisen nicht bis auf die Länderräume der kulturarmen Rassen auszudehnen: das Gute oder vielmehr das Schlechte liegt so nahe, da es haufenweise in den Nachtseiten des Kulturlebens vorhanden ist und sich gerade an den Herden und Mittelpunkten unserer gepriesenen Gesittung, in den glanzvollen Grofsstädten zu sammeln pflegt. Wie unsere Feinschmecker, die sich nicht blofs an Austern, Hummern und Fröschen, sondern auch an indischen Vogelnestern und an den Verdauungsresten der Schnepfen und der Krammetsvögel ergötzen, ebensogut als Liebhaber des urzeitlichen Küchenzettels gelten können, wie jene Menschen, die Fledermäuse, Eidechsen, fette Erdskorpione, Würmer, Käfer, Ameisen u. s. w. mit Wohlbehagen verspeisen, und wie die Kletterfertigkeiten unserer Knaben gleich

denen der afrikanischen und der australischen Schwarzen als Erinnerung an die Gepflogenheiten der Affen mifsdeutet werden können, so lassen sich vorsittliche Zustände der Menschheit ebenso leicht von den Unsitten der Kulturvölker, wie von den Lastern der sog. Naturvölker ablesen.

An Neigung und Eifer, der darwinistischen Urgeschichtschreibung zu Hilfe zu kommen, hat es der neueren Völkerkunde nicht gefehlt. Die Naturvölker aber, aus deren Lebensgewohnheiten mit Vorliebe der Stoff zum Aufbau der Urgeschichte zusammengetragen wird, lassen sich in den Rahmen des Entwickelungsgesetzes nicht hineinzwängen. Die äufsere Gesittung einiger von ihnen macht den Eindruck einer staunenswerten Starrheit und Unbeweglichkeit, die der meisten sieht mehr ärmlichen Brosamen vom Tische besser gestellter Völker oder Resten aus glücklicherer Vergangenheit, denn frischen Ansätzen zur Kultur ähnlich. Die sittlich-religiösen Zustände aller aber verraten nirgend Züge einer fröhlichen Aufwärtsbewegung, tragen nicht Spuren einer überwundenen Wildheitsstufe, sondern offenkundige Merkmale der Rückbildung und des Verfalles an sich. Von vielen Naturvölkern endlich wissen nicht blofs Überlieferungen und Sagen, sondern selbst die Steine zu erzählen, dafs dieselben eine bessere Zeit gesehen haben.

Wer es nun für vernünftig hält, die Pflanzen- und die Tierwelt gerade an verkrüppelten Pflanzen- und Tiergewächsen zu untersuchen, der mag sich auch das Recht schenken lassen, der sittengeschichtlichen Wissenschaft die verkümmertsten oder verkommensten Glieder unserer Gattung zu Grunde zu legen. Auf die Frage nach der Natur und Entstehung des Gewissens sollen uns nicht die Philosophen, nicht unsere Zeitgenossen, sondern die Menschenfresser Antwort geben, meint der Sittenforscher Paul Rée.[64] Demnach müfsten alle der Geisteswissenschaften Beflissenen bei den sog. Wilden in die Schule gehen.

Der Widerspruch gegen das Jahrzehnte hindurch beliebte Verfahren, den sog. Naturmenschen der Gegenwart als Zeugen oder Vertreter einer erträumten Urwildheit vorzuführen, darf bereits als ein Einstofsen offener Thüren bezeichnet werden.

»Völkerschaften oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen ist nirgend ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet,« hat Oskar Peschel, der Altmeister der wissenschaftlichen Völkerkunde, erklärt.[65] Behauptungen, wie sie bei Nott und Gliddon vorkommen, dafs nämlich die Hottentotten und die Buschmänner sich körperlich,

geistig und sittlich nur wenig vom Orang-Utang unterscheiden, zählte bereits vor drei Jahrzehnten Theodor Waitz zu den »unverschämten Übertreibungen, die, eingegeben vom Interesse des Sklavenhalters und Sklavenhändlers, nur in Amerika noch Glauben finden«.[66] Dasselbe derbe Verwerfungsurteil verdienen die Märchen von sittlichkeitslosen Menschenstämmen oder Menschenhorden. Am sog. Wilden ist nicht alles wild. Die Völkerkundigen sind nicht einig darüber, ob die Australier und die mit ihnen stammverwandten, von den Engländern bereits ausgerotteten Tasmanier oder die Botokuden und die Pescheräh in Südamerika oder die Buschmänner in Südafrika oder die Minkopi auf den Andamanen oder endlich die Wedda auf Ceylon auf die unterste Stufe der Menschengattung zu setzen seien. Keins aber unter den Schreckbildern der Menschheit, die um diese Unehre streiten, ist in sittlicher Hinsicht als eine leere Tafel erfunden worden. Mehr als ein Volksstamm, dem flüchtige, oberflächliche Forschungsreisende oder geärgerte Händler jedes sittliche Bewufstsein und Gefühl abgesprochen hatten, trat in eine ganz andere Beleuchtung, sobald er Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis wurde. Überall hat eine umsichtige und unbefangene Untersuchung des wilden Lebens ergeben, dafs der weifse und der farbige Mensch im Guten wie im Schlechten Brüder sind, und dafs mancher hochgesittete Europäer sich von schwarz- oder rothäutigen Mitmenschen beschämen läfst.[67]

Obgleich die Völkerkunde unter allen Zonen nur sittlich veranlagte und handelnde Menschen entdeckt hat, werden nichtsdestoweniger die gesittungsarmen Rassen nach wie vor als Pfadfinder bei der Erforschung der Sittlichkeitsanfänge angerufen. Es wird nämlich fort und fort willkürlich vorausgesetzt, dafs der Weg, den sie bereits zurückgelegt haben, rückwärts bis zu den äufsersten Grenzen des Menschentums und zu dessen Berührung mit der Tierwelt führen müsse, dafs mithin der Entwickelungsgedanke richtig sei. Die Annahme, welche gerade durch die vergleichende Völkerkunde erst begründet werden soll, wird ohne weiteres mit dem Ansehen einer von vornherein feststehenden Wahrheit geschmückt. Die völkerkundlichen Thatsachen werden zunächst dem Entwickelungsgesetze entsprechend zurecht gelegt und hinterher zur Begründung desselben benutzt und gleichsam als Mörtel bei der Urgeschichtsbaumeisterei verwertet. Die Neigung, in jeder Unsitte der Naturvölker einen Rest des tierischen Urzustandes zu wittern, ist von der grundlosen

Voraussetzung eingegeben, dafs die rohesten Menschenhorden demselben am nächsten stehen oder die jüngsten, d. i. zuletzt dem Tierreiche entronnenen, Glieder unseres Geschlechtes seien. Infolgedessen werden die sittlichen Triebkräfte dieser Menschen als Keime angesehen, welche sich erst später, nach der Trennung vom Affen, an die tierischen Instinkte angesetzt und dieselben verändert haben. Und das durchschnittlich im Naturmenschen vorhandene Übergewicht der Sinnlichkeit über die Sittlichkeit soll den Glauben rechtfertigen, dafs der schlimmsten Sittenverwilderung, die je ein Reisender in fremden Erdteilen wahrgenommen, ein Zustand vollendeter Sittenlosigkeit vorausgegangen sein müsse.

Die echte Wissenschaft aber kennt keine Vor- oder Halbmenschen, auch keine Naturmenschen im Sinne von gänzlich kulturlosen oder gar kulturunfähigen Menschen. Desgleichen weifs weder die Sittengeschichte, noch die vergleichende Sittenkunde von sittlichkeitslosen Menschen zu berichten. Daher sind wir auf Grund der wissenschaftlichen Forschung berechtigt, zu sagen: der Mensch ohne Sittlichkeit gehört ebenso in das Reich der Fabel, wie der religionslose, sprachlose und gesittungslose Mensch; oder: der sittlichkeitslose Urmensch besitzt nur in der Einbildung Wirklichkeit. Das darwinistische Denkverfahren ist freilich ein anderes: dem Entwickelungsgedanken zufolge ist das sittliche Leben der Menschheit eine Entwickelungs- oder Anpassungserscheinung, und daher die Annahme einer vorsittlichen Zeit unerläfslich; sittlichkeitslose Menschen hat es zwar nachweislich nie und nirgend gegeben; gleichwohl ist der sittlichkeitslose Urmensch ein gesichertes Ergebnis der Wissenschaft. Denn »Wissenschaft ist Mut«, meint Gustav Jäger, der Urheber der Lehre von der riechbaren und gerochenen Seele.

Ein prunkhaftes Spiel mit angeblichen Thatsachen und ein wohlfeiles Spiel mit volltönenden Worten gerade in jenen Werken, welche sich an die breiteren Volksschichten wenden, sind darauf berechnet, der Einsicht vorzubeugen, dafs hier sowohl mit der Wissenschaft, als auch mit der leicht getäuschten Menge ein schnödes Spiel getrieben wird. Die grenzenlose Wunderscheu des herrschenden Zeitgeistes schlägt plötzlich in Wundersucht und Köhlerglauben um, wenn es gilt, der altehrwürdigen und nicht blofs anmutigen, sondern auch wissenschaftlich annehmbaren Überlieferung entgegenzutreten, dafs ein höheres Wesen an der Schwelle des menschlichen Daseins gewaltet und dessen Ausstattung und Leitung übernommen habe.

Der Scharfsinn entwickelungssüchtiger Überflieger läfst sich herausfordern, Feigen von Disteln und Trauben von Dornen zu sammeln. Es kommt hinzu, dafs in einigen Darwinismus-Schwärmern die Unduldsamkeit und die Verfolgungssucht, nicht zum wenigsten gegen die engeren Fachgenossen, alles Mafs überschreitet; A. de Quatrefages, Virchow, Semper, His, Rütimeyer, Hensen, Hamann und viele andere, ebenso gewissenhafte, wie gelehrte Forscher haben dies erfahren müssen.

Es kann daher nicht scharf genug betont werden, dafs die neueren Urstandsdichtungen Schmarotzergewächse am Baume der Wissenschaft sind. »Man hat bisher nur zu häufig, namentlich in populär-wissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der ewig wechselnden Hypothese mit den ebenso schwankenden politisch-philosophischen Tagesmeinungen verquickt,« schreibt Joh. Ranke, einer der gründlichsten Kenner des urzeitlichen Menschen; »so mufste notwendig in dem der exakten Forschung ferner stehenden Publikum die verhängnisvolle Meinung erweckt werden, als gäbe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengeistes feindselig gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volksverderbenden Irrtume Schranken zu setzen.«[68]

Gelehrte Schriftsteller in grofser Anzahl haben diesen »volksverderbenden Irrtum« in die höheren Gesellschaftskreise hineingetragen. Darwinistische »Spaziergänger« haben ihn den breiten Volksschichten zugänglich und mundgerecht gemacht. Die Träger der Halbbildung haben das Bedürfnis und Bestreben, das Talmi ihrer wohlfeilen Gelehrsamkeit als das lautere Gold echter Wissenschaft glänzen zu lassen, sind daher für die Ausstrahlungen eines freidenkerischen Gelehrtentums besonders empfänglich. Bereits im Jahre 1877 hat Rud. Virchow den deutschen Naturforschern die ernste Warnung zugerufen: »Stellen Sie sich einmal vor, wie sich die Descendenztheorie heute schon im Kopfe eines Sozialisten darstellt! Sie hat, wenn sie konsequent durchgeführt wird, ihre ungemein bedenkliche Seite, und dafs der Sozialismus mit ihr Fühlung genommen hat, wird Ihnen nicht entgangen sein. Wir müssen uns das ganz klar machen.«[69] Ernst Häckel, Oskar Schmidt, F. v. Hellwald, Otto Ammon, Heinr. Ernst Ziegler u. a. haben sich freilich diesen Zusammenhang in der Weise klar zu machen gesucht, dafs sie ihn

gänzlich bestreiten. Thatsache aber ist, dafs die Wortführer der Umsturzbewegung, welche die neuere Wissenschaft als die Mutter der Sozialdemokratie verehren und die letztere als die angewandte Wissenschaft anpreisen, hiebei in erster Linie Darwins Abstammungs- und Entwickelungslehre und deren Anwendung auf alle Gebiete des menschlichen Lebens im Auge haben. Es ist bezeichnend, dafs von den 14 Bänden der sozialistischen internationalen Bibliothek 5 der Urzeit gewidmet sind. Aug. Bebel hat sein urgeschichtliches Wissen von Friedrich Engels bezogen, der seinerseits die Träumereien Lewis H. Morgans sich angeeignet hat. Es ist keine Schulweisheit so hoch oder so fein, dafs sie nicht durch alle Gesellschaftskreise bis auf den Grund der Volksseele hinabsickerte, nachdem sie einmal in den gelehrten und gebildeten Klassen eine Heimstätte gefunden hat. Die darwinistische Urgeschichte der Sittlichkeit ist durchschnittlich zwar weder hoch, noch fein. Einige Vertreter derselben haben es nicht einmal verschmäht, sich von der »Venus im Pelz« des Romanschreibers v. Sacher-Masoch und den lüsternen Schriften des unerhört oberflächlichen und leichtherzigen Epikureers Paolo Mantegazza beraten zu lassen.

Der Urmensch, dem angeblich der Begriff von Gott und Sittlichkeit, von Ehe und Familie, von Eigentum und Obrigkeit noch nicht gedämmert hatte, diese stolz und wild umherschweifende »prächtige, blonde Bestie« ist das beneidete Urbild ungezählter Umsturzmenschen. Den Einwand, dafs der sozialistische Zukunftsstaat einen entwickelungswidrigen Rückfall in überwundene Wildheitszustände bedeutet, sucht Enrico Ferri durch die Erklärung zu entkräften, dafs gerade das Entwickelungsgesetz die Umkehr zu ursprünglichen Lebensformen verständlich und notwendig mache.[70] Ist dies wirklich der Fall, so befindet man sich im Einklange mit dem Entwickelungsgedanken, wenn man die Umsturzbewegung als Anzeichen der Greisenhaftigkeit oder zweiten Kindheit des Denkgeistes deutet.

In zahlreichen »Schöpfungen« der Neuzeit wird unter Berufung auf Darwins Abstammungs- und Entwickelungslehre das Tierische im Menschen auf den Thron erhoben. Und es braucht kaum daran erinnert zu werden, dafs die Urstandsmärchen ihre Verbreitung und Beliebtheit nicht zum wenigsten dem Umstande zu verdanken haben, dafs sie die religiöse Welt- und Lebensanschauung verneinen und den tierischen Trieben im Menschen schmeicheln. »Es liegt schon in der Abstammung des Menschen aus dem Tierreiche,« schreibt

5*

Friedr. Engels, »dafs der Mensch die Bestie nie völlig los wird, so dafs es sich also immer nur um ein Mehr oder Minder, um einen Unterschied des Grades der Bestialität, resp. Menschlichkeit handeln kann.«[71] »Die sogenannten tierischen Leidenschaften nehmen keine tiefere Stufe ein, wie die sogenannten geistigen,« predigt August Bebel.[72] Als Emil Zola, der berüchtigte Verfasser von »La bête humaine« und anderer Schandromane, sich um einen Sitz in der französischen Akademie bewarb, erklärte Ernst Renan mit Entrüstung, dafs sein Gewissen es ihm niemals erlauben werde, in der Gesellschaft eines Schriftstellers zu sitzen, der auf fast jeder Seite, ja in fast jeder Zeile seiner Bücher die Sittlichkeit leugne, die Scham verletze, alle anständigen Menschen gröblich herausfordere und sich nur auf unsauberem Erdreiche wohl fühle. Zola aber versichert, seine Art der Romanschriftstellerei von Hippolyt Adolf Taine gelernt zu haben.[73] Dieser vielseitige und in Frankreich höchst einflufsreiche Gelehrte behauptet, »dafs man den Menschen nur als ein höher entwickeltes Tier ansehen könne, das Gedanken und Gedichte erzeuge. Das Menschtier ist in allen Thätigkeitszweigen die Fortsetzung des vernunftlosen.«[74]

III.

Darwins Mutmaſsungen über die Entstehung und die Entwickelung der Sittlichkeit.

Nachdem wir das Verfahren, die sittlichkeitslose Vorzeit unseres Geschlechtes aus dem Reiche der Träume in das Gebiet der Wirklichkeit oder auch nur der Wahrscheinlichkeit zu erheben, als ein unwissenschaftliches und erfolgloses erkannt haben, wenden wir uns der Frage zu, ob es Darwin gelungen sei, eine unleugbare Thatsache der seelischen Erfahrung, der Sittengeschichte und der vergleichenden Sittenkunde, nämlich die allgemeine und in den obersten Sittengrundsätzen und Sittenvorschriften übereinstimmende Selbstbezeugung des sittlichen Völkerbewuſstseins befriedigend zu erklären, mithin die Entstehung der Sittlichkeit zu belauschen, deren Wurzelgrund, Keime und Triebkräfte nachzuweisen, die unvergleichliche Wertschätzung des sittlich Guten und die unbedingte Verpflichtung des Sittengesetzes in überzeugender oder annehmbarer Weise zu begründen. Dies ist die wichtigste oder vielmehr die einzige Aufgabe, die der Entwickelungslehre auf dem Gebiete des Sittlichen obliegt, da sie hier naturgemäſs keinen andern Zweck verfolgen kann, als ein Wissen von den Anfängen und Ursachen des sittlichen Lebens zu vermitteln.

Darwin will selbstverständlich durch sein Entwickelungsgesetz, d. i. durch die regelmäſsige Wirksamkeit der in der Lebewelt thätigen Entwickelungskräfte, den Ursprung des Sittlichen oder sittlich handelnder Wesen klar machen. Wie er uns belehrt, besitzen die Lebewesen eine unbegrenzte Fähigkeit der Anpassung an die veränderlichen äuſseren Daseinsbedingungen oder der Umbildung durch dieselben und zugleich das Vermögen, die zufällig erworbenen Anpassungen durch Vererbung zu übertragen. Die zweckmäſsigen Abänderungen werden durch die natürliche Zuchtwahl oder Auslese im Daseinskampfe erhalten und befestigt. Naturgemäſs

tragen diejenigen Glieder einer Art, welche am besten angepaſst oder mit den vorteilhaftesten Eigenschaften versehen sind, den Sieg davon: sie bleiben am Leben und pflanzen sich fort, wohingegen die weniger tauglichen Genossen aussterben. Die Natur hat sie gleichsam ausgewählt in ähnlicher Weise, wie der Tier- oder Pflanzenzüchter die vorzüglichsten Jungtiere oder Keimlinge zur Nachzucht bestimmt. Es wurde beispielsweise ein vierfüſsiges Tier durch ein Zufallsspiel der Natur mit einem Anwuchse an der Stirne versehen, der sich im Kampfe ums Dasein als nützlich erwies und infolge des Gebrauches gröſser und härter wurde, sich durch mehrere Geschlechter vererbte und allmählich zum Horne ausbildete. Dieser Waffe verdankt das Ochsengeschlecht seine Erhaltung und den Sieg über seine nichtgehörnten Verwandten. So entstanden überhaupt infolge der Erwerbung, Steigerung und Vererbung neuer Vorzüge nach und nach aus niederen Arten höhere, und zuletzt erscheint der Mensch, der bevorzugte Spröſsling eines erloschenen Affengeschlechtes. E. Häckel weiſs, daſs der »sprachlose Urmensch« die vierundzwanzigste Stufe in unserem tierischen Stammbaum einnimmt, zu dessen Bildung Jahrmillionen erforderlich gewesen.[75] Die natürliche Zuchtwahl oder Auslese im Daseinskampf ist die Zauberformel, die den allmählichen Emporgang des Menschen aus der Tierwelt zu erklären verspricht, obwohl sie für Darwin nach dessen eigenem Geständnisse ein Rätsel geblieben ist.

Wäre die Annahme, daſs der Mensch sich in einer langen und langsamen Fortschrittsbewegung von der Tierheit entfernt habe, begründet oder wahrscheinlich, so müſste die Sittlichkeit ebenfalls als ein Ergebnis der Entwickelungsumstände gedeutet, d. i. auf Anpassung und Vererbung und auf die natürliche Zuchtwahl oder auf das Überleben des Passendsten zurückgeführt werden. Sie hätte mithin den Grund ihres Daseins in ihrer Brauchbarkeit für den Daseinskampf: sittliche Menschen waren besser ausgerüstet, sich zu erhalten, zu verteidigen und fortzupflanzen als sittlichkeitslose. Die Entstehung der sittlichen Kräfte und Eigenschaften, der Befähigung und Neigung zum sittlich guten Handeln wäre als eine zweckmäſsige Umbildung aufzufassen, welche die tierischen Instinkte durch die veränderlichen Lebensbedingungen nach und nach erfahren haben. Und die sittlichen Anschauungen, Gebräuche und Gesetze wären nichts anderes als der Niederschlag der während langer Zeiträume angesammelten, befestigten und vererbten Eindrücke von den

nützlichen oder schädlichen Folgen jener Handlungen, welche wir als in sich gut oder schlecht, löblich oder tadelnswert zu bezeichnen pflegen.

Die darwinistische Sittenforschung berührt sich also vielfach mit der positivistischen, geht jedoch über sie hinaus, um sie zu ergänzen und zu stützen.

Der neuere Positivismus deutet die Thatsachen des sittlichen Lebens: das sittliche Bewufstsein und Gefühl, die sittlichen Werturteile und Satzungen als Ergebnisse einer langen Entwickelung, zu der nichts anderes als die Erfahrung vom Nützlichen und Schädlichen den Ausgangspunkt und den Anstofs dargeboten habe. Manche Vertreter dieser Auffassung, welche den eigenartigen Charakter des Sittlichen gänzlich verkennt, lieben es, ihr einen recht derben Ausdruck zu verleihen.

Als Mord, Raub und dergleichen zuerst verboten und mit dem Stempel sittlicher Verwerflichkeit gebrandmarkt wurden, bedeutete dies dem Fernblicke Paul Rées gemäfs soviel, als: diese Handlungen sind wegen ihrer schädlichen Wirkungen und genau in demselben Sinne schlecht, »wie etwa Schlangenbisse und Erdbeben«. Auf den höheren Entwickelungsstufen ist dieser Hergang in Vergessenheit geraten. Hier tritt zugleich mit dem Mordbegriffe und unabtrennbar von ihm dessen Veurteilung in das Bewufstsein, und dieser Zusammenhang wird so empfunden, als ob der Mord an sich schlecht sei. In Wirklichkeit jedoch ist das Verwerfungsurteil, welches »so rätselhaft und selbstherrlich dasteht, nichts anderes als die verstümmelte Überlieferung des in der Gattung entstandenen Urteils von der Schädlichkeit des Mordes.« Die sittlichen Werturteile werden wegen ihrer Unerklärbarkeit vom sittlichen Einzelbewufstsein aus einer angebornen Eigentümlichkeit, einer »geheimnisvollen« Naturanlage abgeleitet oder gar als »Stimme Gottes« im Menschen gedeutet. Die Sittengesetze führt Rée darauf zurück, dafs Gewissenssprüche in Befehlsform gekleidet wurden. Ursprünglich waren sie sämtlich bedingte, zu bestimmten Zwecken gegebene Vorschriften. Der später Geborne durchschaut diesen Sachverhalt nicht, da ihm von früher Kindheit an mit der Belehrung über die löblichen und die tadelnswerten Handlungen zugleich die Einschärfung zu teil wird, dafs jene geschehen, diese unterbleiben sollen. So erscheinen ihm die Handlungen nicht wegen ihrer Folgen, sondern darum als gut und geboten, oder als schlecht und unerlaubt, weil sein Bewufstsein

sie lobt und befiehlt, oder rügt und untersagt. Die Begriffe von Tugend und Pflicht besagen nicht, welche Eigenschaften Tugenden, und welche Handlungen Pflichten seien; solches von ihnen fordern, hiefse auch zuviel verlangen, da »im allgemeinen gilt: jede Kulturstufe stempelt zu Tugenden die Eigenschaften, zu Pflichten die Handlungen, deren sie bedarf.«

Ein »scherzhaftes Bild« dient dazu, die breiten Ausführungen zu veranschaulichen. Liebe und Hafs, Mitleid und Schadenfreude sind dem Menschen niemals fremd gewesen. »Aber sie waren ledig. Erst spät in der Geschichte der Menschheit sind die einen mit dem Lobe, die andern mit Tadel verheiratet worden ... Durch die Ehe sind dann Empfindung und Urteil, wie es Eheleuten geziemt, eins geworden: die Grausamkeit eins mit dem Tadel, die Barmherzigkeit eins mit dem Lobe: so haben sie das Bewufstsein des später gebornen Menschen bezogen. Dieser nun, welcher die Empfindung niemals vom Urteil getrennt sah, meint, sie seien von jeher vereint gewesen, damals schon, als das menschliche Geschlecht entstand, habe Gott selbst ihren Bund eingesegnet.« Die Begriffe Mord, Raub, Betrug, Lüge u. s. w. enthalten gleichsam »zwei Taschen«: in der einen stecken die natürlichen Merkmale der Handlung, in der andern das sittliche Urteil über dieselbe. Um nun dem Gewissen auf die Spur zu kommen, mufs man die Handlung von dem ihr anhaftenden Urteile trennen und hierauf untersuchen, wann, durch wen und aus welchen Beweggründen ihr das Lob oder der Tadel angehängt worden ist. Der urgeschichtliche Blick entdeckt mühelos, dafs Gesetzgeber und Religionsstifter den menschlichen Handlungen blofs um der guten oder schlimmen Folgen willen, von denen dieselben begleitet waren, die Aufschrift: löblich oder tadelnswert angeheftet haben. Solange wir aber den Entstehungsgrund dieser Werturteile, die sich infolge der Denkgewohnheit unwillkürlich unserem Bewufstsein aufdrängen, nicht kennen, beanspruchen dieselben den Charakter allgemeiner und unbedingter Gültigkeit; mit andern Worten: sie werden als Gewissensaussprüche, dafs diese Handlung an sich gut und geboten, jene an sich schlecht und verboten sei, vernommen und verstanden. Wer indessen eingesehen hat, dafs er hierbei in einer ähnlichen Täuschung befangen ist, als wenn er bei der Farbenempfindung die Farbe auf den wahrgenommenen Gegenstand überträgt, dessen Gewissen ist dahin. »Das Gewissen bleibt, gleich dem Helden in der Fabel, nur so lange bei

uns, als wir nicht fragen, woher es stammt; es verläfst uns, wenn wir diese Frage stellen. Grausamkeit und Mord sind nicht böse, sondern schädlich.»[76]

Die Geschichte des Gewissens ist demnach nicht bofs die Erklärung, sondern auch die Verabschiedung desselben. Es müfste also, sollte man glauben, vor der hellen Leuchte der zahlreichen positivistischen Aufklärer fliehen, wie das Gespenst vor der aufgehenden Sonne. Das positivistische Gewissen, die Frucht einer durch viele Geschlechterfolgen überlieferten Selbsttäuschung, ist freilich wert, dafs es verschwinde. Das wirkliche Gewissen aber behauptet allen Verscheuchungsversuchen zum Trotze siegreich seinen Platz, ist unzerstörbar. Es mufs daher im Innersten der Menschenseele seine Wurzeln haben und von Natur mit ihr verwachsen sein.

Durchgehends allerdings fühlt sich auch die positivistische Schule, mit ihrem Vater Aug. Comte an der Spitze, gedrängt, die Sittlichkeit im Sinne eines selbstlosen Wohlwollens und Wohlthuns als das merkwürdigste Erzeugnis, als das gröfste Meisterwerk der Menschheitsgeschichte anzustaunen. So äufsert sich z. B. Rud. v. Ihering in Übereinstimmung mit Henry Sidgwick, Friedr. Paulsen u. a.: »Bei allen anderen Leistungen, welche der menschliche Geist im Laufe der Jahrhunderte beschafft hat, fällt der Endpunkt des Entwickelungsprozesses in die Richtungslinie des ersten Anfangs. Aber bei der historischen Erhebung des Egoismus zur Sittlichkeit bildet der Schlufspunkt des Entwickelungsprozesses den diametralen Gegensatz des Ausgangspunktes: der Egoismus ist in sein gerades Gegenteil umgeschlagen, er hat sich selber negiert. Die Geschichte bildet aus dem Thone, dem Teige, den die Natur ihr geliefert, dem natürlichen Menschen, dem Tiere ein Wesen höherer Art, welches das gerade Widerspiel des ursprünglichen bildet: den sittlichen Menschen; der Egoist ist das Werk der Natur, der sittliche Mensch das der Geschichte. Wissen und Wollen des Sittlichen, das sittliche Gefühl und die sittliche Gesinnung sind das Werk der Gesellschaft.«[77]

Angesichts dieser beliebten geschichtlich-gesellschaftlichen Begründung des Sittlichkeitsursprunges erhebt sich sofort die Frage, woher denn die Gesellschaft ihren Vorrat an sittlicher Erkenntnis und Gesinnung bezogen hat, die sie der Einzelpersönlichkeit einzuflöfsen weifs. Sie kann offenbar nur besitzen und mitteilen, was sie selbst zuvor von ihren Gliedern im Laufe der Zeit bekommen hat. Wie die Gesellschaftswesenheit, die Volksseele, der Gesamtwille nur

in den Einzelwesen, Einzelseelen, Einzelwillen Wirklichkeit hat, so gewinnt auch das sittliche Völkerbewufstsein, das öffentliche oder gesellschaftliche Gewissen seinen Ursprung und Bestand nur durch Einzelgewissen und nicht durch die Vereinigung von Seelen, die in sittlicher Hinsicht unbeschriebene Tafeln sind. Und was immer in der Geschichte entsteht, kommt durch ungezählte Einzelbeiträge zusammenwirkender Menschen zu stande. Ein Gemeinschaftsleben, das sich aus Kräften und Erzeugnissen von sittlichkeitslosen Wesen zusammensetzt, bleibt ebenso notwendig sittlichkeitslos, als die Zusammenzählung von Nullen immer wieder Null ergiebt. Oder haben sich etwa die Wertschätzung und die Gesinnung der Nächstenliebe und der Opferwilligkeit, wie Schneeflocken, aus der Gesellschaftsluft auf die Gesellschaftsglieder gnädig herniedergelassen? Rud. v. Ihering meint: »die sittlichen Wahrheiten schweben, gleich Sporen, in der uns umgebenden Luft; wir atmen sie ein, ohne uns dessen bei der Allmählichkeit und Unmerklichkeit dieser Aufnahme bewufst zu werden.«[78]

Diesem genügsamen Positivismus, welcher der Sackgasse glücklich entronnen zu sein glaubte, als er die Lösung des Rätsels von der Entwickelung des einzelnen Menschen hinweg auf die Menschheitsgeschichte zurückschob, hat der Darwinismus die Hand dargeboten, um die Münchhausiade begreiflich zu machen, wie unter der Herrschaft der ursprünglichen, rein ichsüchtigen Lust- und Unlusttriebe ein uneigennütziger Gemeinsinn und eine selbstlose Nächstenliebe entstehen und allmählich derart erstarken konnten, dafs sie die Führung übernahmen und Gegenstand der höchsten Wertschätzung wie der unbedingten Verpflichtung wurden.

Im Lichte des Darwinschen Entwickelungsgedankens, der die sittliche Urteils- und Empfindungsgewohnheit des Einzelnen unmittelbar aus angeerbten Trieben oder Gefühlen hervorgehen läfst, verwandelt sich das positivistische oder anerzogene, eingebildete Gewissen in ein angebornes, insofern es in jedem Menschen als erblich übertragene Anlage auftritt. Diese aber soll in der Menschengattung durch Aufsammlung, Befestigung und Vererbung von Erfahrungseindrücken entstanden sein und in den Nervenzellen, die allmählich ihnen angepafst oder durch sie umgebildet wurden, ihren Sitz haben.

Herbert Spencer, der von seinen Anhängern als der »Aristoteles« an der Jahrhundertsneige, als »der Philosoph der zwei Welten«

verehrt wird, hat die Andeutungen Darwins nach seiner Überfliegerart ergänzt. Auch er ist insofern bekenntnistreuer Positivist, als er das gesamte Geistesleben der Menschheit als ein Erfahrungserzeugnis ansieht und auf die Anpassung der Seele an die Natur- und Gesellschaftsumgebung zurückführt. Demnach hält er die sittlichen Anschauungen und Antriebe, z. B. die Wertschätzung und das Gefühl der Gerechtigkeit und Liebe, für Niederschläge von Erfahrungen über die nützlichen Folgen des Recht- und Wohlthuns und die schädlichen Wirkungen eines ungerechten und lieblosen Verhaltens. Diese Erfahrungskenntnisse wurden im Laufe einer langen Entwickelung, die sich verteilt auf die ungezählten Geschlechterreihen, welche dem Kulturmenschen vorangegangen sind, und weiter zurück auf die Tierwelt, die dem Urmenschen vorgearbeitet hat, erworben und befestigt und, da sie Insassen der Nervenzellen sind, zugleich mit diesen vererbt. Vermöge des Anpassungsgesetzes aber haben sie eine allmähliche Umbildung der letzteren herbeigeführt oder eine Nervenanlage erzeugt, die Vorstellungen und Gefühle gemeinnützigen Inhaltes auslöst.

Dieses sinnliche Vermögen für das Sittliche ist die vielerseits hochgepriesene und mit heifsem Dank bescheinigte Entdeckung, mit welcher der Darwinismus die positivistische Sittenwissenschaft beschenkt hat. Dasselbe aber ist nichts anderes, als der bereits von Shaftesbury, Hutcheson, Robinet und neuerdings von Wilh. Schuppe und A. Döring behauptete sittliche Sinn oder Instinkt (moral sense) in einer gröberen und weniger bestimmten Form oder eine rohe Erneuerung der älteren und einfacheren Lehre von den angebornen Sittlichkeitsbegriffen, die als Morgengabe jeder Menschenseele vom Schöpfer verliehen seien. Von Natur also besitzt der Darwinsche Mensch in den Nervenzellen seines Gehirns eine Art Gesetzesrolle, und er verdankt diese nicht Gott, sondern seinen Voreltern, die mittels der erblich auf ihn übertragenen Erfahrungseindrücke in ihm wirken, sittliche Anschauungen und Antriebe hervorrufen.

Spencers Einbildungskraft ist sehr reich an Erzeugnissen, die jeder gesunden Seelen- und Sittenforschung Hohn sprechen und mehr zur Belustigung als zum Nachdenken aufforden. Zu ihnen gehört ohne Zweifel der Traumgedanke, dafs die Nervenzellen des Gehirns nicht blofs bestimmte Vorstellungen beherbergen, sondern auch samt denselben durch Zeugung sich vererben. Offenbar können sie nicht derart eingespielt sein, dafs sie eine fertige Formel oder einen bündigen Ausdruck des Sittlichen ertönen lassen. Die sittlichen Urteile

setzen eine Reihe von Vorstellungen voraus, die nur auf dem Erfahrungswege zu gewinnen sind. Daher ist die Wirkungsweise der mit sittlichen Bildern besetzten Nervenzellen in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt.

Spencer selbst aber giebt Hundegeschichten zum Besten, welche diese Einbildungen Lügen strafen, überhaupt das allmächtige Entwickelungsgesetz über den Haufen werfen.[79] Ein Musterhund, Namens Punch, lebt dem sittlichen Grundgesetze gemäfs: »handle so, wie du behandelt sein möchtest«. Manchmal legt er eine durchaus »selbstlose«, »christliche« Gesinnung an den Tag, beschämt mithin die Spencersche Sittenlehre, die das sittlich Gute und das Ergötzliche als gleichwertige Begriffe behandelt. Von einem rohen Rassengenossen schändlich ins Gesicht gebissen, vergalt er nicht Böses mit Bösem, sondern begnügte sich mit einer »quäkerartigen« und zugleich »wissenschaftlich durchaus richtigen« Selbstverteidigung. Dieser »Quäker« Punch bewies durch seine Gelassenheit und Sanftmut dem britischen »Aristoteles« ein »buchstäblich christliches Gefühl, das kaum ein Christ unter Tausenden gezeigt haben würde«. Er ist auch bereits zur religionslosen Sittlichkeit fortgeschritten; denn er übte die Feindesliebe nicht aus Furcht vor seinem »Gotte«, dem wonnetrunkenen Hundezüchter Mr. Jones, sondern aus lauter Lust am Guten. Auf welchem Wege aber hat dieser Ausbund von Tugendhaftigkeit den Gipfel »christlicher« Gesinnung erreicht? Das ist die entscheidende Frage. J e d e n f a l l s n i c h t d u r c h V e r e r b u n g, antwortet der glückliche Besitzer. Denn Punch hatte eine tückische Mutter und zum Vater einen Kämpferhund. Mithin hat er die »christliche« Vollkommenheit durch Anpassung an seinen Herrn und Erzieher e r w o r b e n. In wenigen Jahren hat er die sittliche Vollendung erlangt, die Spencers Aussage gemäfs der Menschheit erst in einer sehr entfernten Zukunft beschieden sein wird. Die darwinistische Entwickelung des sittlichen Lebens aber kennt und duldet keine Sprünge, sondern nur äufserst sanfte, kaum merkliche Übergänge auf dem Wege der Vererbung sittlich gestimmter Nervenzellen. Das Pflichtgefühl, so belehrt uns Spencer, ist das Werk vieltausendjähriger Anpassung an die gesellschaftlichen Zustände und wird erst nach Ablauf ungezählter Jahrhunderte dem sittlichen Lustgefühl vollständig den Platz räumen; und in jenem Wunderhunde Punch war es bereits in ganz kurzer Zeit durch die reine Freude am Guten verdrängt worden.

Die Vertierung des Sittlichen im Menschen rechnen die Darwinianer zu den »berechtigten Eigentümlichkeiten« ihrer Schule. Der Meister selbst beginnt seine Untersuchungen über den Sittlichkeitsursprung allerdings mit einer ehrerbietigen und verdienstlichen Verneigung vor dem Gewissen, das er als den edelsten Vorzug des Menschen und als das bedeutendste Unterscheidungsmerkmal zwischen diesem und dem Tiere anerkennt. Er erhebt sich zu dem begeisterten Pflichtgedanken Kants: »Pflicht, wunderbarer Gedanke, der du weder durch sanfte Überredung, Schmeichelei, noch durch irgendwelche Drohung, sondern nur dadurch wirkst, dafs du dein nacktes Gesetz der Seele vorhältst und dir damit stets Ehrerbietung, wenn auch nicht immer Gehorsam, erzwingst, vor dem alle Bestrebungen stumm sind, so verborgen sie sich auflehnen: woher stammst du?« Bald nachher aber legt er auch dem Hunde Pflichtgefühl bei und bringt dadurch das Gewissen sozusagen »auf den Hund«.[80] Und mit dem Hochgefühle, das ihm der Pflichtgedanke eingeflöfst hat, reimt sich ganz und gar nicht die verzweifelte Anstrengung, das Pflichtbewufstsein und mit ihm die Sittlichkeit zu einem blofsen Gradunterschiede zwischen dem Menschen und dem Tiere herabzudrücken. Nirgend verrät der berühmte Forscher eine solche Unsicherheit und Unklarheit des Denkens, nirgend belästigt er den Leser mit so vielen Ungereimtheiten und widerspruchsvollen Halbheiten, als in seinen Erörterungen über die Anfänge und letzten Gründe des sittlichen Lebens.

Darwin redet von einem vorhergehenden und nachfolgenden Gewissen: es »schaut rückwärts und dient uns als Führer in die Zukunft«; es ist unser »oberster Richter und Warner«. Die Reue und den Vorsatz der Besserung bezeichnet er als die Hauptthätigkeiten desselben.[81] Bald betrachtet er das Gewissen als gleichbedeutend mit sittlichem Gefühl,[82] bald unterscheidet er zwischen beiden, indem er unter jenem das gesetzgebende, unter diesem das rügende Gewissen versteht.[83] Diese Darstellung der verpflichtenden, richtenden und vergeltenden Thätigkeit des Gewissens ist offenbar dürftig und unklar.

A. Die Wurzeln der Gewissensanlage.

Darwin erblickt im Gewissen eine angeborne oder, wie er sich dem Entwickelungsgedanken gemäfs ausdrückt, ererbte Anlage, begeht indessen sogleich eine schlimme Verwechselung. Wie er nämlich sittliches und gemeinnütziges Handeln als gleichbedeutende

Begriffe auffafst und daher die gesellschaftliche Wohlfahrt als die äufsere Sittenrichtschnur hinstellt, so verlegt er die innere in die gesellschaftlichen Instinkte, entdeckt also den Grund und Ursprung der sittlichen Veranlagung und Verhaltungsweise im Geselligkeitstriebe und Mitgefühle.

Sofort aber erheben sich die beiden Fragen: wie sind denn die gesellschaftlichen Instinkte entstanden, und wie haben sie die Sittlichkeit, sittliches Urteilen, Wollen und Handeln, sittliche Gesetze und Pflichten begründen können?

Darwin weifs gar nichts darüber zu sagen, ob die unmittelbaren Vorfahren des Menschen herdenweise lebten, wie z. B. die Paviane, oder paarweise vereinzelt, wie andere Affen. Er hält es freilich für wahrscheinlich, dafs unsere »frühen affenähnlichen Urerzeuger« ein Herdenleben führten. W. H. Rolph dagegen vertritt im Anschlusse an Thomas Hobbes die Meinung, sie seien einsam jagende Raubtiere gewesen. Jedoch die Mehrzahl der darwinistischen Urstandsforscher, z. B. Sir John Lubbock, Mc Lennan, Lewis Morgan, Herbert Spencer, Giraud-Teulon, Charles Letourneau, F. v. Hellwald, Jul. Lippert, A. Post, G. A. Wilken, sind der Ansicht, dafs die sprachlosen Halbmenschen zwar ohne Kenntnis der Ehe und Familie, aber gesellig oder rudelweise lebten. Darwin vermutet, dafs der Mensch »von einer äufserst entfernten Zeit her einen gewissen Grad instinktiver Liebe und Sympathie für seine Genossen behalten habe«. Er vermag aber nicht zu erklären, wie diese Neigungen in die Tierwelt gekommen sind. Er betrachtet dieselben als Erweiterungen der zwischen Eltern und Kindern bestehenden Gefühle und führt die einen wie die andern auf die natürliche Zuchtwahl zurück.[84]

Diese Naturauslese oder »das Überlebenbleiben des Passendsten, Nützlichsten« wird überall als Lückenbüfserin eingeschoben, wo die Einsicht in den Hergang fehlt. Mit der Naturzüchtungslehre aber reimt sich die Annahme nicht, dafs ein Tierwesen, welches vermöge seiner Abänderungs- und Anpassungsfähigkeit einen Hauer, einen Rüssel, ein Horn oder eine andere Schutz- und Angriffswaffe und somit einen Vorsprung vor seinen Artgenossen zufällig erlangt hatte, Mitgefühlsanwandlungen nachgegeben habe, infolge deren es an der rücksichtslosen Ausnutzung eines Vorteils gehindert wurde, durch den seine Erhaltung, Fortpflanzung und weitere Entwickelung bedingt war. Sodann erklärt die Naturauslese nicht den Ursprung, sondern höchstens den Fortbestand von Eigenschaften, die sich im Daseins-

kampfe als vorteilhaft herausgestellt haben. Der Nutzen der gesellschaftlichen Instinkte aber konnte erst in deren Wirkung, nämlich im Zusammenleben, zu Tage treten. Nun heifst es aber offenbar, das Pferd beim Schweife aufzäumen, wenn man dieselben aus der Anpassung an das Gesellschaftsleben ableitet, anstatt sie als Ursache für dieses anzusetzen.

Es wäre zu verstehen, dafs die Naturzüchtung einen eigennützigen, dem Selbsterhaltungstriebe dienenden Gemeinsinn, wenn er einmal vorhanden war, um der Vorteile willen, die er dem Einzelnen im Daseinskampfe verschaffte, fernerhin bewahrte und befestigte. Es ist aber nicht einzusehen, welchen Nutzen die erste, durch Zufall entstandene Abweichung von den rein selbstsüchtigen Neigungen und Lebensgewohnheiten des vorgesellschaftlichen Zustandes gebracht haben könnte. Denn Darwins Lehre gemäfs ist das Wachstum der nützlichen Eigenschaften und Triebe in einem ganz allmählichen, fast unmerklichen Fortschritte verlaufen, mithin die Entwickelung der gesellschaftlichen Instinkte auf zahlreiche Geschlechter zu verteilen. Bedurfte sie deren etwa ein Dutzend, so würde der in unbeschränkter Genufsfreiheit lebende Urahn unseres Geschlechtes, der zuerst mit einem Tröpfchen Gemeinsinn zufällig gesalbt worden war, ein Zwölftel der zum geselligen Leben erforderlichen Instinkte vererbt haben. Diese aber konnten offenbar erst nützen, nachdem sie hinreichend erstarkt waren, unsere tierischen Vorfahren zusammenzubringen und zusammenzuhalten, mithin auf der zwölften Stufe. Während des Werdeganges waren sie für den Einzelnen im Wettkampfe mit Artgenossen, die nur von gesellschaftswidrigen Trieben beherrscht wurden, nicht blofs wertlos, sondern geradezu hinderlich und verderblich. Denn sie reizten ihn zu Annäherungsversuchen, die auf der andern Seite unverstanden blieben und schroff abgelehnt wurden, verwickelten ihn also in Zusammenstöfse, in denen der durch Mitgefühlsregungen gehemmte Selbsterhaltungstrieb eine weniger brauchbare Waffe war, als er es in seiner ursprünglichen, ungebändigten und ungemilderten Gestalt gewesen. Sie verdanken daher ihre Entstehung und Entwickelung Kräften, deren Wirkungen nicht in der Richtung der natürlichen Zuchtwahl liegen können.

Darwin verschiebt ferner den Fragepunkt, wenn er den Vorteil der gesellschaftlichen Eigenschaften und Tugenden für das Gedeihen des Stammes hervorhebt, um zu deren Erklärung die natürliche

Zuchtwahl heranziehen zu können. Traten zwei Stämme des Urmenschen, die in demselben Lande hausten, in Wettbewerb zu einander, so wird bei völliger Gleichheit aller übriger Umstände ohne Zweifel derjenige, welcher die gröfsere Anzahl mitfühlender und treu zusammenhaltender Glieder besafs, den Sieg davon getragen und sich verbreitet haben. Im Laufe der Zeit aber wurde er von einem Stamme, der mit noch stärkeren gesellschaftlichen Instinkten ausgerüstet war, überflügelt und verdrängt. Infolgedessen haben sich die gesellschaftlichen Neigungen langsam vermehrt und über die ganze Erde ausgedehnt.[85]

Die Naturzüchtung aber betrifft zunächst die Einzelwesen und deren Ausrüstung für den Wettkampf mit ihresgleichen. Daher sieht sich auch Darwin zu der weiteren Frage gedrängt, woher es gekommen, dafs innerhalb eines und desselben Stammes eine gröfsere Anzahl seiner Glieder mit Mitgefühl und Gemeinsinn begabt wurden. Es ist äufserst zweifelhaft, räumt er ein, ob in demselben Stamme Nachkommen kameradschaftlich gesinnter Eltern in gröfserer Anzahl aufgezogen wurden als Kinder selbstsüchtiger und verräterischer Eltern. »Wer bereit war, eher sein Leben zu opfern, als seine Kameraden zu verraten, wie es gar mancher Wilde gethan hat, der wird oft keine Nachkommen hinterlassen, die seine edle Natur erben konnten. Die tapfersten Leute, welche sich stets willig fanden, sich im Kriege an die Spitze ihrer Genossen zu stellen, und welche bereitwillig ihr Leben für andere in die Schanze schlugen, werden im Durchschnitt in einer gröfseren Anzahl umgekommen sein als andere Menschen. Es scheint daher kaum wahrscheinlich, dafs die Zahl mit solchen Tugenden ausgerüsteter Menschen durch die natürliche Zuchtwahl, d. i. durch das Überlebenbleiben des Passendsten, erhöht werden könnte.«[86]

Wie soll nun die Naturauslese den Ursprung der gesellschaftlichen Neigungen begründet haben, da sie nicht einmal zu deren Verbreitung etwas beitragen konnte? Darwin hält freilich die Erweiterung des Familiensinnes zum Stammes- und Volksbewufstsein und schliefslich zum Menschlichkeitsgefühle für einen ganz selbstverständlichen, näherer Aufklärung nicht bedürftigen Hergang. Sie war aber nicht ohne Sprünge möglich, die der Naturauslese zuwider sind.

Wenn es auch Darwin gelungen wäre, die Entstehung der gesellschaftlichen Instinkte auf annehmbare Weise zu erklären, so

hätte er damit noch keineswegs die Quelle der Sittlichkeit, den Träger und Urheber des sittlichen Handelns nachgewiesen. Es kennzeichnet seinen Sittlichkeitsbegriff wie sein Forschungsverfahren, dafs er bei der allerwichtigsten Untersuchung sein Augenmerk zunächst nicht auf die wirkende Ursache, sondern auf seelische Naturbedingungen des sittlich guten Handelns richtet und seiner Hauptaufgabe genügt zu haben glaubt, nachdem er Beweggründe zu demselben im Geselligkeitstriebe und Mitgefühle entdeckt hat. Da er aber diese gesellschaftlichen Instinkte als eine Erweiterung der tierischen Mutterliebe ansieht, so hätte er, wie John Fiske, die Urform sittlicher Gefühle in der vorübergehenden und sehr bald der Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit weichenden Zuneigung eines weiblichen Vogels oder Säugetieres zu seinen Jungen erblicken können.[87] Und noch gründlicher wäre er zu Werke gegangen, wenn er mit Littré die Anfänge des sittlichen Lebens bereits in den Kampf zwischen dem Ernährungsbedürfnisse und dem Paarungstriebe verlegt hätte.[88] Der Entwickelungsforscher mufs ja möglichst weit ausholen.

Der Geselligkeitstrieb steht freilich in naher und wichtiger Beziehung zum Sittlichen, da er eine wesentliche Naturgrundlage für die Übung der gesellschaftlichen Tugenden wie für die Rechtsentwickelung ist. Er ist aber nicht die Wurzel des Gewissens; dieses steht über ihm, hat dessen Äufserungen zu bewachen und an dem Mafsstabe des Sittengesetzes zu beurteilen. Die unwillkürlichen Regungen des Geselligkeitstriebes besitzen trotz ihrer sittlichen Bedeutung nicht schon selbst eine sittliche Beschaffenheit. Denn sie sind unabhängig vom Willen vorhanden und können ebensogut von der Selbstsucht, wie vom Wohlwollen in Dienst genommen werden. Nichtsdestoweniger legt ihnen Darwin bereits einen sittlichen Charakter und Wert bei.

In gleicher Weise mifsdeutet er das Mitgefühl, das von Schopenhauer bekanntlich zur alleinigen Richtschnur und Triebfeder des sittlich guten Handelns erhoben worden ist. An sich aber, als Instinkt, ist dasselbe ebenso sittlichkeitslos, wie die rein sinnliche, blinde Liebe, Begierde und Lust, Abwehr, Furcht und Unlust. Erst als bewufste und freiwillig geweckte oder gehegte Anteilnahme an fremden Lebensschicksalen und Gemütszuständen bekommt es eine sittliche Beschaffenheit und Beurteilung. Sich selbst überlassen, folgt es ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Billigkeit dem Eindrucke von aufsen. Unbeaufsichtigt durch den vom sittlichen Bewufstsein erleuchteten

und geleiteten Willen, artet es in eine unvernünftige, unsittliche Schwäche aus. Eltern und Erzieher, Gesetzgeber, Aufsichtsbeamte, Richter, Ärzte und Soldaten würden pflichtwidrig handeln, wenn sie stets den unwillkürlichen Antrieben desselben nachgeben wollten. Das Mitgefühl, bemerkt Leslie Stephen, ein beliebter Gewährsmann Darwins, »mufs geregelt und geschult werden, damit es echte Sittlichkeit erzeuge. So erfordert die Übung der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit und verwandter Tugenden nicht selten einen Widerstand gegen Mitgefühlsregungen.«[89] Und Darwin selbst geht soweit, die Barmherzigkeit gesitteter Völker gegen Schwächlinge als thöricht und rassenverderblich zu verurteilen.[90]

Das Mitgefühl ist ferner nur bei einem Teile der sittlichen Pflichten interessiert. Es kümmert sich gar nicht darum, wie der Mensch sich gegen Gott und gegen sich selbst verhält. Der Darwinismus hat nun freilich die religiösen Pflichten gestrichen; er wird aber doch nicht darauf verzichten wollen, Mäfsigkeit, Keuschheit, Geduld und Standhaftigkeit zu lehren und vorzuschreiben. Das Mitgefühl indessen ist nicht im stande, jemand zu diesen Tugenden anzuleiten und anzuhalten. Desgleichen vermag es niemand zu bewegen, dem Staate Steuern zu zahlen und für das Vaterland nötigen Falles in den Tod zu gehen. Es darf also die Führerschaft auf dem Gebiete des Sittlichen nicht beanspruchen.

Das Mitgefühl ist nicht einmal ein zuverlässiger Mafsstab oder Ratgeber im Bereiche der Gerechtigkeit, als deren besonderer Hüter es gefeiert wird. Aus sich allein kann es niemand zum Rechtthun antreiben, da es weder die Grenzlinie zwischen Recht und Unrecht empfindet, noch Rechtsverletzungen als solche anzeigt oder verhindert. Man hat ihm die Rolle zugewiesen, dem zur Rechtsstörung aufgelegten Triebe der Selbstsucht ein gebieterisches Halt! entgegenzurufen und so dem bedrohten Rechte als Schutzwehr zu dienen. Man hat aber hiebei übersehen, dafs es sich gegen die Begriffe von Recht und Unrecht durchaus gleichgültig verhält. Es fragt nicht nach fremdem Rechte, sondern begleitet nur fremdes Leid und hält auch mit seinen Äufserungen nicht zurück, wenn dieses ein Rechtleiden ist, durch eine gerechte oder heilsame Wehethat, durch die Abwehr oder Vergeltung einer Rechtsverletzung, durch aufgezwungene oder freiwillig übernommene Bufsen verursacht wird. Es schützt ferner blofs dann vor Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, vor Unredlichkeit, Treubruch u. dgl., wenn durch diese Handlungen dem Mitmenschen

Schmerz bereitet wird; und das ist nicht notwendig oder immer der Fall. Es versagt seinen Dienst, so oft sich die Gelegenheit bietet, durch eine geringe Betrübung des Nächsten eigenes schweres Weh zu lindern oder einen grofsen Genufs zu erkaufen. Daher kann es den Notleidenden nicht abhalten, einen Millionär oder eine Gemeindekasse zu bestehlen.

Als einen Antrieb zur Nächstenliebe aber mufs man das Mitgefühl gelten lassen. Dasselbe ist, namentlich als Mitfreude, der Liebe verwandt, indessen nicht mit ihr zu verwechseln. Denn die Seele jeder echt menschlichen Liebe ist das uneigennützige Wohlwollen.

Wir pflegen allerdings den Wohlwollenden mit einem warmen, weichen, offenen, den Eindrücken fremder Gefühlszustände leicht zugänglichen Gemüte begabt zu denken. Indessen sind Wohlwollen und Mitgefühl von einander sehr verschieden: jenes ist eine freie und daher sittliche Thätigkeit, dieses eine natürliche Mitgift. Ein aufrichtiges und thatkräftiges Wohlwollen ist bei weitem nicht immer durch ein starkes natürliches Mitgefühl bedingt. Mancher kalte Verstandesmensch war aus Pflichtgefühl ein eifriger und uneigennütziger Wohlthäter seiner Mitmenschen. Anderseits ist nicht jeder Gefühlsmensch ein echter Menschenfreund. Was den Wohlwollenden erfreut oder schmerzt, ist nicht schlechthin die Lust oder das Leid des Nächsten, sondern insofern diesem das Erfreuende zum Besten und das Schmerzliche wirklich zum Schaden gereicht. Das Mitgefühl dagegen, als Naturinstinkt, nimmt gar keine Rücksicht auf das wahre Wohlergehen des Mitmenschen, noch auf den sittlichen Ursprung und Charakter der fremden Lust oder Unlust, die es mitempfindet. Einen sittlichen Wert also erhält es erst, wenn es in den Dienst guter Zwecke gestellt oder zum Beweggrunde guter Absichten, Entschlüsse und Handlungen erhoben wird.

Das gleiche Verhältnis besteht zwischen Wohlwollen und unwillkürlicher Zuneigung. Man kann jenes hegen und bethätigen, ohne diese zu besitzen. Und wer trotz natürlicher Abneigung jemanden mit wahrem Wohlwollen zugethan ist und nach Kräften wohlthut, handelt sittlich verdienstlicher, als derjenige, welcher nur dem Zuge seines Herzens zu folgen hat, um Liebe zu erwecken und zu üben. Eine Stief- oder Pflegemutter, die anfangs mit Widerstreben, später aber, infolge beharrlicher Selbstüberwindung, mit Freuden alle Pflichten pünktlich erfüllt, steht sittlich höher als eine wirkliche Mutter, die

nur dem Drange ihres Instinktes zu gehorchen braucht, um die beschwerliche Kinderpflege bereitwillig wahrzunehmen.

Schopenhauer irrt sehr, wenn er behauptet, alle wahre und reine Liebe sei Mitleid, und eine Liebe, die nicht Mitleid sei, könne nur Selbstsucht sein. Das Mitleid ist nicht einmal so innig mit der eigentlichen Liebe verbunden, wie die Mitfreude. Allerdings kann dasselbe ein mächtiger Antrieb zur Bethätigung der wohlwollenden Gesinnung werden; es kann sich aber auch innerhalb der Grenzen der Selbstliebe halten. Denn als Instinkt äufsert es sich in unwillkürlichen Unlustgefühlen, in schmerzlichen Mit- und Nachempfindungen fremden Leids. Läfst aber der Wille nur durch diese sich zur helfenden oder rettenden That aufforden, so ist es allein das Bedürfnis und Verlangen, durch Linderung fremden Wehes ein störendes Schmerzgefühl zu beseitigen, was ihn zum Handeln bewegt.

Die wahre Liebe dagegen sucht nicht das Ihrige, drängt daher zum Wohlthun, nicht um eine peinliche Mitempfindung los zu werden, weifs vielmehr auch diese um des fremden Wohles willen zu dulden. Wer nur aus unwillkürlichem Mitleid dem Mitmenschen beispringt, hat seinen Lohn dahin; denn was er thut, gleicht blofs äufserlich einer Liebesthat. Die echte Liebe hat allen Grund, vor dem Mitleide auf der Hut zu sein. Eine Mutter, die ihr unartiges Kind nicht straft, weil sie ihm nicht wehe thun kann, ohne sich selbst wehe zu thun, läfst sich im Grunde von der Selbstsucht bestimmen. Würde sie von wahrer Liebe geleitet, so müfste sie das Mitleid verleugnen und den Schmerz desselben ertragen.

Wenn Gutmütigkeit und sittliche Tüchtigkeit, Weichherzigkeit und Gewissenhaftigkeit einander deckten, so würden auch die meisten Trunkenbolde das Lob sittlicher Vortrefflichkeit verdienen. Da sie überdies recht gesellige Naturen zu sein pflegen, so müfsten sie Darwins Ansicht gemäfs zu sittlichen Mustermenschen veranlagt sein.

Das »gute Herz« ist gewifs ein höchst wichtiges und wertvolles Naturgeschenk: ein Gegengewicht gegen die selbstischen Neigungen, ein Bindemittel im gesellschaftlichen Leben, ein Sporn zu manchen schönen Thaten. Aber als die herrschende oder gar alleinige Triebfeder und Richtschnur des sittlichen Handelns kann es nicht gelten. Aus sich allein ist es nicht im stande, sittlich grofse Seelen, sittliche Heldennaturen zu bilden. Dasselbe ist sehr zart, launenhaft und wetterwendisch. Wer sich gänzlich ihm überliefse, würde in seinem Thun und Lassen einem schwankenden Schilfrohre gleichen

und ohne Rücksicht auf die unwandelbare sittliche Ordnung sein Leben einrichten. Der Stimmungsmensch handelt aus Gefühl heute gut und morgen schlecht. Nicht von Empfindungen, sondern von den ewigen Grundsätzen der Sittlichkeit und des Rechtes mufs man sich beraten und leiten lassen.

Die gesellschaftlichen Instinkte sind Naturgaben. Wenn sie den Grundbestandteil der sittlichen Veranlagung ausmachten, so wäre diese überraschend ungleichmäfsig und stellenweise sehr stiefmütterlich ausgefallen. Wer infolge eines schwachen Geselligkeitstriebes und Mitgefühles einen nur geringen Sinn für ein gutes Betragen hätte, brauchte sich ebensowenig Vorwürfe zu machen oder gefallen zu lassen, wie derjenige, welcher von Natur schwachsichtig oder schwerhörig ist. Er wäre zum sittlichen Schwächling oder gar zum Verbrecher geboren, wie der mit starken Gesellschaftsinstinkten zum Tugendhelden. Niemand kann über seinen Schatten springen. Dem sittlich Enterbten oder Minderwertigen würde die zum guten Handeln erforderliche Kraft fehlen. Bekanntlich ist Cesare Lombroso der Gründer einer neuen Strafrechtsschule, die darauf dringt, die Verbrecherzunft als eine besondere, mit gesellschaftswidrigen Instinkten behaftete Menschenrasse zu behandeln. Neuerdings will er in Mördern ein Kleinlebewesen entdeckt haben, das die Mordgedanken ausbrütet.

Plato hat das sittliche Völkerbewufstsein auf seiner Seite, wenn er sagt: »Wer wäre so unvernünftig, an verkrüppelten, zwerghaften oder kränklichen Menschen diese Körperfehler zu strafen oder zu bessern? Denn das sehen doch wohl alle ein, dafs die Übel dieser Art wie die gegenteiligen Vorzüge durch die Natur oder durch den Zufall verursacht sind. Wenn dagegen jemanden die Güter fehlen, deren Besitz von der eigenen Anstrengung oder von der Übung und Unterweisung abhängt, so ist man darüber entrüstet und darauf bedacht, diese Mängel durch Strafen und Ermahnungen zu beseitigen. Derlei Fehler sind die Ungerechtigkeit, die Gottlosigkeit und überhaupt alles, was der Bürgertugend zuwider ist.«[91] Von Verbrechern im Sinne der althergebrachten Sitten- und Strafrechtslehre darf der jungdarwinistischen Aufklärung gemäfs nicht mehr die Rede sein. Diebe, Räuber, Mörder etc. sind »erblich belastet« oder infolge eines ererbten Mangels an Gesellschaftsinstinkten »schlecht angepafst«.[92] So oft sie eine Unthat begehen, gehorchen sie ebenso ihrer Natur, wie Dornen und Disteln, wenn sie stechen, oder Tiger und Panther,

wenn sie nach Blut lecken. Die natürliche Auslese wird sich schon dieser »Kranken« annehmen und sie ausmerzen. Jedenfalls sind Staatsanwälte und Richter, Zuchthäuser und Gefängnisse überflüssig. Ein Scheusal verstehen heifst, ihm vergeben.

Nicht der Instinkt, dessen »eigentliches Wesen« auch Darwin darin findet, »dafs man ihm unabhängig vom Nachdenken folgt«,[93] sondern der Wille, dem das Nachdenken vorangeht und voranleuchtet, ist der Träger des sittlichen Lebens. Derselbe kann allerdings nicht in Thätigkeit treten, bevor er in einem seiner natürlichen Grundtriebe erregt worden ist. Diese unwillkürliche Triebregung nämlich ist jedesmal der Ausgangspunkt und die unentbehrliche Voraussetzung des Beweggrundes, dessen der Wille bedarf, so oft er sich zur Thätigkeit bestimmt oder entschliefst. Sie bleibt aber sittlichkeitslos, bis sie in den Gesichtskreis der überlegenden und abwägenden Vernunft gerückt ist und nun vom Willen als Beweggrund angenommen oder abgelehnt werden kann. Das sittliche Handeln besteht nicht, wie Darwin meint, in gewissen Triebbewegungen, sondern in der freien Wahl zwischen solchen.

Während das Tier, dessen Instinkte in sich selbst und zu einander fest geordnet und nach einer gebundenen Wirkungsweise thätig sind, zu einem bestimmten Verhalten innerlich genötigt wird, ist der Mensch im stande, durch Selbstbestimmung sein Triebleben zu regeln oder frei darüber zu befinden, welcher Triebregung er folgen will. Was ihn adelt, ihn zum Menschen macht und seiner ganzen Wesenheit nach vom Tiere trennt, ist das Vermögen, zu wägen und zu wählen. Freiheit aber ist nicht Ungebundenheit oder Zügellosigkeit. Der Mensch, als Geistwesen, ist an das Freiheits- oder Sittengesetz gebunden, wie er als Sinnenwesen dem Naturgesetze unterworfen ist. Der mit Vernunft und Freiheit begabte Geist also, der von Instinktneigungen wohl beeinflufst, nicht aber beherrscht wird, ist der Urheber der sittlichen Handlungen oder die Ursache der Sittlichkeit des menschlichen Handelns. Er ist in der Lage, aus eigener, bewufster Wahl dem Sittengesetze gemäfs oder zuwider die selbstischen Triebe den gemeinnützigen, das private Wohl dem gesellschaftlichen, das Nützliche und das Ergötzliche dem Ehrbaren und Guten unterzuordnen oder vorzuziehen. Sittlichkeit, sittliche Gutheit oder Schlechtheit kann daher nur von solchen Handlungen ausgesagt werden, die vom Willen ausgehen, nachdem sie zuvor von der erwägenden Vernunft an der Sittenregel geprüft sind. Oder

sittliches Handeln, als solches, kommt nur dann zustande, wenn der Wille sich im Lichte der nach dem Sittengesetze urteilenden Vernunft frei entschliefst.

Was Darwin zu erklären hat, ist die Entstehung des sittlichen Wollens, insofern dasselbe sittlich ist; statt dessen zeigt er uns in den gesellschaftlichen Instinkten Ursachen des sittlichkeitslosen oder unwillkürlichen Wollens, das nur eine Vorbedingung der freien Willensthat ist. Er beschreibt natürliche, unfreie Vorgänge und giebt sich den Anschein, sittliches Thun klar gemacht zu haben. Er brauchte sich aber um sittliche Begriffe nicht weiter zu bemühen, wenn er seinen Gedanken zu Ende gedacht hätte. Wer von der Willensfreiheit absieht, mag nützliche und schädliche, ergötzliche und schmerzliche Verrichtungen unterscheiden; aber von sittlich guten oder schlechten Handlungen darf er nicht reden, wenn er in den einen wie in den andern nur notwendige Vorgänge erkennt. Die überwiegende Mehrzahl der Jungdarwinianer weifs nichts von der Zurückhaltung oder Feinfühlichkeit des Meisters, sondern bekennt sich mit Dav. Friedr. Straufs, Herbert Spencer und Ernst Häckel zu jener rohsinnlichen Auffassung, welche das Geistesleben der Menschheit aus den Kräften und Gesetzen des Stoffes ableitet und daher auch das sittliche Verhalten durch Anziehung, Abstofsung, Bewegung und Lagerung der Stoffteilchen erklärt. In den Augen Sigmund Exners ist die Sittlichkeit ebenso ein Naturerzeugnis, »wie das Honigsammeln der Biene, wie der Zug der Vögel, wie die Liebe zu den Kindern«. Die sittliche, d. i. gesellschaftliche, Neigung »drängt den Menschen mit Naturkraft, im gegebenen Falle so und nicht anders zu handeln, wie die Wandersucht den Zugvogel drängt, im Herbste nach Süden zu fliegen«.[94]

Infolge der grundirrigen Vorstellung über die Erfordernisse zur Sittlichkeit des Handelns hat Darwin sich durch Thom. Huxley und Leslie Stephen auch dazu verleiten lassen, den wichtigen Unterschied zwischen gegenständlicher und persönlicher Sittlichkeit zu leugnen.[95]

Jene ist lediglich durch den sittlichen Charakter einer Handlung, als solcher, d. i. deren Gegenstandes, Inhaltes oder natürlichen Zieles und Erfolges, oder durch deren gegebenes Verhältnis zur sittlichen Ordnung bedingt, mithin vom Willen ganz und gar unabhängig. Diese dagegen hängt einzig und allein vom Willen ab. Derselbe wird nämlich dadurch sittlich gut, dafs er eine Handlung, die ihm von

der überlegenden Vernunft als eine in sich gute oder dem Sittengesetze entsprechende vorgestellt und empfohlen wird, in freier Wahl sich zu eigen macht, mithin in guter Absicht und aus einem edlen Beweggrunde, sei es blofs um ihrer eigenen, inneren Gutheit willen, sei es zu einem guten oder erlaubten äufseren Zwecke, vollbringt. Handlungen, die ihrer Natur nach geeignet sind, das Gemeinwohl zu erhalten oder zu fördern, sind im allgemeinen, wenn auch nicht ausnahmelos, in sich sittlich gut. Als bestimmte Einzelhandlungen aber bewirken sie durch ihre gegenständliche Gutheit keineswegs immer eine persönliche Gutheit. Wer Unterstützungen spendet, nicht um fremde Not zu lindern, den Bedürftigen zu erfreuen oder ihn zu versöhnen, zu bessern, sondern ausschliefslich in der Absicht, sich dem widerwärtigen Anblicke des Elendes zu entziehen oder eine peinliche Mitleidserregung zu beschwichtigen, oder um Eigenlob einzuernten oder gar um Umtriebe anzuzetteln, die Ausführung verbrecherischer Pläne vorzubereiten oder zu erleichtern, gewinnt nichts an sittlichem Verdienste, obwohl er ein an sich gutes Werk verrichtet. Der sittliche Wert oder Unwert, der einer Handlung von Natur anhaftet, wird dem Urheber derselben nur in dem Mafse zu teil, als er von ihm erkannt und gewollt ist.

Um die Erscheinung sittlich handelnder Wesen begreiflich zu machen, hätte Darwin zeigen müssen, wie sittlichkeitslose Menschen durch Entwickelung oder Naturzüchtung allmählich dahin gebracht wurden, sich mit einem Gewissen, d. i. einer auf das sittlich Gute gerichteten Anlage und Neigung der seelischen Grundkräfte, als einer Waffe für den Ringkampf untereinander, zu versehen, an eigenes und fremdes Thun einen festen sittlichen Wertmesser anzulegen und zwar unter allen Zonen dieselben obersten Sittengrundsätze und Sittengesetze als unbedingt gültige und verbindliche anzuerkennen und anzuwenden. Statt dessen schmeichelt er sich, in blinden Naturtrieben, die erst der Vernunftwille an der Hand der Sittenregel zu Beweggründen eines sittlich guten Handelns auszulösen vermag, untrügliche Leitsterne und unmittelbare Ursachen desselben aufgewiesen zu haben. Ein Gesellschaftsinstinkt, z. B. das Mitgefühl, kann ebenso, wie der Trieb der Selbstliebe, gute und böse Handlungen einleiten, daher ebensowenig, wie dieser, als zuverlässiger Wegweiser zur Tugend gelten. Wer einen Reichen bestiehlt, um einem Armen zu helfen, oder einen Meineid schwört, um einen unschuldig Angeklagten vor Strafe zu schützen, handelt unsittlich.

Anderseits verdient ein Hungernder, der den letzten Bissen selbst verzehrt, anstatt ihn für einen Notleidenden aufzusparen, keinen Tadel.

Die Billigung gemeinnütziger und die Mifsbilligung selbstsüchtiger Handlungen ist eine Anwendung, aber nicht der Anfang des sittlichen Bewufstseins. Der erste, welcher das Mitgefühl und Wohlwollen lobte und die Härte und Lieblosigkeit tadelte, besafs bereits einen obersten Mafsstab des sittlichen Urteils und Verhaltens, den er nicht aus dem Mitgefühle und Wohlwollen selbst gewonnen haben konnte. Darwin stellt das Verhältnis auf den Kopf, indem er die gesellschaftlichen Instinkte wegen ihrer Beziehung zum sittlichen Leben als innere Sittenrichtschnur deutet. Denn in dieses sind sie nur insofern verflochten, als sie der sittlichen Ordnung und dem an sie gebundenen Vernunftwillen unterstellt sind. Ihre Äufserungen sind aus sich weder gut, noch bös und würden nimmer einen sittlichen Charakter bekommen, wenn sie sich, wie im Tiere, ausschliefslich dem Notwendigkeitsgesetze gemäfs abspielten. Im Menschen aber können und sollen sie von der Vernunft beaufsichtigt und vom Willen beherrscht, mithin an der Sittenregel geprüft und ihr gemäfs geleitet werden. Erst im Dienste und unter der Herrschaft des freien Willens nehmen sie eine sittliche Beschaffenheit an. Es verhält sich in dieser Hinsicht mit den Regungen der gesellschaftlichen Instinkte nicht anders, wie mit den Bewegungen der Naturtriebe überhaupt und den sinnlichen Begierden und Leidenschaften insbesondere. Sie rücken auf den Schauplatz des sittlichen Lebens, wenn sie vom freien Willen unmittelbar oder mittelbar hervorgerufen sind. Und der Wille handelt frei, so oft ihm die Überlegung voranleuchtet. Durch diese Abhängigkeit vom Willen unterscheidet sich das menschliche Sinnen- und Instinktleben wesentlich vom tierischen.

Man redet zwar gern vom Tiere im Menschen, darf aber hierbei nicht übersehen, dafs es in ihm zur Einheit der Natur und des Lebens mit dem Geiste verbunden, dessen Gefährte und Unterthan ist. Der Sprachgeist, der den Denkgeist abspiegelt, hat dieses Verhältnis dadurch treffend angedeutet, dafs er für die tierischen Verrichtungen des Menschen Sonderausdrücke geschaffen hat. Manche Thätigkeiten, die der Mensch mit dem Tiere gemein hat, haben Teil an der Vernünftigkeit und Freiheit, mithin auch an der Sittlichkeit. Das sinnliche Strebevermögen ist aus sich unfrei und daher naturnotwendig thätig, so oft ihm ein sinnlicher Gegenstand, ein sinnliches

Gut oder Übel durch die sinnliche Erkenntniskraft vorgestellt wird. Infolge der Abhängigkeit vom freien Willen aber ist es zur Teilnahme am sittlichen Leben erhoben, so dafs nur diejenigen Begierden und Gemütsbewegungen, welche der Überlegung und Zustimmung vorauseilen, sittlichkeitslos sind. Ebenso nehmen Instinktregungen immer dann einen sittlichen Charakter an, wenn sie von einer überlegten, zwecksetzenden Willensthätigkeit entweder hervorgerufen oder begleitet, d. i. geduldet, gebilligt, werden.

Das Tier erfafst gleichzeitig mit der Wahrnehmung eines Gegenstandes dessen besondere Beziehungen für sein und seiner Gattung Dasein und Wohlsein und empfindet instinktmäfsig Liebe oder Hafs, jenachdem es dieselben als nützliche oder als schädliche für die Erhaltung, Förderung oder Fortpflanzung des Lebens erkennt. Es wird zwar seiner Wahrnehmungen und Strebungen inne, ist aber nicht im stande, deren Grund und Zweck zu durchschauen und sich, als deren Träger, ins Bewufstsein aufzunehmen. Unbewufst strebt und kämpft es für seine Selbsterhaltung und ebenso unbewufst sorgt und leidet es für den Bestand der Gattung. Wenn beide Zwecke mit einander in Widerstreit geraten, so siegt in der Regel der Gattungsinstinkt, als der stärkere, über den Selbsterhaltungstrieb. Das Muttertier opfert sich im Augenblicke der Gefahr für seine Jungen, mag auch seine Selbsthingebung vergeblich sein. Es legt aber alle Liebe und Sorge ab, sobald die Zwecke der Gattung erfüllt sind, und das Leben der Jungen in seinem Fortbestande gesichert ist; an die Stelle der stärksten und zärtlichsten Zuneigung tritt Gleichgültigkeit und nicht selten Feindseligkeit.

Allerdings wohnt und wirkt auch im Menschen der Instinkt, und er tritt um so stärker und deutlicher hervor, je weniger das Geistesleben ausgebildet ist, also bei den Kindern und den Naturmenschen, die sich in manchen Stücken wie erwachsene Kinder gebärden. Im Zustande geistiger und sittlicher Reife macht er sich weniger bemerkbar, da er durch Überlegung und freie Selbstbestimmung teils ersetzt, teils geleitet wird. Vorhanden und wirksam aber ist er nichtsdestoweniger und er äufsert sich namentlich in jenen Thätigkeiten des sinnlichen Erkenntnis- und Strebevermögens, welche dem Bestande und Gedeihen des körperlichen Daseins dienen. Die auf diese Zwecke gerichteten Instinktbewegungen spielen freilich auch in der menschlichen Gatten-, Eltern- und Kindesliebe wesentlich mit. Und diese bliebe unverständlich, wenn sie nicht zum Teil in

einem unwillkürlichen, angebornen Drange wurzelte. In ihrer unbesieglichen Stärke, in ihrer hinreifsenden Heftigkeit, in ihrer unbeschreiblichen Wärme und Innigkeit offenbart sich eine Naturkraft, die sich nie gänzlich verleugnen, geschweige vernichten läfst.

Anderseits aber ist der tierische Instinkt keineswegs der zutreffende, erschöpfende Begriff oder Ausdruck dieser menschlichen Zuneigung, welche selbst unter den tiefstehenden Menschenhorden andere Bande knüpft, wie in der Tierwelt, und dem Gemütsleben auch in der äufsersten Wildheit ein Gepräge aufdrückt, das den Gefühlszuständen der höchstentwickelten Tiere durchaus fremd ist. Im geselligen Leben der entartetsten Völker kommt aufser den sinnlichen Instinkten die echte, sittlich veranlagte Menschennatur zum Durchbruche. Selbst bei ihnen äufsern sich Gattenliebe, Blutsverwandtschaft und Stammesgemeinschaft nicht blofs in blinden Trieben, in rein sinnlichen Gefühlen, in einem unwillkürlichen Geben und Nehmen, sondern auch in einer wohlwollenden, freundschaftlichen Gesinnung und in freiwilliger Hilfeleistung, bilden mithin den Naturboden für sittliche Vereinigungen. Die Verbindung der Gatten untereinander wie mit deren Spröfslingen dauert nach der Erfüllung des Instinktzweckes fort. Das Band wird nicht gelöst, wenn die Nachkommenschaft erwachsen ist und sich selbst helfen kann; es umfafst nicht blofs die Glieder der auf- und absteigenden Linie, sondern auch die der Seitenlinie; es wird endlich nicht einmal durch den Tod zerrissen, sondern erstreckt sich über das Grab in die andere Welt hinein. Die menschliche Gatten- und Verwandtenliebe vermag sich so hoch über die tierische zu erheben, wie die menschliche Erkenntniskraft über die tierische hervorragt. Sie unterscheidet sich von der rein instinktiven Zuneigung durch überlegte Wertschätzung und freies Wohlwollen, also durch eine sittliche Beschaffenheit und Würde, kann diese mithin nicht dem Instinkte selbst verdanken.

Die menschliche Gemeinschaft ist ohne Abbild im Tierreiche. Mit dem wohlgegliederten Aufbau von einfachen Familien zur Gesamtfamilie, zum Geschlechte, Stamme, Volke, zur Völkerfamilie und zum Menschheitsganzen läfst sich keine Tiergesellschaft und mit der wohlgeordneten Vereinigung von Familien und Stämmen zu kleineren oder gröfseren staatlichen Gemeinwesen kein Tierstaat vergleichen. Entwickelungsgelehrte freilich wissen viel Interessantes vom Gesell-

schaftsleben der Tierwelt zu erzählen, indem sie Züge aus dem menschlichen Gemeinschaftsleben in dasselbe hineintragen.

Werden, wie seitens Darwins geschieht, die unwillkürlichen Äufserungen der gesellschaftlichen Instinkte ohne weiteres als sittlich gute gedeutet, so scheint freilich die auch von ihm scharf betonte Kluft zwischen dem sittlichen Handeln des Menschen und dem sittlichkeitslosen Leben des Herdentieres glücklich wieder überbrückt zu sein. Wenn nun aus gesellschaftlichen Anlagen und Antrieben von selbst ein sittliches Leben hervorkeimte, so müfsten auch die zusammenlebenden Tiere, die durch viel stärkere Gesellschaftsinstinkte vereinigt sind, als die Menschen, mit Sittlichkeit geschmückt sein. Gerade dadurch aber unterscheidet sich die menschliche Gemeinschaft grundwesentlich von der tierischen, dafs sie einerseits über den Selbsterhaltungstrieb und das Schutzbedürfnis der Einzelnen weit hinausgreift und sittliche Zwecke verfolgt, anderseits nicht blofs durch Instinkte, sondern mehr noch durch sittliche Mächte gebildet, zusammengehalten und regiert wird. Ein Zusammenleben erhält erst durch seine sittliche Beschaffenheit den Begriff und Charakter einer Gesellschaft im eigentlichen Sinne, da diese nur aus sittlich handelnden Wesen bestehen und nur durch sittliche Bindemittel, durch die Vereinigung sittlicher Beweggründe, Absichten und Strebungen begründet werden kann.

Jede menschliche Gesellschaft, die natürliche wie die freie, ist sittlicher Natur. Denn sie besteht aus einem Haupte mit leitender und gesetzgebender Gewalt und aus Gliedern, denen die Gehorsamspflicht obliegt, beschreibt also einen bestimmten Kreis von Forderungsrechten und Rechtspflichten. Sie ist Trägerin von Rechten und Pflichten und durch das Band gegenseitiger Befugnisse und Verbindlichkeiten geeint; dem Herrscherrechte des Gesellschaftshauptes entspricht die Unterthanenpflicht der Gesellschaftsglieder, und diese gewährt den Anspruch auf Teilnahme an den Zwecken und Vorteilen des Zusammenwirkens. Die Gesellschaft ist eine Vereinigung von Personen und von Thätigkeiten derselben zu einem gemeinsamen Zwecke, bildet daher ein Ganzes, das durch seinen eigenen Zweck und Wirkungskreis Ähnlichkeit mit einer Person hat. Jener Zweck aber läfst sich nur durch ein geordnetes Zusammenarbeiten der Gesellschaftsglieder erreichen, und dieses setzt einen Willen voraus, der die Einzelwillen in sich vereint, indem er das Recht besitzt und ausübt, deren Thun und Lassen in Bezug auf den gemeinschaftlichen

Zweck zu regeln oder auf denselben hinzulenken, Einheit in die Vielheit zu bringen und so die einzelnen Kräfte und Thätigkeiten vor Zwietracht und Zersplitterung zu bewahren.

Herbert Spencer, W. H. Rolph, Ernst Laas, Rudolf v. Ihering u. a. lassen im Anschlusse an John Locke oder Thom. Hobbes sittlichkeitslose Menschen als Gründer eines eigentlichen Gesellschaftslebens auftreten und mittelst einer künstlichen Anpassung an dasselbe allmählich zur Sittlichkeit emporsteigen. Ein solcher Gedankengang stellt das Verhältnis von Ursache und Wirkung auf den Kopf und gleicht dem Kreiseltanze des Kätzchens, das sich in den Schwanz beifsen möchte. Die menschliche Familie, diese Urform und Urzelle der Gesellschaft, konnte nur unter der Bedingung entstehen und sich zum Stamme und Volke entwickeln, dafs gerade die sittlichen Beziehungen sich stets als lebhaft und wirksam erwiesen, dafs nämlich das leitende Ansehen und das Gesetzgebungsrecht des Stammvaters dauernd anerkannt wurden, und das Bewufstsein der Gebundenheit an die ererbten Familiensatzungen in den nachfolgenden Geschlechtern und in allen Gruppen der Blutsverwandten mächtig fortlebte. Das Verwandtschaftsgefühl allein führt oder hält die Sippen nicht zusammen; sittliche Bindemittel: die überlieferten Vätersatzungen, die Familien- und Stammessitten mit ihrer regelnden und bindenden Kraft müssen hinzukommen. Aus Sitten und Satzungen aber kann nur für denjenigen eine Verpflichtung entspringen, welcher sich im Gewissen bereits überzeugt und angetrieben weifs, dieselben als unumgängliche Bedingungen des als unbedingt notwendig erkannten Gemeinschaftslebens zu achten, oder welcher mit dem Bewufstsein des Gesellschaftsgliedes das Bewufstsein der Pflicht verbindet. Kein Gesetz, von was für einem Ursprunge oder Ansehen es auch immer sein mag, kann eine Verpflichtung erzeugen oder auf eine sittliche Unterwerfung rechnen, wenn es nicht im Gesetze des Gewissens einen Rückhalt und Wiederhall findet. Es wird nimmer gelingen, von aufsen her oder durch gesellschaftliche Einwirkungen, durch Sitte oder Gesetz, durch Belehrung oder Beredung, durch Lock- oder Schreckmittel in eine sittlichkeitslose Seele das Bewufstsein und Gefühl der Pflicht hineinzuleiten.

Da die Gesellschaft aus Personen von Rechts- und Pflichtbewufstsein besteht, mithin die Sittlichkeit zur Voraussetzung und Grundlage hat, so sind Darwins grundlose Vermutungen über die allmähliche Anzüchtung der gesellschaftlichen Neigungen für die in

Rede stehende Frage nach der Entstehung sittlich handelnder Wesen ganz und gar bedeutungslos. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt gar nicht in der Frage nach dem Ursprunge der Instinkte, denen der Wille folgt, oder unter denen er wählt, wenn er sittlich handelt. Die Hauptfrage vielmehr ist diese: woher stammt die Fähigkeit und der Trieb, die Wahl in Übereinstimmung mit einer unwandelbaren und unverbrüchlichen sittlichen Ordnung oder Regel zu treffen? Woher also das Gewissen, das einen jeden belehrt und mahnt, eine unbedingt bindende Richtschnur seiner Beurteilungs- und Verhaltungsweise anzuerkennen und anzuwenden, und das die Übertretung des Sittengesetzes rächt, noch bevor sie geschehen? woher das Bewufstsein und Gefühl der Pflicht und der Schuld, der Verantwortlichkeit und Haftbarkeit, die Gewissensbisse und die Gewissensfreuden? Die angebornen oder, wie Darwin sagt, »angeerbten« Gesellschaftstriebe sind Voraussetzungen, Bedingungen und Anregungen zu sittlicher Bethätigung; sie verursachen menschliches Handeln, insofern es ein natürliches Geschehen ist, nicht aber insofern es ein sittliches Thun ist.

Auch in Darwins Augen ist unsere Frage die entscheidende. Er räumt ein, dafs Handlungen von Tieren, »trotzdem sie zum Besten anderer ausgeführt werden, nicht moralische genannt werden«. »Wir bezeichnen alle Handlungen einer gewissen Klasse als moralisch, wenn sie von einem moralischen Wesen ausgeführt werden. Ein moralisches Wesen ist ein solches, welches im stande ist, seine vergangenen und zukünftigen Handlungen oder Beweggründe miteinander zu vergleichen und sie zu billigen oder zu mifsbilligen. Zu der Annahme, dafs irgend eines der niederen Tiere diese Fähigkeit habe, haben wir keinen Grund. Wenn daher ein Neufundländer Hund ein Kind aus dem Wasser holt, oder wenn ein Affe sich in Gefahr begiebt, um seinen Kameraden zu retten, oder einen verwaisten Affen in sorgsame Pflege nimmt, so nennen wir dieses Benehmen nicht moralisch; beim Menschen dagegen, welcher allein mit Sicherheit als moralisches Wesen bezeichnet werden kann, werden Handlungen einer gewissen Klasse moralische genannt.«[96]

B. Die Entwickelung der Gewissensanlage.

Darwin glaubt, die Wurzeln des sittlichen Vermögens und Verhaltens in den gesellschaftlichen Instinkten entdeckt zu haben, die der Mensch mit dem Herdentiere gemein hat oder von ihm ererbt

haben soll. Er schuldet uns aber jetzt Aufschlufs darüber, warum nur der Mensch ein sittliches Wesen heifst und ist. Er giebt zu, dafs auch in diesem die gesellschaftlichen Neigungen weder älter noch stärker seien, wie die eigennützigen Triebe, und dafs gleichwohl nur er beim Widerstreite beider sich verpflichtet fühle, die ersteren zu bevorzugen, Reue darüber empfinde, wenn er letzteren nachgegeben habe, und infolgedessen sich entschliefse, in Zukunft anders zu handeln.[97]

Dafs der Mensch im Gegensatze zum Tiere ein sittliches Leben führt, hat er, wie Darwin lehrt, vier Ursachen zu verdanken: der Vernunft, der Billigung und Mifsbilligung der Genossen, der Gewohnheit und endlich, jedoch seltsamerweise nur nebensächlich, der natürlichen Zuchtwahl.

Zunächst also dürften wir Aufklärung darüber erwarten, wie das Tierwesen die Gottesgabe der Vernunft sich habe aneignen können. Selbstbewufstsein und Selbstbestimmung bilden eine unübersteigliche Schranke zwischen dem menschlichen Geistesleben und dem tierischen Seelenleben. Es führt keine Brücke vom letzteren, das im rein sinnlichen Erkennen und Begehren verläuft, zur menschlichen Selbstbesinnung und Selbstentscheidung, von der Gebundenheit an Notwendigkeitsgesetze zur Anerkennung von Sittengesetzen, die den Willen nötigen, ohne ihn zu zwingen, ihm Freiheit lassen, ohne ihn der Willkür zu überlassen. Diese fehlende Verbindung herzustellen, gehört zu jenen Welträtseln, vor denen der bekannte Positivist Du Bois-Reymond eine Warnungstafel mit der oft genannten Aufforderung zur Wissensentsagung aufgestellt hat. Und da er die Grenzen des Naturerkennens nicht verhehlt, so hat er in den Augen Häckels und dessen Anhanges »das lichte Banner der Wissenschaft« verlassen und sich unter die »schwarze Fahne der Priesterschaft« begeben, »Geistesfreiheit und Wahrheit« gegen »Geistesknechtschaft und Lüge« eingetauscht.[98]

Lazarus Geiger eilte Darwin zu Hilfe. Er wurde bald als der grofse Unsterbliche gepriesen, dem es geglückt sei, den Ursprung der Vernunft und daher die Quelle aller Bildung und Gesittung zu entdecken. Wie eine übernatürliche Offenbarung war ihm die Erleuchtung geworden, die neuestens auch auf Franz Wendorff übergegangen ist, dafs nämlich der Sprachlaut der Vater des Gedankens sei. Jenes Tier nun, dem der Ruhm der Vermenschlichung vorbehalten war, hatte vor seinen Gattungsgenossen nichts als eine etwas gröfsere Reizkraft der Sehnerven voraus. Wie jedoch aus

kleinen Ursachen manchmal grofsartige Wirkungen hervorgehen, so entstand aus jenem zufällig erworbenen Vorzuge selbstverständlich die Tiersprache und aus dieser ebenso naturgemäfs die Vernunft. Nachdem dem Urmenschen das Kunststück gelungen war, den ersten artikulierten Schall, der selbstredend noch nicht einem wohlgebildeten Munde, sondern einer zudringlich vorspringenden Schnauze entschlüpfte, stammelnd hervorzubringen und sich so die Vernunft zuzulegen, entwickelten sich die einmal in Bewegung gesetzten Triebkräfte in fröhlicher, geheimnisvoller Wechselwirkung zum Gipfel des Denk- und Sprechvermögens und erzeugten allmählich jenen Reichtum an Kulturgütern, dessen sich die höchstgestiegenen Völker erfreuen. Geiger ist auch so glücklich gewesen, das erste Wunderwort samt dessen Bedeutung dem tierischen Schöpfer der Vernunft abgelauscht zu haben: Mu hat es gelautet. Dieser Sprachschrei war die unwilikürliche Antwort auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltiger Wirbelbewegung befindlichen tierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Händen und Füfsen, der Verzerrung eines tierischen oder menschlichen Angesichtes hervorzubringen pflegt.[99]

Ludwig Noiré hatte in seinen ersten Untersuchungen die Ursprache ebenfalls als ein von nachahmendem Mitgrinsen begleitetes Mitgrunzen der urzeitlichen Menschtierherden vernommen und durch dieses Grunzen, das sich unter der Zauberwirkung der Zeit und des Zufalles allmählich zu Worten, d. i. lautlichen Begriffszeichen, fortgebildet haben soll, unwillkürlich diese Art von Sprach- und Vernunftforschung als eine grinsende Grimasse der Wissenschaft blofsgestellt. Es gereicht ihm zur Ehre, dafs er seine Ansicht als ein Traumgebilde erkannt und in seinen späteren Werken verabschiedet hat. Jedoch erteilt neuerdings Wendorff die Aufklärung, dafs der Verstand erst ein Geschenk der Sprache sei. Und zwar haben, wie er meint, die Menschen aus lauter Freude darüber, ein so schwieriges Werk, wie die Sprachschöpfung war, glücklich zu stande gebracht zu haben, sich anfänglich nur über das Sprechen unterhalten.[100] Dagegen äufsert Max Müller, ein bekannter Meister auf dem Gebiete der Sprachforschung: »Ich mag meinen Verstand noch so sehr anstrengen und meine Phantasie noch so sehr anspannen, ich kann mir nicht erklären, wie die Sprache aus irgend etwas, was die Tiere besitzen, sich entwickelt haben könnte, selbst wenn wir ihnen zu diesem Zwecke Millionen von Jahren bewilligten.«[101]

Sehen wir nun zu, wie nach Darwins Vorstellung dem rätselhaften Augenaufschlage der Vernunft das Erwachen des Gewissens oder die Entstehung sittlich handelnder Wesen gefolgt ist. Der Hergang hat sich aufserordentlich einfach abgespielt.

Die Tierwelt steht unter dem Kampfe der Instinkte, die nach Stärke und Dauer verschieden sind. Die der Selbsterhaltung dienenden wirken zwar mächtiger, die gesellschaftlichen dagegen nachhaltiger und stehen daher höher als jene. »Jeder Instinkt aber, welcher dauernd stärker und nachhaltiger ist als ein anderer, giebt einem Gefühle Enstehung, von welchem wir uns so ausdrücken, dafs wir sagen, wir sollen ihm gehorchen. Wenn ein Vorstehhund im stande wäre, über sein früheres Betragen Betrachtungen anzustellen, so würde er sich sagen: ich hätte jenen Hasen stellen sollen, wie wir in der That von ihm sagen, und nicht der vorübergehenden Versuchung, ihm nachzusetzen und ihn zu jagen, nachgeben sollen.« Wir pflegen zu sagen: Vorstehhunde, die nicht stellen, »erfüllen ihre Pflicht nicht und handeln unrecht«.[102] Der Mensch kann es vermöge seiner geistigen Fähigkeiten nicht vermeiden, vorwärts und rückwärts zu schauen, die vergangenen Eindrücke mit den gegenwärtigen zu vergleichen. Die auf die Selbsterhaltung zielenden Begierden nach Speise und Trank und dergl. äufsern sich zwar sehr heftig, gehen aber auch rasch vorüber, da sie nicht länger andauern als der Hunger und der Durst. Ferner ist es schwierig, fast unmöglich, ein früheres Hunger- oder Durstgefühl in voller Lebhaftigkeit zurückzurufen. Wurde dasselbe nun auf Kosten der stets gegenwärtigen und thätigen Gesellschaftsinstinkte befriedigt, so stellt sich jenes Mifsbehagen ein, das jeden unbefriedigten Trieb, z. B. den ungestillten Hunger und Durst, begleitet. »Der Mensch wird dann Gewissensbisse, Reue, Bedauern oder Scham empfinden; jedoch bezieht sich das letztere Gefühl fast ausschliefslich auf das Urteil anderer. Er wird infolgedessen sich entschliefsen, mit mehr oder weniger Kraft, in Zukunft anders zu handeln. Dies ist das Gewissen.«[103]

Dasselbe ist also Darwins Lehre gemäfs die Fähigkeit, die Regungen wie die Befriedigungen der verschiedenen Instinkte gegen einander abzuwägen, wissentlich den nachhaltigeren, obwohl schwächeren, Trieb und Genufs dem stärkeren, aber vorübergehenden vorzuziehen und das entgegengesetzte Verhalten als Thorheit zu empfinden und zu bedauern. Hienach würde das Tier ebenfalls ein sittlich handelndes

Wesen sein, wenn es im stande wäre, dieselben Vergleiche und Berechnungen anzustellen. Gewissensspuren aber entdeckt Darwin auch in der Tierwelt. Ein Hund z. B. stürzt auf einen Hasen los, wird von seinem Herrn angerufen, hält inne, jagt von neuem oder kehrt beschämt zu seinem Herrn zurück. Eine Hündin, die zwischen der Liebe zu ihren Jungen und der Anhänglichkeit an ihren Herrn kämpft, schleicht zu jenen hin, gleich als ob sie sich schäme, diesen zu verlassen. Der mütterliche Instinkt überwindet öfters den Selbsterhaltungstrieb, und der Wanderinstinkt ist stark genug, sogar die Mutterliebe zu besiegen. Es geschieht nämlich nicht selten, dafs Schwalben im Spätherbste sich von ihren Jungen trennen und sie elendiglich in ihren Nestern umkommen lassen. Sind sie am Ziele ihrer langen Reise angelangt, so werden sie vom Wandertriebe vorläufig nicht mehr beherrscht. Welch qualvolle Gewissensbisse aber, meint Darwin, würde der Muttervogel erdulden, wenn er das Bild seiner Jungen, die im Norden vor Kälte und Hunger zu Grunde gehen, beständig in seiner Seele trüge?[104]

Diese Redewendung verwechselt offenbar den Kummer über die Nichtbefriedigung des Mutterinstinktes mit Schuldbewufstsein. Ferner tritt sie in Widerspruch mit Darwins Annahme, die Bienenköniginnen, die ihren Tochterköniginnen das Leben nehmen, würden bei vernünftiger Überlegung diese gänzliche Mifsachtung der Mutterliebe als Pflicht ansehen und sich zum Verdienste anrechnen. Streitet Instinkt gegen Instinkt, so mufs einer von beiden zu kurz kommen. Auch Darwin räumt ein, dafs der Wanderinstinkt zu gewissen Zeiten des Jahres der beständigere ist, mithin den Vorzug vor dem Mutterinstinkte verdient. Daher hätte er das von den Schwalben entlehnte Beispiel so wenden müssen, dafs der Schmerz des unbefriedigten Wandertriebes als Gewissenspein empfunden würde: der Zugvogel ist bei seinen Jungen geblieben und grämt sich später über den Mutterinstinkt, durch den er in einem kalten, futterarmen Lande zurückgehalten ward, um hier mitsamt seiner Brut zu verhungern. Aber weder diese Regungen eines vernachlässigten Wanderinstinktes, noch jene Klagen eines nachträglichen Mitgefühles sind Gewissensbisse.

Mit schielenden Ähnlichkeiten aus dem Tierleben, die auch die positivistische Sittenwissenschaft mit Vorliebe herbeizieht,[105] ist zur Aufhellung des Sittlichkeitsursprunges nichts gethan. Darwin verkennt nicht blofs das Wesen und die Bethätigung des Gewissens, sondern auch offensichtige Thatsachen des Seelenlebens. Überdies

verwickelt er sich in schlimme Widersprüche. Das Gewissen war von jeher unermüdlich in der Verkündigung, Einschärfung und Überwachung des natürlichen Sittengesetzes, das nach der Ansicht der weisesten Männer, wie Cicero bemerkt, durch die Vortrefflichkeit seiner Gebote und Verbote die Welt regiert.[106] Es ist jene kulturgeschichtliche Macht, die wir als den Herd und Hort aller Sittlichkeit und menschenwürdigen Gesittung und als Bändigerin der Ichsucht, dieser Mutter als Bösen, zu verehren pflegen. Das Gewissen der Darwinschen Entwickelungslehre dagegen verrät in allen seinen Äufserungen eine rein selbstsüchtige Natur. Es empfiehlt dem Menschen die Bevorzugung der gesellschaftlichen Neigungen um des länger dauernden Genusses willen, den ihm die Befriedigung derselben verschafft oder verheifst. Die Reue, die fühlbarste und in Darwins Augen hervorragendste Gewissensthätigkeit, wird als verspätetes Mitleid mifsdeutet und mit dem unbefriedigten Hunger- und Durstgefühle auf eine Stufe gesetzt. Da aber die Tiere gleichfalls ein Gedächtnis besitzen, das dem abgeschwächten Eindrucke einer vergangenen Lustbegierde die dauernde Wirkung eines gesellschaftlichen Triebes entgegenhält, so müfste es auch ihnen möglich sein, Reue zu erwecken, falls sie in der Lage wären, Lust und Unlustberechnungen vorzunehmen.

Die Verpflichtung entsteht nicht, wie Darwin annimmt, aus dem Innewerden des nachhaltigeren und genufsreicheren Triebes, sondern aus der Erkenntnis des Sittengesetzes, ist die bewufste, in der Regel von einem Drucke oder Nötigungsgefühle begleitete Gebundenheit an dasselbe oder an einen Willen, der mit u n b e d i n g t gebieterischem Ansehen unserm Willen entgegentritt und ohne Rücksicht auf Lust- oder Unlustgefühle, auf deren Dauer oder Stärke Unterwerfung fordert. Triebe und Gefühle leiten ein Wollen, nicht aber ein Sollen ein. Und sowenig die Pflicht als blofse Triebregung ins Bewufstsein tritt, ebensowenig meldet sich ihm die Schuld als blofses Beklemmungs- oder Beschämungsgefühl an. Spencer freilich scheut sich nicht, jedes Unbehagen, das aus der Nichtbefriedigung einer Begierde entspringt, z. B. das Bedauern, das ein Geizhals über eine Wohlthat empfindet, Reue zu nennen.[107]

Ferner ist der Darwinsche Pflichtbegriff mit dem Mangel und Makel behaftet, dafs er über ein e i g e n n ü t z i g e s, lustbringendes Verhalten gegen die Mitmenschen nicht hinausgeht. Dieses aber könnte sich nur unter der doppelten Voraussetzung als Gegenstand

einer eigentlichen Verpflichtung, d. i. als unbedingt geforderte Handlungsweise, geltend machen, dafs der Mensch unwiderstehlich genötigt wäre, sich bei seinem ganzen Thun und Lassen von Gewinn- oder Genufsbegier leiten zu lassen, und dafs er das gesellschaftliche Wohlverhalten als das unbedingt notwendige Mittel zum eigenen Wohlbehagen anzuerkennen hätte. Weder das eine, noch das andere ist der Fall.

Man kann nicht blofs, man soll auch unter Umständen, nämlich um höherer Interessen willen Schaden und Schmerz ertragen. Pflicht und Tugend dürfen nicht zu Mägden des Eigennutzes oder der Genufssucht erniedrigt werden. Die Darwinianer Herbert Spencer, H. Sidgwick, Alfred Barrat, B. Carneri und andere Vertreter einer sittlichen Lust und einer lustigen Sittlichkeit kehren das richtige Verhältnis zwischen Tugend und Seligkeit um, so dafs jene sich erst aus dieser ergiebt. Und sie vollziehen den Begriff der Verpflichtung, indem sie diese zu einer Nötigung zum Glückseligkeitsstreben umdeuten: im Lichte des Bewufstseins erscheine das Wollen der Glückseligkeit als ein Sollen der Tugend. Gröblicher, als hier geschieht, können Begriffe nicht verwechselt werden. Jenes Wollen ist die Wirkung eines Natur- oder Notwendigkeitsgesetzes, das den Willen zwingt, daher ein Müssen; dieses Sollen dagegen entspringt einem Sitten- oder Freiheitsgesetze, das den Willen nötigt, ohne ihm Gewalt anzuthun. Die Pflicht ist nicht eine Erscheinung, sondern eine Ergänzung und Einschränkung des blinden Glückseligkeitsstrebens, die anerkannte Notwendigkeit nämlich, dasselbe der sittlichen Ordnung gemäfs zu regeln.

Und wenn einmal die Verpflichtung aus dem Glückseligkeitstriebe abzuleiten wäre, so spricht doch gewifs nichts dafür, dafs sie in Verzweigungen desselben, nämlich in den gesellschaftlichen Instinkten, ihren Grund habe. Die angeblich längere Dauer, durch welche das Mitgefühl sich vor der Selbstliebe auszeichnet, ist ein äufserlicher und daher unbrauchbarer Wertmesser. Gleichwohl ist sie in Darwins Augen der seelische Grund der Nötigung, das Mitgefühl vor der Selbstliebe zu bevorzugen und auf deren Kosten zu befriedigen. Es ist aber ferner ganz und gar unwahrscheinlich, wenn nicht geradezu unmöglich, dafs dem Darwinschen Menschen zugleich mit dem Vernunfterwachen die Einsicht dämmerte, er habe die stärkeren Antriebe der Eigenliebe den schwächeren Regungen der Gesellschaftsinstinkte unterzuordnen. Dem Entwickelungsgesetze

gemäfs war er noch mehr Augenblicksmensch und von der Selbstsucht beherrscht, wie der sog. Naturmensch und das Kind, und daher geneigt, der heftigeren Begierde zu folgen. Wenn es also wahr ist, was Darwin und Spencer lehren, dafs an jedes mächtige Begehren die Vorstellung sich knüpft, die Befriedigung desselben sei recht und deren Vorenthaltung unrecht, so kam es zuerst dem Triebe der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung zu, ein Sollen auszusprechen. Friedr. von Hellwald und andere darwinistische Kulturgeschichtschreiber verfahren durchaus folgerichtig, wenn sie das Verlangen nach Nahrung und Paarung als den Haupthebel aller Gesittung preisen.

Überdies steht die Behauptung, im Menschen äufsere sich die Selbstliebe weniger nachhaltig als die gesellschaftlichen Neigungen, im Widerspruche mit den Thatsachen des Seelenlebens. Der Trieb der Selbstvollendung und Selbstbefriedigung ist die Voraussetzung, Grundlage und Wurzel alles menschlichen Strebens. Der Glückseligkeitswille wirkt, wie ein Naturgesetz, andauernd und unwiderstehlich. Wir wären unfähig, irgend ein Wesen oder Ding aufser uns zu lieben oder zu begehren, wenn wir nicht genötigt würden, unausgesetzt zunächst unsere eigene Natur zu bejahen und zu behaupten, deren Vollendung und vollkommene Beseligung zu erstreben. Nur das kann daher Gegenstand unserer Zuneigung, unseres Wollens und Wünschens sein, was entweder seiner Wesenheit oder seiner Wirkung nach mit unserem eigenen Wesen irgendwie übereinstimmt, ihm zukommt, ähnlich, zuträglich, angemessen oder angenehm ist. Besteht also der gröfsere Wert eines Triebes in dessen längerer Dauer, so gebührt dem Grundtriebe der Selbstliebe, die den Menschen auch im Augenblicke der Selbstaufopferung, des Selbsthasses und des Verlangens nach Selbstvernichtung nicht verläfst, unbedingt der Vorzug. Darwins Ansicht gemäfs ist »der Wunsch nach dem Besitztum eines anderen Menschen vielleicht ein so beständiger wie irgend einer, der angeführt werden kann.«[108] Mithin giebt auch er »einem Gefühle Entstehung, von welchem wir uns so ausdrücken, dafs wir sagen, wir sollen ihm gehorchen.«[109]

Demnach kann die natürliche Beschaffenheit und Wirkungsweise der gesellschaftlichen Neigungen, die weder älter, noch mächtiger, noch beständiger sind als die Eigenliebe, unmöglich bewirkt haben, dafs die Menschen nach dem Vernunfterwachen sich anleiten und anhalten liefsen, die Beziehung ihres Thuns und Lassens zu fremdem

Wohl und Wehe als Mafsstab der sittlichen Wertbeurteilung und Verhaltungsweise anzuerkennen und sich für verpflichtet zu erachten, die Selbstliebe dem Mitgefühle und das Privatinteresse dem Gemeinwohle unterzuordnen.

Im Gegenteil: ein jeder wird durch die ihn selbst treffenden nützlichen oder schädlichen Folgen seines Handelns sich über dessen Wert oder Unwert haben belehren und dazu antreiben lassen, einige Handlungen zu billigen und zu vollbringen, andere zu tadeln und zu unterlassen. So wird allerdings verständlich, dafs ein jeder lobte, was ihm nützte, und verurteilte, was ihn verletzte, mithin zu eigennützigen Folgenberechnungen und Klugheitsregeln geführt wurde. Aus ihnen aber hätte man nicht einmal die Lehre, geschweige die Verpflichtung ablesen können, den Mitmenschen die gleiche Freiheit zu gönnen und gewähren, die man für sich selbst beanspruchte, und ihnen gegenüber alles zu vermeiden, was man sich von ihrer Seite verbat. Ein jeder erlebt nur seine eigenen Erfahrungen; die seiner Mitmenschen empfängt er nicht unmittelbar, sondern durch Worte oder Zeichen und durch den Eindruck, den diese auf ihn machen. Um fremde Erlebnisse den eigenen als gleichwertige an die Seite zu stellen und zum Ausgangspunkte einer Verhaltungsregel zu nehmen, mufs man in den andern die gleiche Naturanlage, Anschauungs- und Empfindungsweise, dieselben Gefühlszustände, Bewufstseinsvorgänge und Beziehungen zur Aufsenwelt anerkennen, mithin einen Mafsstab der Beurteilung bereits besitzen, der nicht durch unmittelbare Selbsterfahrung zu gewinnen ist. Ferner schreibt eine selbstsüchtige Klugheit nur vor, dafs man gemeinschädliche Handlungen unterlasse, wenn die Umstände des gegebenen Falles die Furcht vor persönlichen Nachteilen begründen. Die letzteren aber sind nicht so notwendig oder unzertrennlich mit einem gesellschaftswidrigen Verhalten verknüpft, dafs sie sich immer mit Gewifsheit oder hoher Wahrscheinlichkeit voraussehen lassen, sondern sind von zufälligen Bedingungen abhängig. Nur wenn diese eintreten, wird z. B. ein Angriff auf fremdes Leben oder Eigentum geahndet.

Wäre aber auch die Vermutung annehmbar, dafs Wesen von raubtierartiger Wildheit sich infolge des Nachdenkens zu einer eigennützigen Berücksichtigung fremder Ansprüche bekehrt hätten, so ist es doch nicht zu verstehen, dafs sie auf den Einfall geraten sein sollen, den Forderungen der Selbstliebe die gesellschaftlichen Gefühle als Pflichtgebote entgegenzustellen. Der Einzelne konnte kalt-

blütig abwägen, ob der Nachteil, der ihm aus der Verletzung der Genossen erwuchs, die Unlust aufwog, die er sich durch Selbstbeherrschung zuzog, oder gegenüber dem Genusse, den ihm die unbeschränkte Bewegungsfreiheit bereitete, kaum oder gar nicht in Betracht kam. Er blieb mithin gegen jede sittliche Nötigung oder Gebundenheit geschützt. Man wende also nicht ein, dafs einem jeden das Gemeinnützige Vorteil und das Gemeinschädliche Nachteil bringe, und daher alle durch das eigene Interesse angetrieben oder verpflichtet werden mufsten, jenes zu billigen und zu fördern, dieses zu tadeln und abzuwehren.

Diese Schlufsfolgerung beruht auf einer Begriffsverwechselung und verstöfst ebenso gegen das sittliche Bewufstsein wie Rolphs Behauptung, dafs es dem Einzelnen unmöglich sei, »irgend etwas in seinem eigenen Interesse zu thun, ohne einer Menge anderer eben dadurch zu nützen«.[110] Was der Gesellschaft, als Ganzem, nützlich oder schädlich ist, gereicht darum noch nicht allen einzelnen Gliedern derselben zum Vorteil oder Nachteil; vielmehr wird sehr häufig das Einzelinteresse durch gemeinschädliche Handlungen gesichert und durch gemeinnützige beeinträchtigt. Obschon das Gemeinwohl eine Quelle und Bedingung des Einzelwohles ist, so ist es doch nicht wahr, dafs beide vollständig und in allen Fällen einander decken. Denn der einzelne Mensch ist nicht eine blofse Darstellung der Menschengattung derart, dafs er in deren Sein und Leben mit seinem ganzen Sein und Leben auf- oder vielmehr untergeht, sondern er ist ein persönliches, für sich bestehendes Wesen und führt innerhalb der Gemeinschaft, der er angehört, ein wahres, selbständiges Eigenleben. Die Gesellschaft aber gerät häufig in die Lage, ihren Gliedern Opfer auferlegen zu müssen, die sie ihnen nicht zu vergelten vermag, und öfters gerade solchen, die zum gemeinnützigen Leben die meiste Tüchtigkeit und Bereitwilligkeit besitzen, die Selbstaufopferung anzusinnen. Das Vaterland kann zum persönlichen Wohlergehen seiner besten und treuesten Söhne, die ihm ihr Blut geweiht haben, nichts mehr beitragen.

Man mufs wieder den Verstand zum Opfer bringen, um die Annahme glaubwürdig zu finden, dafs Wesen, die ihr Dasein der rücksichtslos selbstsüchtigen Ausnutzung ihrer Überlegenheit zuzuschreiben hatten, durch ihre höhere Erkenntnis sich bereden liefsen, die gesellschaftlichen Instinkte als Mafsstab ihres Verhaltens anzunehmen und deren Antriebe zu Pflichten zu stempeln. »Bis zum Zustande des Wilden

hat der Mensch,« wie Thomas H. Huxley bemerkt, »seine erfolgreiche Laufbahn gröfstenteils den Eigenschaften zu danken, die er mit Affen und Tigern gemein hat, seiner Verschlagenheit, ebenso aber seiner grausam wilden Zerstörungswut.«[111] Durch die Fähigkeit, vorwärts und rückwärts zu schauen und Erfahrungen im Daseinskampfe zu sammeln und zu verwerten, konnte er sich nicht angeregt fühlen, die Affen- und Tigergelüste abzulegen oder die Leiter umzustofsen, auf der er emporgeklommen war.

Was diesem Emporkömmling beim Nachsinnen über seine Weltstellung als Grundsatz eines naturgemäfsen Lebens von selbst einleuchten und sich empfehlen mufste, hat in der unsagbar rohen Selbstsuchtlehre Max Stirners Ausdruck gefunden. »Bin ich nur mächtig, so bin ich schon von selbst ermächtigt.« »Macht: das bin ich selbst; ich bin der Mächtige und Eigner der Macht.« »Was kümmert mich des Mitmenschen Recht? Sein Leben z. B. gilt mir nur, was mir's wert ist. Seine Güter, die sinnlichen wie die geistigen, sind mein, ich schalte damit als Eigentümer nach dem Mafse meiner Gewalt.« »Mein Verkehr mit der Welt: worauf geht er hinaus? Geniefsen will ich sie; darum mufs sie mein sein, und darum will ich sie gewinnen. Ich will nicht die Freiheit, nicht die Gleichheit der Menschen; ich will nur meine Macht über sie, will sie zu meinem Eigentum, d. h. geniefsbar, machen. Und gelingt mir das nicht: nun die Gewalt über Leben und Tod: ich nenne sie auch die meinige.« »Ich demütige mich vor keiner Macht und erkenne, dafs alle Mächte nur meine Macht sind, die ich sogleich zu unterwerfen habe, wenn sie eine Macht gegen oder über mich zu werden drohen; jede derselben darf nur eins meiner Mittel sein, mich durchzusetzen, wie ein Jagdhund eine Macht gegen das Wild ist, aber von uns getötet wird, wenn er uns selbst anfiele.« »Somit ist dann mein Verhältnis zur Welt dieses: ich thue nichts um des Menschen willen, sondern was ich thue, thue ich um meinetwillen.«[112]

Die am besten ausgerüsteten oder angepafsten und daher zum Siege im Daseinskampfe auserwählten Naturen hatten mit niemanden zu rechnen und niemanden zu schonen. Auf Grund des Auslesegesetzes hatten sie das Bedürfnis wie das Recht, die Stärkeren zu sein und zu bleiben; ihr Thun war durch ihr Dasein gerechtfertigt. Diese »Herrenmenschen«, wie Friedr. Nietzsche sie nennt, würden sich durch Mitgefühl, Zuneigung und Milde gegen die »Herdentiermenschen« der Vorzüge, Vorteile und Vorrechte beraubt haben, die

ihnen die natürliche Zuchtwahl gnädig in den Schofs gelegt hatte: sie würden aufgehört haben, stark und überlegen zu sein.

Ohne Erfolg hat der britische Forscher die Vernunft eingeführt, um die Entwickelung des Gewissens aus den gesellschaftlichen Instinkten einer naturgeschichtlichen Erkenntnis zugänglich zu machen. Er fällt aber gänzlich aus der Rolle, indem er für die Ausdehnung jener Instinkte eine andere Kraft ansetzt, wie für deren Entstehung. Er überläfst nämlich die Erweiterung des Familiensinnes zum Stammes- und Rassengefühle und schliefslich zur allgemeinen Menschenliebe nicht seinem Lieblingsgesetze, der natürlichen Zuchtwahl, sondern dem »einfachsten Nachdenken«, das beim Fortschritte der gesellschaftlichen Entwickelung jedem Menschen sagen müsse, dafs er sein Gemeinschaftsgefühl auf das ganze Volk auszudehnen habe. Sei dieser Punkt erreicht, so bestehe nur noch eine »künstliche Grenze«, die die den Einzelnen abhalte, die Menschen aller Völker und Rassen und schliefslich auch die Tierwelt liebend zu umfassen.[113]

Das heidnische Altertum war im »einfachen Nachdenken« sehr geübt und hat dennoch vor der »künstlichen Grenze« Halt gemacht. Die Sittenforscher darwinistischen Bekenntnisses werden nicht müde, mit stolzem Hinblicke auf das Entwickelungsgesetz rühmend hervorzuheben, dafs das menschliche Handeln, insbesondere die alltägliche Thätigkeit des Kulturmenschen viel zahlreichere und bessere Anpassungen an das Zusammenleben aufzuweisen habe wie das tierische. Ohne diese Thatsache irgendwie bestreiten oder bezweifeln zu müssen, darf man fragen: ist es in Wirklichkeit um die Anpassung der gesitteten Menschheit an die Bedingungen und Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens gar so herrlich bestellt? Jahrtausende arbeiten an der Befestigung und Steigerung des Geselligkeitstriebes, des Mitgefühles, des Gemeinsinnes und der Gerechtigkeit. Die christliche Religion lehrt und befiehlt die allgemeine Menschenliebe und Menschenachtung als Hauptpflichten. Sie begeistert fort und fort zu Thaten heldenmütiger Selbstaufopferung, die auch von solchen laut gepriesen werden, welche den Boden des Christentums verlassen haben. Der Jugend werden die gesellschaftlichen Tugenden frühzeitig eingeschärft und angewöhnt. Der Staat mit seinem mächtigen Arme schützt die bürgerliche Rechtsordnung; die gute Sitte wacht über die gesellschaftlichen Pflichten und Rücksichten. Tausende von Zungen und Federn empfehlen eindringlich die Sorge und Arbeit für das Gesamtwohl, die Gründung und Unterstützung von Wohlfahrtseinrichtungen. Die

entwickelungsgeschichtliche Sittenlehre hat den Gottesdienst abgeschafft, um noch mehr Zeit und Hände für den Menschheitsdienst frei zu machen. Und obwohl alle Welt von Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit redet, sie rühmt und geübt wissen will, herrscht noch überall Hader, Neid, Hafs, Verfolgungssucht und Ungerechtigkeit. Man hat sogar behauptet, der gründliche Menschenkenner werde notwendig zum Menschenhasser. Nicht nur die Völker stehen mifstrauisch und feindselig einander gegenüber; auch die Kinder desselben Vaterlandes und Volkes, selbst Glieder derselben Familie verfolgen sich mit tödlicher Feindschaft. Durchschnittlich sind unter den Raubtieren derselben Art Zwietracht und blutige Fehde seltener als unter den »am besten angepafsten« Menschen. Ein grofser und gefährlicher Rifs, ein unversöhnlicher Klassengegensatz und Klassenhafs spaltet die gesittungsstolze Gesellschaft der Gegenwart. Und Tausende brüten über Mordgedanken, sinnen auf Massenmorde.

»Der Mensch ohne Tugend, ohne Gesetz und Recht ist das schlimmste und wildeste unter allen Geschöpfen,« lautet ein bekannter Ausspruch des Aristoteles. Daher kann uns niemand glauben machen, der zum Selbstbewufstsein erwachende Urmensch habe unter den Antrieben der gesellschaftlichen Instinkte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die gesellschaftlichen Tugenden zu üben.

Das »einfachste Nachdenken« belehrt uns, dafs das Denken den Menschen in den Stand setzt, die gesellschaftlichen Instinkte, denen das Tier gehorcht, abzuschwächen und ihnen zuwider zu handeln. Wer also mit Darwin die Sittlichkeit in die Hingebung an die Gattungszwecke oder an die Rassenverbesserung verlegt, darf die Vernunft nicht anrufen, um den sittlichen Fortschritt begreiflich zu machen. Denn sie ermöglicht und erleichtert gesellschaftswidrige Handlungen, die in der Tierwelt unerhört sind. Darwin betrachtet die Mutterliebe als die Wurzel aller gesellschaftlichen Neigungen. Bequeme Mütter aber wissen sich ihren Pflichten zu entziehen, und Rabenmütter geben ihre Kinder dem Elende oder gar dem Untergange preis. Es ist nicht auffallend, dafs Guyau und dessen Landsleute noch an andere Dinge erinnern, um Darwins Ansicht zu widerlegen.[114] Kindesmord und Engelmacherei sind in allen Grofsstädten an der Tagesordnung. Um die Häufigkeit dieser instinktwidrigen Verbrechen zu erklären und zu entschuldigen, hat Boileau de Castelnau die Irrlehre von den »krankhaften Trieben« durch die

Entdeckung der »Misopädie«, d. i. des Kindermifshandlungs- und Kindertötungstriebes, bereichert. Jedoch nicht geistige Störung oder Minderwertigkeit, sondern sittliche Krankheit, nämlich die klar bewufste und freiwillig gehegte Selbstsucht in der einen oder der andern Form, ist es, die alljährlich viele Tausende von Kindern das Leben kostet. Träge, leichtlebige, liederliche Weiber freveln gegen den Instinkt der Mutterliebe.

Auch Darwin weist darauf hin, dafs der Kindesmord, insbesondere die Mädchentötung, ferner die Gewohnheit, Fehlgeburten zu veranlassen, und andere Naturwidrigkeiten, welche die Bevölkerung niedrig halten und die Wohlfahrt der Menschengattung beeinträchtigen, in manchen Ländern im Schwange sind. »Wenn wir,« fügt er hinzu, »auf eine äufserst frühe Zeit zurückblicken, ehe der Mensch die Würde der Menschlichkeit erlangt hatte, so sehen wir, dafs er mehr durch Instinkt und weniger durch Vernunft geleitet worden sein wird, als die Wilden der jetzigen Zeit.«[115] Und am Ende seines Hauptwerkes läfst er uns ein Urstandsgemälde sehen, auf welchem die Gottesgabe der Vernunft als ein Danaergeschenk für die Sittlichkeit erscheint, da sie die Menschen zu den scheufslichsten Unsitten befähigt.[116] Die blinde Naturauslese, die sonst zu erreichen weifs, was die weiseste Weisheit zu ersinnen vermag, hat dem allgemeinen Besten übel mitgespielt, indem sie unsere halbtierischen Vorfahren am Baume der Erkenntnis naschen liefs.

Darwin hat das »Laster des Denkens« noch an einem geradezu erschreckenden Beispiele veranschaulicht. »Wäre z. B. der Mensch,« schreibt er, »unter genau denselben Zuständen erzogen, wie die Stockbiene, so dürfte sich kaum bezweifeln lassen, dafs unsere unverheirateten Weibchen es ebenso wie die Arbeiterbienen für eine heilige Pflicht halten würden, ihre Brüder zu töten, und die Mütter würden suchen, ihre fruchtbaren Töchter zu vertilgen, und niemand würde daran denken, dies zu verhindern.«[117] Nicht blofs die christliche Liebe, sondern auch das natürliche Menschlichkeitsgefühl ist über eine solche Lösung der Bevölkerungsfrage empört und entsetzt. Dafs wir es für unsittlich halten, das Verfahren der Stockbienen nachzuahmen, verdanken wir Darwins Vorstellung gemäfs dem zufälligen Umstande, dafs wir eine andere Form des Gesellschaftslebens haben. Wenn es uns beliebte, diese zu ändern, dürften wir uns, wie einige wilde Volksstämme, den Mädchenmord und die Tötung der Greise und Kranken u. dgl. zur Pflicht machen.

Wir wollen indessen nicht verschweigen, dafs der sozialdemokratische Schriftsteller Paul Lafargue in der Einrichtung der Ameisen und deren Staates ein versöhnendes, wenn auch sehr unappetitliches, Gegenbild zur Bienensittlichkeit entdeckt hat. »In der Ameisenkolonie gehört alles allen. Das kommunistische Gefühl der Ameisen geht soweit, dafs sogar die genossenen Nahrungsmittel noch eine Zeitlang der Gemeinschaft zur Verfügung stehen. Ihr Verdauungskanal ist in zwei Teile geteilt; der eine, und zwar der vordere, ist eine Art Speisekammer für die Kolonie; die Speiseröhre ist stark ausgedehnt und bildet eine Art Kropf, der eine grofse Menge von Nahrungsmitteln in sich zu halten vermag. Wenn es nötig ist, werden die darin befindlichen Flüssigkeiten zur Ernährung hungriger Kameraden verwendet: der Larven sowie der Männchen und Weibchen, welche nicht im stande sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen.«[118]

Vollends sittenverderblich wirkt das »einfache Nachdenken«, wenn es sich von Darwins Lehre beraten läfst. Denn der vom Entwickelungsgedanken erleuchtete Verstand kann nicht umhin, jeden Antrieb zu uneigennützigem Recht- und Wohlthun abzulehnen, dagegen die rücksichtsloseste Selbstbehauptung und Selbststärkung zum Grundrechte und Grundgesetze zu erheben. Wer nämlich die kräftigsten Fäuste und Ellenbogen hat und sie am besten gebraucht, trägt den Sieg im Daseinskampfe davon. Auf eine Waffe oder deren Anwendung in der Wettbewerbung verzichten, heifst unterliegen. Ein jeder mufs sich, nötigen Falles auf Kosten anderer, zu erhalten und zu kräftigen suchen, wenn er überleben und oben bleiben will. Im Lichte der Naturauslese erscheint die rohe Selbstsucht als eine Notwendigkeit und das dreiste Zugreifen als geboten. Unter der Herrschaft eines solchen Lebensgesetzes konnte nimmer die echte Nächstenliebe erblühen. Und wer dasselbe für unbedingt wahr und gültig hält, kann vernünftigerweise nur eine solche Gesinnung dulden, welche allenfalls den Namen der Liebe annimmt, um eine wohlklingende Umschreibung für die klug berechnende Ichsucht oder für jene Wolfssittlichkeit zu gewinnen, deren Wahlspruch lautet: »Ifs und beifs die Nebenesser«. Der Glaube an den »Messias der Naturwissenschaft« befiehlt oder erlaubt dem Stärkeren zu sagen: ich kann, daher darf ich. Wer sich stark weifs im Daseinskampfe, dem gestattet das Auslesegesetz nicht, schwach zu sein oder seine Kraft schlummern zu lassen.

An zweiter Stelle ist es das Gefühl für Billigung und

Mifsbilligung, dem Darwin die Entfaltung der Gewissensanlage oder die Entstehung des sittlichen Lebens zuschreibt.

Die Empfänglichkeit für Lob und Tadel aber ist auch dem Hunde eigen, müfste ihm daher ebenfalls Gewissensthätigkeiten entlocken, ihm z. B. Schuldgefühl und Reueschmerz verursachen, wenn er trotz allen Vorwürfen und Strafen, die er empfangen, abermals stiehlt. Aus sich vermag sie keine Sittlichkeit zu erzeugen; nur wenn das Pflichtbewufstsein bereits vorhanden ist, kann sie zum Beweggrunde eines sittlichen Verhaltens erhoben werden. Die öffentliche Meinung ist die Summe zahlreicher Einzelmeinungen, besitzt daher nur insofern das Ansehen einer äufseren Sittenregel, als sie das Einzelgewissen mit seinen Gesetzen zur Voraussetzung hat und zum Ausdrucke bringt. Dieses ist älter und steht allzeit über ihr, hat sie zu beraten und zu bewachen. Wenn es sich auch leicht durch sie beeinflussen und beirren läfst, so vermag doch der Beifall einer urteilslosen und sittenlosen Menge das böse Gewissen ebensowenig zu beruhigen, als deren Mifsfallen das gute Gewissen in Angst versetzen kann.

Lob und Tadel, insofern sie sittliche Antriebe sind, haben ein sittliches Gemeinschaftsleben, die allgemeine Anerkennung bestimmter sittlicher Grundsätze, Regeln und Pflichten zur Vorbedingung. Und sie gereichen nur dann der Sittlichkeit zum Vorteile, wenn sie im Einklange mit dem Sittengesetze, das im Gewissen spricht, ausgeteilt werden. In dem Mafse, als sie sich von diesem entfernen, dienen sie einem unsittlichen Verhalten zum Vorwande, zur Entschuldigung und zur Ermunterung. Das Gewissen aber sucht und findet Schutz bei einem verkehrten Zeitgeiste, und der Gewissenhafte hat dessen Angriffe und Verfolgungen auszustehen. Auch Darwin unterläfst nicht, daran zu erinnern, dafs die irrige Denk- und Willensrichtung einer Gemeinschaft gegen die gesellschaftlichen Instinkte sehr häufig aufs schwerste verstöfst.[119] Der Naturmensch z. B. wird durch Stammessatzungen genötigt, an seinen Genossen, selbst an Gliedern seiner Familie die grausamsten und hassenswürdigsten Greuelthaten zu begehen, seine Töchter und Zwillinge zu töten, seine alternden Eltern zu erdrosseln, einem Toten Geleitseelen mitzugeben und dgl.

Endlich ist zu beachten, dafs die von sittlichen Eingebungen und Erwägungen entblöfste Rücksicht auf das Urteil der Öffentlichkeit nur zum eigennützigen Wohlverhalten und zu einer rein äufserlichen Rechtschaffenheit auffordert.

Man gewinnt auch nichts zur Begründung der Sittlichkeit, wenn man, statt sich auf die Billigung und Mifsbilligung seitens der Mitmenschen zu beschränken, alle gesellschaftlichen Einwirkungen auf das Thun und Lassen des Einzelnen in Betracht zieht. Herbert Spencer läfst der Anerkennung der Gerechtigkeitsformel: »Freiheit eines jeden, nur beschränkt durch die gleiche Freiheit aller« ein »stellvertretendes«, d. i. selbstsüchtiges, Gerechtigkeitsgefühl vorausgehen und dieses durch die Furcht vor der Wiedervergeltung und vor dem Mifsfallen der Genossen, vor gesetzlichen Strafen und vor der Rache der abgeschiedenen Seelen zustandekommen.[120]

Für sittlichkeitslose Wesen aber war eine solche Furcht die unumgängliche Vorbedingung des Gesellschaftslebens, kann also nicht durch Anpassung an dieses erklärt werden. Und da sie rein eigennütziger Natur ist, so konnte sie anderseits den Übergang zu einer uneigennützigen Gerechtigkeit nicht vermitteln. Jeder Versuch, die Selbstsucht nur von ihrem eigenen Standpunkte aus zu bändigen, ist aussichtslos und verändert blofs deren Gesicht. Sie bleibt, was sie ist, auch wenn sie aus Klugheit Recht- und Wohlthun übt. Sie kann wahres Wohlwollen nur heucheln, nicht hegen und wird doppelt unsittlich und verächtlich, wenn sie sich hinter ihm verbirgt. Ihr ansinnen, dafs sie einen aufrichtigen Gemeinsinn in sich aufnehme, heifst, ihr den Selbstmord zumuten. Das »stellvertretende« Gerechtigkeitsgefühl war nichts anders, als eine sittlichkeitslose Sklavengesinnung, der nur die Schwachen oder die zum Untergange Bestimmten fähig sein konnten. Die Starken der Urzeit waren gegen Rache geschützt und über den Tadel des gemeinen Haufens erhaben. Denn ihr Wille galt als Gesetz, ihre Macht als Recht, und das Bewufstsein ihrer Überlegenheit nannten sie Gewissen. Sie waren die Guten, d. i. die Wohlgeratenen, oder Bestangepafsten, und daher war in ihren Augen alles gut, was sie thaten.

Drittens ist es die Gewohnheit, der Darwin einen Haupteinflufs auf die Ausgestaltung der Gewissensanlage beilegt. »Infolge erlangter und vielleicht ererbter Gewohnheit« hat der selbstsüchtige Mensch fühlen gelernt, »dafs es für ihn das Beste sei, seinen dauernden Antrieben zu folgen«, d. i. seine gesellschaftlichen Neigungen zu befriedigen.[121] Und durch eine lange Gewohnheit wird er eine so vollkommene Selbstbeherrschung erlangen, dafs er seine Begierden und Leidenschaften zuletzt augenblicklich und kampflos dem Mitgefühle und der Rücksicht auf die öffentliche Meinung zu opfern

vermag. »Der noch immer hungrige oder noch immer rachsüchtige Mensch wird nicht daran denken, Nahrung zu stehlen oder seine Rache auszuführen.« Allerdings wird er über eine schlechte, d. i. den Nächsten schädigende, Handlung kein lebhaftes Bedauern empfinden, wenn die Versuchung zu ihr ebenso stark oder noch stärker war, wie die gesellschaftlichen Instinkte. Umgekehrt kann auch ein geistig armer und träger Mensch, in welchem die letzteren gut entwickelt sind, ein wachsames und zartes Gewissen in seinem Busen tragen. Das sittliche Gefühl wird geschärft durch die Fertigkeit, Eindrücke der Vergangenheit zu vergegenwärtigen und miteinander zu vergleichen, so dafs die Schwäche gesellschaftlicher Neigungen durch eine gesteigerte Einbildungs- und Gedächtniskraft ausgeglichen und bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden kann. Wer ein weites Gewissen hat, ist freilich in der Lage, jeder Augenblickslust zu frönen, die sich nicht mit seinen gesellschaftlichen Instinkten kreuzt. Um aber vor Selbstanklagen und Unbehagen sicher zu sein, wird er dem Tadel seiner Mitmenschen entgehen müssen.[122]

Die Gewohnheit erscheint bei Darwins Gedankenverknüpfungen als eine allzeit gefällige Helferin. Sie wird von ihm als eine Art Wunderthäterin, nämlich als die Mutter der Instinkte, verehrt. Diese Auffassung aber hat selbst unter den Entwickelungsgelehrten einen lebhaften Widerspruch hervorgerufen und darf als aufgegeben betrachtet werden. Häckel hat die unerklärbare Vererbung erworbener Eigenschaften oder Gewohnheiten durch den Hinweis auf Tanzmeister, Unteroffiziere und Schönschreiblehrer dem Gespötte der Gegner preisgegeben. Fände sie statt, so hätten wir die Fertigkeit, zu stehen, zu gehen, zu lesen, zu schreiben, zu rechnen u. s. w. nicht zu erlernen brauchen. Sie hat daher auch durch entwickelungsfreundliche Gelehrte, wie Weismann, His, Goette, du Bois-Reymond u. a. die verdiente Abfertigung erfahren.

Die Gewohnheit kann Anlagen ausbilden, aber nicht umbilden, vorhandene Naturtriebe befestigen und steigern, nicht aber neue erzeugen. Als Wiederholung desselben Thuns, bewirkt sie eine Fertigkeit und Geneigtheit zu ihm; sie vermag aber nichts über die Natur der Handlung oder deren Beweggründe und ist ebensowenig im stande, die Raubtiergesinnung in uneigennütziges Wohlwollen umzuwandeln, als beharrliches Trinken von Salzwasser den Durst löschen kann. Darwin betritt ausgetretene Pfade, um den Ursprung eines gemeinnützigen Handelns in eigensüchtigen Beweggründen zu

entdecken. Er stellt nämlich, wie Jeremias Bentham u. a., an die Spitze der »verwickelten Umstände«, welche »die Gewohnheit, wohlwollende Handlungen auszuüben«, herbeigeführt haben sollen, die »Voraussicht«, die jeden Menschen bald dahin belehrt habe, »dafs, wenn er seine Mitmenschen unterstützt, er auch gewöhnlich in Erwiderung Hilfe von ihnen erfahren werde.«[123] Und in dieser Klugheit, die durch jede Förderung fremden Wohles nur das Eigenwohl zu mehren begehrt und bezweckt, wähnt er, die Quelle des echten Wohlwollens gefunden zu haben. Und schliefslich, so meint er, lasse sich der Mensch nur durch seine Gewohnheiten und Überzeugungen und nicht mehr von der Rücksicht auf das Urteil der Mitmenschen leiten. »Sein Gewissen wird dann sein oberster Richter und Warner«.[124]

Dieses Gewissen aber ist nicht ein Schutzgeist des Sittlichen, sondern auf allen seinen Entwickelungsstufen seiner innersten Natur nach nichts anderes, als ein Bundesgenosse der Eigenliebe und ein Hüter des privaten Wohlergehens. Die Sittlichkeit, zu der es anleitet und antreibt, ist eine aus eigennützigen Beweggründen hervorgehende Bevorzugung der nachhaltigeren oder genufsreicheren Triebe, daher auch in ihren höheren Graden eine verfeinerte oder verschleierte Selbstsucht. Und wenn sie etwas anders wäre, so hätte ein Wunder geschehen müssen, das dem Entwickelungsgesetze Hohn spricht und dadurch nichts an Unbegreiflichkeit verliert, dafs wunderscheue Forscher in grofser Anzahl ihren Verstand vor ihm beugen.

Kann sittliches Handeln nicht aus der Gewohnheit hervorgehen, so darf noch viel weniger ein sittliches Müssen oder ein S o l l e n aus ihr abgeleitet werden. Die Gewöhnung an eine Handlung schafft deren sittlichen Charakter nicht um, ist nicht im stande, eine pflichtfreie in eine pflichtnotwendige zu verwandeln, Handlungen, die wegen ihrer nützlichen oder ergötzlichen Folgen geschehen, oder um ihrer schädlichen oder schmerzlichen Wirkungen willen unterbleiben, durch öftere Wiederholung derart zu verändern, dafs sie aus Pflicht verrichtet oder unterlassen werden. Sie begründet Neigungen; diese aber sind grundverschieden von Verpflichtungen. Die durch freiwillige Übung erworbene Geneigtheit zu einer Handlung sollte umsoweniger mit der ungerufenen Gebundenheit an dieselbe verwechselt werden, als gerade der Pflicht es eigen ist, angebornen wie angewöhnten Neigungen oft entgegenzutreten, deren Wollen ein unbedingtes Nichtsollen, ein unerbittliches Nichtdürfen entgegenzurufen

und durch ihr gebieterisches Ansehen sie zum Schweigen zu bringen. Mag auch die Pflichtleistung, die man mit selbsterkämpfter Neigung zum Guten vollbringt, die schönste und vollkommenste sein, so verläuft doch das sittliche Leben in der Regel in einer langen Reihe von mehr oder weniger schmerzlichen Entsagungen und Selbstüberwindungen. Und zu allen Zeiten hat nicht blofs derjenige, welcher für die Pflicht das Teuerste freudig hinzugeben wufste, als sittlicher Held gegolten, sondern auch derjenige, welcher erst nach harten Kämpfen seine stärksten Neigungen auf dem Altare der Pflicht zu opfern sich entschlofs. Der Kampf um die Tugend ist ein Kampf gegen die Neigungen zum Bösen. Allerdings ist man nur dann erst ein vollkommener Mensch, wenn man nicht blofs in seinem Thun, sondern auch in seinem Wesen gut, d. i. mit seinem Willen beharrlich und unentwegt auf das Gute gerichtet und in seinem Gemüte für dasselbe begeistert ist, daher aus Lust, fast aus Bedürfnis gut handelt und das Joch der Pflicht nicht als eine lästige, sondern als eine leichte und angenehme Bürde trägt. Diese freudige Bereitwilligkeit ist die Blüte und Krone der sittlichen Entwickelung. Sie wird aber nicht angeerbt, sondern erworben, in der Regel nur in langem und heifsem Ringen erkämpft; sie ist der Lohn treuer Pflichterfüllung und die Vollendung des Pflichtgefühles, nicht dessen Vernichtung, wie Spencer behauptet.

Langjährige, liebgewonnene Gewohnheiten lassen sich ablegen: warum gelingt es niemanden, das oft peinliche Pflicht- und Schuldbewufstsein abzuwehren oder abzuwälzen? Goethe hat der Ehescheidungsfrage die andere gegenübergestellt: »Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gern los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns ein Mann oder eine Frau werden könnte?« Der Mensch aber vermählt sich aus freien Stücken und wählt sich den andern Teil; das Gewissen dagegen, das ihm lästiger werden kann, als die unliebenswürdigste und unbequemste Ehehälfte, ist ein Gefährte, der sich ihm aufdrängt und ihn niemals verläfst.

Es ist äufserst überraschend, dafs Darwin, sich öfters wiederholend, das sittliche Vermögen in die gesellschaftlichen Instinkte verlegt, dessen Entwickelung aber nicht auf die Vervollkommnung dieser Instinkte, sondern auf ganz andere Ursachen zurückführt, nämlich auf Verstandesbildung, Überlegung, Voraussicht und Interessenberechnung, auf die Empfänglichkeit für Lob und Tadel, auf die Macht der Belehrung, des Beispieles und der Gewohnheit. Die ganze Beweis-

führung gipfelt in der Behauptung: die gesellschaftlichen Instinkte, unterstützt von den Wirkungen geistiger Kräfte und der Gewohnheit, haben naturgemäfs zu der goldenen Regel hingeführt, die den Grundstein der gesellschaftlichen Sittlichkeit bildet: was du dir selbst gethan wünschest, das thue auch den andern.[125] Auch die persönlichen Tugenden, die Mäfsigkeit, die Keuschheit u. s. w., soll der Mensch schätzen gelernt haben, als er infolge der zunehmenden Lebenserfahrung und Vernunfterkenntnis die entfernteren Wirkungen seines Handelns zu überschauen begann.[126]

Die natürliche Zuchtwahl also, durch welche die sittliche Anlage, wie irgend eine körperliche Eigenschaft, entstanden sein soll, versagt später ihre Dienste und wird so sehr durch geistige Einflüsse ersetzt, dafs Darwin behaupten kann, jedes Tier von scharf ausgeprägten Gesellschaftsinstinkten würde sich unvermeidlich mit einem menschlichen Gewissen versehen, sobald es die menschliche Erkenntniskraft erlangt hätte.[127] Anfänglich hält er die gesellschaftlichen Neigungen für 'vollkommen ausreichend, sittlich gutes Handeln zu begründen; später erhebt er die Vernunft zur unentbehrlichen Ursache desselben, obwohl gerade sie das Instinktleben zurückdrängt und zu den schwersten Verstöfsen gegen die gesellschaftlichen Triebe die Wege zeigt.

Früher hatte Darwin ausdrücklich bekannt, dafs sein Lehrgebäude durch den Nachweis irgend einer Bildung, die nicht durch natürliche Zuchtwahl erklärt werden könnte, über den Haufen geworfen würde.[128] Später mufste er einräumen, dafs dieses Mifsgeschick über ihn gekommen sei. »Ich gebe jetzt zu,« sagte er, »dafs ich in den früheren Ausgaben meiner ‚Entstehung der Arten‘ wahrscheinlich der Wirkung der natürlichen Zuchtwahl oder des Überlebens des Passendsten zuviel zugeschrieben habe.«[129] »Ohne Zweifel bietet der Mensch ebenso gut, wie jedes andere Tier, Gebilde dar, welche, soweit wir mit unserer geringen Kenntnis urteilen können, jetzt von keinem Nutzen für ihn sind und es auch nicht während irgend einer früheren Periode seiner Existenz weder in Bezug auf seine allgemeinen Lebensbedingungen, noch in der Beziehung des einen Geschlechtes zum andern gewesen sind. Derartige Gebilde können durch keine Form der Zuchtwahl, ebensowenig wie durch die vererbten Wirkungen des Gebrauches und Nichtgebrauches von Teilen erklärt werden.«[130]

Nicht minder widerstreitet der Naturauslese die Entstehung des sittlichen Lebens. Darwin gesteht zu, dafs eine hohe Sittlichkeits-

stufe dem einzelnen Menschen und dessen Kindern »nur einen geringen oder gar keinen Vorteil« über die Stammesgenossen darbietet.[131] Ist aber die Sittlichkeit nicht eine Waffe, sondern ein Hemmnis im Daseinskampfe, so begehrt man Unmögliches, wenn man überzeugende Beweise für die Wahrscheinlichkeit oder auch nur für die Möglichkeit fordert, dafs Wesen, die auf herzhafte Rücksichtslosigkeit angewiesen waren, infolge der Naturauslese nicht blofs zu herzlichen Menschenfreunden umgezüchtet, sondern auch mit dem Bewufstsein und Gefühle der Verpflichtung, den Nächsten, wie sich selbst, zu lieben, beschenkt wurden. Ein widersinniges Geheimnis läfst sich dem gesunden Denken nicht annehmbar machen.

Auf die Einrede, dafs das Menschengeschlecht nur beim Übergewichte der gesellschaftlichen Neigungen fortbestehen könne, erwidert treffend Wilh. Wundt: »Wenn die Entwickelungslehre klar machen will, dafs im ganzen die selbstlosen Charaktere ausdauern mufsten, so mufs sie das am einzelnen Falle anschaulich machen.«[132] In jedem Einzelfalle aber schlägt der Selbstsüchtige den gleichstarken und selbst stärkeren Selbstlosen aus dem Felde. Wenn, wie Darwin behauptet, die mächtigsten, zähesten und im Daseinskampfe nützlichsten Triebe die Bürgschaft des Überlebens für sich haben, dann darf offenbar nicht die Nächstenliebe, sondern die Selbstliebe darauf rechnen, durch die natürliche Zuchtwahl gestärkt und gesteigert zu werden.

Obwohl Darwin je nach Bedarf neue Kräfte zu Hilfe genommen hat, um den Ursprung der Sittlichkeit oder sittlich handelnder Wesen einer naturgeschichtlichen Erkenntnis zu erschliefsen, so ist ihm dies doch gänzlich mifslungen. Die Entstehung eines uneigennützigen Wohlwollens und Wohlthuns, der opferfreudigen Hingebung, der allgemeinen Menschenliebe und Menschenachtung aus selbstsüchtigen Gesinnungen und Gewohnheiten verdient ungefähr denselben Glauben, den die Ableitung der äufseren Gesittung aus den Gepflogenheiten jenes Tieres, dessen Fleisch die Israeliten nicht essen dürfen, beanspruchen könnte. Das Gewissen und seine Thätigkeiten, insbesondere der ganz eigenartige Charakter der sittlichen Werturteile, die es ausspricht, und der sittlichen Verbindlichkeiten, die es auferlegt, bleiben in Darwins Beweisführung ungelöste Rätsel. Und die positivistische Schule hat umsoweniger Grund, über die Unterstützung, die ihr von dieser Seite gekommen, entzückt zu sein, als jeder Vertreter der Naturzüchtungslehre, falls er etwas gründlicher wie deren Urheber verfahren will, in den Hauptschwierigkeiten,

namentlich bei der Begründung der sittlichen Gesetze und Pflichten, gerade zu jenen haltlosen Voraussetzungen und Mutmafsungen seine Zuflucht nimmt, welche die positivistische Denkrichtung seit langem in Umlauf gesetzt hat.

Darwin begnügt sich damit, zu sagen: »Das gebieterische Wort ‚soll‘ scheint nur das Bewufstsein von der Existenz einer Regel des Betragens zu enthalten, wie immer diese entstanden sein mag.«[133] Er verrät aber durch diese wenigen Worte ein Gefühl von der Unzulänglichkeit seiner eigenen Erklärung: die Verpflichtung sei eine ins Bewufstsein tretende unwillkürliche Regung eines gesellschaftlichen Instinktes. Eine solche kann ein Wollen, nicht aber ein Sollen einleiten. Die Pflicht ist nicht die Wirkung eines blinden Triebes oder Gefühles, sondern die Anmeldung eines Sitten- oder Freiheitsgesetzes, das im Gegensatze zum Naturgesetze nicht als Wirkursache, sondern als Bewegursache auftritt, sich daher mittels der Vernunft an den Willen wendet und ihn durch Zweckvorstellungen oder Werturteile bindet, ihn also nötigt, ohne ihm Gewalt anzuthun. Sie ist demnach die Erkenntnis der unbedingten Gebundenheit unseres Willens an und durch einen höheren Willen, dem es zusteht, mit einem Ansehen, das keinen Widerspruch und kein Wenn duldet, uns ein Ziel sowie den Weg zu demselben vorzuschreiben und daher unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf Lust- oder Unlustgefühle und ohne Anwendung von Lohnverheifsungen oder Strafandrohungen Gehorsam zu heischen. In der Regel ist dieses Bewufstsein vom Sittengesetze von Gefühlseindrücken begleitet, kann aber auch unabhängig von ihnen entstehen und fortbestehen. Ob ihm ein empfindsames oder ein abgestumpftes Pflichtgefühl antwortet: die Verpflichtung stellt an den Willen die gleichen strengen Ansprüche. Auf die Frage aber, wie das Bewufstsein der Pflicht, als einer unerbittlich geforderten und unabweislich zu leistenden Handlung, in der Menschenseele erwachen konnte, wissen die Darwinianer keine bessere Antwort, wie die Positivisten. Die einen wie die andern nehmen äufsere Nötigungen oder gesellschaftliche Schranken zu Hilfe.

Herbert Spencer z. B., der sich schmeichelt, mittelst des neuen Entwickelungsgesetzes zum ersten Male »das dringende Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Grundlage« der sittlichen Gesetze und Verpflichtungen gestillt zu haben, lehrt im Anschlusse an Jeremias Bentham, Alexander Bain und andere Bannerträger des Positivismus, der Pflichtgedanke habe anfangs nur die von den Mächtigen

befohlenen und verbotenen Handlungen begleitet, später aber infolge eines einfältigen Mifsverständnisses auch das pflichtfreie Thun und Lassen beschattet. Die Furcht nämlich vor den Strafen, mit denen der Ungehorsam gegen die Gewalthaber bedroht ward, habe sich seltsamerweise jedesmal zu jenem Gefühle gesellt, welches durch die Erfahrung der inneren lust- oder unlustbringenden Wirkungen des Handelns entstanden war. Infolge dieser Furchtübertragung seien auch diejenigen Handlungen, welche an sich, d. i. nicht wegen der gesetzlichen Vorschriften, Lob oder Tadel verdienten, unter dem täuschenden Eindrucke zu stande gekommen, sie seien befohlen oder verboten: sie geschahen also oder unterblieben wegen der eingebildeten Furcht vor den äufseren Folgen, d. i. aus »Pflichtgefühl«.[134]

Spencer ist der Meinung, der Pflichtbegriff sei ein Zubehör höherer Gesellschaftszustände und den lockeren Menschenvereinigungen der Urzeit unbekannt gewesen. Er bedenkt nicht, dafs selbst die roheste Form des menschlichen Gemeinschaftslebens unmöglich ist ohne die Anerkennung und Ausübung der Gerechtigkeitspflicht: was du dir selbst nicht zugefügt wissen willst, das thue auch dem Mitmenschen nicht an. Neuere Forschungsreisende wissen allerdings von »führerlosen Horden« zu erzählen. So versichert E. M. Curr, allerdings im Widerspruche mit Brong Smyth, James Dawson, George Taplin u. a., dafs australische Stämme nicht durch die regelmäfsige Ausübung einer obrigkeitlichen Gewalt regiert werden, fügt aber hinzu, dafs sie sich durch Überlieferung und Sitte, durch Religion und Zauberfurcht, mithin durch sittliche Mächte zügeln und leiten lassen. »Nach meinen Beobachtungen,« bemerkt er, »habe ich keinen Zweifel, dafs der australische Schwarze Mord, Ehebruch, Lüge und Diebstahl für unrecht hält und nach der Verübung dieser Verbrechen Reue empfindet.« Und Lorimer Fison gegenüber bestreitet er ganz entschieden, dafs in Australien die sog. »Gruppenehe« üblich sei, behauptet vielmehr, dafs diese mit dem Grundcharakter der australischen Ehe unverträglich sei.[135] Eine in Australien sehr verbreitete Sitte ist die sog. Mannesweihe. Die bei ihr üblichen Gebräuche haben den Zweck, dem Jünglinge, der nach einer strengen Vorbereitungszeit in die Mannesrechte eingesetzt werden soll, die Pflichten der Wahrhaftigkeit, der Ehrlichkeit, der Ehrfurcht gegen das Alter, der ehelichen Treue u. s. w., desgleichen die besonderen Stammessatzungen und die Strafen für die Übertretung der einen wie der andern eindringlich einzuschärfen.[136]

Das Pflichtbewufstsein kann nicht als ein Erzeugnis gewaltthätiger Willkür begreiflich gemacht werden. Selbst wenn sittlichkeitslose, nur von eigensüchtigen Trieben beherrschte Menschen sich durch die Furcht vor ihr zu einer äufserlichen Unterwerfung unter eine gewisse Gesellschaftsordnung hätten bestimmen lassen, so wären sie doch auf diese Weise nimmer zu einem sittlichen Gehorsam, Gerechtigkeits- und Gemeinsinne erzogen worden. Konnte etwa die Empfindung des gesellschaftlichen Zwanges den Pflichtgedanken auslösen, den Mitmenschen so zu begegnen, wie man selbst von ihnen behandelt sein will? Oder konnte die Angst vor der Strafe des Unrechtthuns sich allmählich zur Erkenntnis umbilden, dafs dasselbe nicht blofs schädlich, sondern auch sittlich schlecht, d. i. in sich verwerflich sei? Ein solch unvermittelter Übergang zu ganz ungleichartigen Vorstellungen und Gefühlen wird dadurch nicht wahrscheinlich gemacht, dafs er beweislos angenommen wird.

Nicht der Machtwille, als solcher, sondern als Wille, der auf vernünftige Weise das Gute erstrebt, desgleichen nicht der Befehl schlechthin, sondern nur der rechtmäfsige Befehl kann ein Sollen auferlegen. Die sittliche und wahrhaft rechtliche Gesellschaftsordnung besteht nicht darin, dafs die Untergebenen der herrschenden Gewalt thatsächlich unterworfen sind, sondern darin, dafs sie sich im Gewissen an dieselbe binden, d. i. den Gehorsam gegen sie als etwas in sich Gutes und Seinsollendes ansehen und bethätigen. Das Sittengesetz begnügt sich nicht mit einer durch Strafen erzwungenen oder durch Drohungen abgenötigten Anerkennung, sondern es kündigt sich als ein schlechthin und unbedingt gebietendes oder verbietendes an, will wegen seines eigenen Ansehens geachtet und beobachtet sein. Die sklavische Unterwerfung unter dasselbe ist stets von heimlicher Gesetzesverachtung, nicht selten von knirschendem Gesetzeshasse begleitet. Jeder staatliche Gesetzgebungswille stellt eine Einheit von Recht und Macht oder von Verpflichtungskraft und Zwangsgewalt dar. Ein Recht ohne Macht kann nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke befehlen, und eine Macht ohne Recht kann niemanden verpflichten. Wenn das Recht des Stärkeren zur Begründung der gesetzgebenden und verpflichtenden Gewalt ausreichte, dann müfste man, wie Baader bemerkt, auch sagen können, dafs ein wildes Tier, welches aus seinem Dickicht hervorbricht und einen Haufen von Menschen in Schrecken setzt, eine solche Gewalt über sie ausübe.[137] Nur derjenige kann sich an und durch ein menschliches

Gesetz gebunden fühlen, welcher dem Gesetzgeberwillen einen Unterthanenwillen entgegenbringt oder sich bereits im Gewissen verpflichtet weiſs, dem rechtmäſsigen Träger der gesetzgebenden Gewalt, sei es dem Familien- oder Stammeshaupte, sei es der Obrigkeit, sei es den in der Landes- oder Volkssitte überlieferten Satzungen Gehorsam zu leisten.

Durchaus ungereimt ist daher die Ansicht, den Starken der Urzeit sei es gelungen, ihren geistesarmen, aber gefühlsstarken Genossen durch bloſse Machtbefehle oder Strafandrohungen eine sittliche Nötigung einzuflöſsen. Erzwungenes Handeln ist kein pflichtgemäſses Handeln. Der Sklavensinn fragt nicht nach sittlicher Gutheit oder Schlechtheit. Die Peitsche lehrt wohl das Müssen, nicht aber das Sollen; sie kann ein Hundegewissen, nicht aber ein Menschengewissen erzeugen. Sie mag unter Umständen eine ausgezeichnete Kraft besitzen, das schlafende Gewissen zu wecken, das abgestumpfte zu schärfen, das irrende zu erleuchten. Wo immer sie aber eine sittliche oder erziehliche Wirkung ausübt, findet sie das Gewissen vor. Wie könnte die Strafe einen bloſsen Machtbefehl zum Pflichtgebote umstempeln, da jeder, der sie nicht fürchtet, ihr zum Trotze nicht einmal äuſserlich sich beugt, geschweige sich innerlich binden läſst? Wie die Befugnis, Gesetzesübertretungen durch eine Wehethat zu bedrohen und zu ahnden, nur im Gesetzgebungs- und Verpflichtungsrechte wurzelt, so haben die sittlichen Antriebe, welche die Gesetzeseinschärfung weckt, das Pflichtgefühl zur Voraussetzung.

Die ältesten Gesetzgeber bereits verdankten jeden sittlichen Gehorsam, der ihnen erwiesen wurde, entweder ihrem höhern, übermenschlichen Ansehen, mithin einem über ihnen stehenden Willen oder Rechtstitel, d. i. dem Gottesgnadentum, oder der Überzeugungskraft, mit der sie das Schutzbedürfnis der Einzelnen und die unbedingte, in der menschlichen Natur begründete, also von deren Schöpfer gewollte Notwendigkeit der gesellschaftlichen Ordnung und Obrigkeit zu Gunsten ihrer Vorschriften geltend zu machen verstanden. In dem einen wie in dem andern Falle hatten die letzteren ihre verpflichtende Kraft nicht in sich selbst, konnten sie daher auch nicht aus sich hervorbringen. Nur dort können staatliche Gesetze und gesellschaftliche Satzungen eine sittliche Verbindlichkeit begründen und auf eine sittliche Unterwerfung rechnen, wo sie der Anerkennung des Sittengesetzes oder dem Pflichtbewuſstsein begegnen, in ihm einen Widerhall und Rückhalt finden.

Wenn dieses nun dadurch entständen wäre, dafs die Angst vor den äufseren Folgen des Handelns sich vererbt und allmählich in die Furcht vor den inneren Folgen verwandelt hat: wie ist es denn zu erklären, dafs die Völker aller Zeiten und Zonen in den obersten Grundsätzen der sittlichen Wertbeurteilung wie in der Anerkennung der sittlichen Grundgebote übereinstimmen? Das staatliche Gesetz ist dem Zeitenwandel, dem Wechsel der menschlichen Bedürfnisse, Neigungen und Launen unterworfen; das Sittengesetz aber ist unveränderlich, jeglicher Menschenwillkür entzogen. Jenes beansprucht und besitzt nur eine begrenzte, dieses dagegen eine allgemeine Geltung, da es die Menschen jeder Rasse, Sprache und Religion umfafst.

Wenn das Pflichtbewufstsein lediglich unter dem Eindrucke menschlicher Strafgesetze erwacht ist und erst allmählich infolge von Trugvorstellungen das Sittengesetz begleitet hat: wie ist es denn zu verstehen, dafs in den entwickelten, von positivistischer und darwinistischer Aufklärung erhellten Gemeinwesen der Gegenwart staatlicher Zwang und sittliche Nötigung nicht blofs nebeneinander bestehen, sondern auch gegeneinander streiten können? Das Sittengesetz nimmt durch sein eigenes Ansehen und nicht durch die äufseren Folgen seiner Beobachtung oder Übertretung den Willen gefangen. Das Staatsgesetz ist, um ihn sittlich binden zu können, auf das Sittengesetz angewiesen; an diesem besitzt es die Voraussetzung, Grundlage und Quelle seiner verpflichtenden Kraft. Es würde nimmer eine sittliche Nötigung bewirken, wenn es sich nicht als Auslegung oder Anwendung der ewigen Grundsatzungen, der ungeschriebenen Gesetze, die das Gewissen verkündigt und geltend macht, ausweisen oder empfehlen könnte. Der Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Sittengesetz wird unbedingt, ohne Rücksicht auf staatliche Vorschriften gebilligt oder getadelt; dagegen können Handlungen, die vom Standpunkte der letzteren löblich oder strafwürdig sind, durch das sittliche Bewufstsein die gerade entgegengesetzte Beurteilung erfahren. Antigone, die dem ausdrücklichen Verbote des Staatsoberhauptes Kreon zuwider den Leichnam ihres Bruders bestattet hatte, erhielt von der Menge einen »goldenen Ehrenlohn«, und der Verfasser der »Antigone« wurde vom athenischen Volke zum Heerführer im samischen Kriege ausgerufen.

Spencer also stellt ein offenkundiges, durch das sittliche Völkerbewufstsein übereinstimmend bezeugtes Verhältnis auf den Kopf, indem

er die Verpflichtung als eine verinnerlichte und verallgemeinerte Wirkung staatlichen Zwanges erklärt. Er übersieht ferner, daſs seiner Vorstellung gemäſs das Sittengesetz nur diejenigen Handlungen zu verbieten hätte, welche durch frühere Staatsgesetze mit Strafe belegt waren. Dasselbe aber regelt das gesamte Thun und Lassen des Menschen und unterwirft ungezählte Handlungen, die niemals Gegenstand staatlicher Gesetzgebung waren noch je sein werden, einer unbedingten Wertbeurteilung und Berücksichtigung. Wäre das sittliche Bewuſstsein der Niederschlag vererbter Strafeindrücke, so bliebe es unverständlich, daſs es den sittlichen Wert oder Unwert der Handlungen nicht bloſs, nicht einmal zumeist nach dem abschätzt, was an ihnen in die Erscheinung fällt, sondern nach dem, was an ihnen innerlich und dem menschlichen Gesetzgeber unerreichbar oder gar gleichgültig ist, nach den heimlichen Zwecken, Absichten und Beweggründen, die in der inneren Werkstatt des Sittlichen verborgen sind.

Spencer, der der positivistischen Sittlichkeitsforschung so Groſses vom Darwinismus versprach, macht schlieſslich bei dem an Gründen armen, aber an willkürlichen Mutmaſsungen desto reicheren Positivismus Anleihen, um die Grundfrage der Wissenschaft vom sittlichen Leben zu beantworten. Seine Gedankenverhäkelungen aber haben denselben Wert, wie etwa die Musterkarte von langatmigen, auf Stelzen gehenden Voraussetzungen, mittels deren der »voraussetzungslose« Forscher Ernst Laas das entwickelungsgeschichtliche Begründungsverfahren uns in seiner ganzen Kraft und Gröſse schauen läſst.

Man nehme an, sagt er, die nicht sofort fertige, aber allmählich und notgedrungen immer fester und allgemeiner werdende Überzeugung, daſs bei einem friedlichen Zusammenleben das menschliche Dasein sich viel glücklicher gestalte, als im Zustande der Absonderung und Feindschaft. Man setze voraus, daſs sich das Bewuſstsein der Notwendigkeit von Ordnungen zum einträchtigen Zusammenarbeiten mit der Zeit immer kräftiger durchgerungen habe; daſs trotz allem Wechsel und Wandel der Ordnungen gewisse Bestimmungen als unumgänglich notwendige Grundbedingungen des gesellschaftlichen Friedens und Wohles immer mehr Anerkennung und Geltung fanden; daſs Millionen und Millionen von Menschen die Überzeugung wiederholen muſsten, die Gemeinschaft sei besser als die Vereinsamung, eine Gemeinschaft aber könne ohne gewisse Grundgesetze, z. B. die

Verbote des Mordes und des Diebstahles, nicht bestehen oder gedeihen; dafs auf das dem Handeln nächstgelegene Mittel der ganze Wert des allein auf diesem Wege zu erreichenden Zweckes sich ebenso ablagerte, wie jetzt noch z. B. der Wert der Genüsse sich auf das Geld oder auf die dasselbe gewinnende Arbeit ablagert, so dafs der Weg zu dem vorschwebenden Ziele als wertvoll angesehen ward; dafs der Gemeinsinn wieder und immer wieder gegen die selbstsüchtigen Anläufe der Einzelnen die Kostbarkeit der gesellschaftlichen Werte hegen und schützen mufste; dafs die durch unübersehbare Geschlechterfolgen immer nach derselben Richtung hinwirkende Einschärfung eine fortschreitend sich steigernde Prädisposition erzeugt; dafs aufserdem die jenes Gesamtbewufstsein vertretenden Führer jedes Mittel der Seelenleitung ergriffen, um die Masse in die centripetalen Grundgedanken des jedesmaligen Systems so hineinzuzwängen, dafs sie Planeten gleich ihre Bahn lief; dafs in religiös erregbaren Massen alles Ehrwürdige leicht mit jenseitigen Gewalten in Verbindung zu bringen war: »so wird man die wichtigsten Kräfte vor sich haben, welche die Befolgung gewisser Pflichten — zum Glücke für die Kultur — zu einer so ernsten Angelegenheit des ‚Gewissens‘ machten, dafs es jetzt selbst grofser Verwahrlosung schwer wird und sehr langsam gelingt, die inneren Bänder ganz zu zersprengen.«[138]

Man kommt dem Ursprunge der Pflicht um keinen Schritt näher, wenn man statt der Gewalt des Stärkeren einen urzeitlichen Gesellschaftsvertrag zum Ausgangspunkte nimmt. Gesetzt nämlich, die niedrige Auffassung, der gemäfs die Menschen sich ursprünglich nur im Naturdrange der Selbsterhaltung und gar nicht zum Austausche höherer Güter einander genähert und zu Gemeinschaften dauernd vereinigt haben sollen, sei annehmbar: so bleibt gleichwohl die Entstehung einer sittlichen Gesellschaftsordnung oder die Umbildung einer sittlichkeitslosen Gesellschaftswesenheit oder Volksseele zur Trägerin sittlicher Anschauungen und Strebungen nach wie vor rätselhaft.

Jene gesellschaftlichen Gruppierungen hätten nimmer Bestand, geschweige einen sittlichen Charakter gewinnen können, wenn ihnen der Pflichtgedanke, dem durch den »Urkrieg« geschaffenen Notstande für immer ein Ende zu machen, fremd gewesen wäre. Nur unter der Voraussetzung konnten sie ein Sollen auferlegen, dafs ihnen die Erkenntnis von Gründen voranleuchtete, die ein solches unvermeid-

lich machen. Denn nicht der blinde Selbsterhaltungstrieb, sondern nur die vernünftige Selbstbesinnung vermag den freien Willen zu binden oder zu verpflichten. Um einen förmlichen Friedens- und Gesellschaftsvertrag eingehen zu können, hätten die »Urkrieger« von der Überzeugung durchdrungen sein müssen, dafs der Fortbestand und das Wohl der Menschheit notwendig zu erstrebende Zwecke und um dieser willen die Einrichtung der Gesellschaft, daher die Einsetzung und die Anerkennung einer obrigkeitlichen Gewalt gefordert seien. Ohne Pflicht- und Rechtsbewufstsein wären sie ganz und gar unfähig gewesen, eine Vereinbarung zu schliefsen, die Rechtspflichten und Forderungsrechte begründet.

Könnten sie denn nicht auf den Einfall geraten sein, den Gesamtwillen zum Gesetzgeber zu erheben und sich an ihn zu binden? Dieser aber besteht als eine den Einzelwillen gebietende Macht blofs im Reiche des Gedankens; ein wirkliches Sein besitzt er nur in den Gesellschaftsgliedern. Wer es nun glaublich findet, dafs halbtierische Wesen sich zur Höhe des Gemeinschaftswillens emporgeschwungen haben, um sich im Namen desselben mit Gesetzen zu beschenken, darf ihnen auch die Einsicht zutrauen, dafs in einer Gesellschaft, deren sämtliche Glieder gleichberechtigte Gesetzgeber sind, es für niemanden ein Gesetz giebt. Wendet man endlich ein, dafs sie erst infolge des freien Übereinkommens sich für sittlich verbunden erachtet haben, so setzt man wiederum voraus, dafs ihnen die Pflicht, dem gegebenen Worte die Treue zu bewahren, bereits bekannt sein mufste. Wären sie pflichtfrei in die von ihnen geschaffene Ordnung eingetreten, so wären sie nach wie vor es geblieben. Dafs sie aus dem Wollen, welches sie im Gesellschaftsvertrage ausgesprochen hatten, ein Sollen oder Schuldigsein herausgehört haben, ist ebenso unmöglich, als dafs der Wille des Stärkeren in ihren pflichtledigen Seelen das Pflichtbewufstsein hervorgelockt habe.

Überdies ist die eine wie die andere Annahme unverträglich mit dem zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen und auf allen Gesittungsstufen gleichlautenden Inhalte des sittlichen Bewufstseins, das die obersten Sittengrundsätze ebenso, wie die in sich einleuchtenden reinen Vernunftsätze als gänzlich einwandfreie Wahrheiten anerkennt und die sittlichen Grundvorschriften als allgemein und unbedingt verbindliche Regeln des Handelns verkündet.

Eine Grundbedingung des Gesellschaftslebens ist die Anerkennung und Anwendung des sittlichen Grundgesetzes: was du dir selbst

nicht zugefügt wissen willst, das füge auch den andern nicht zu. Bevor ein Mund es verkündet und eine Hand es aufgezeichnet hat, haben es die Menschen in ihrem Inneren gelesen und als Verhaltungsregel angenommen. Diese drängte sich einem jeden wie von selbst auf als Antwort auf die unvermeidlichen Fragen: bist du allein ein Mensch, und kannst du anders leben, als in der Gesellschaft von deinesgleichen? bist du nicht auf sie angewiesen, und wirst du nicht zu ihnen hingezogen? sind nicht alle deine Genossen mit derselben Natur und Daseinsberechtigung ausgestattet, deren du selbst dich erfreust? Die häufigen und schweren Verstöfse gegen dieses Grundgesetz der Gerechtigkeit werden dadurch verursacht, dafs die Menschen, wie der hl. Augustinus bemerkt, in ihrem begierigen Trachten nach äufseren Gütern aus dem eigenen Selbst gleichsam auswandern, sich wie Flüchtlinge von ihrem Herzen und dem in dasselbe eingeschriebenen Gesetze entfernen.[139]

Es kann nicht überraschen, dafs auch die elterliche Gewalt angerufen wird, den Ursprung der Pflicht zu begründen. W. H. Rolph ist der Meinung, der Urkrieg mit seinen verderblichen Folgen habe die aufwachsenden Kinder veranlafst, sich örtlich mehr an ihre Eltern anzuschliefsen und mit ihnen einen Familienverband zu bilden, in welchem der Vater die Herrschaft besafs und ausübte. »In dieser Anordnung liegen die Keime der bürgerlichen Ordnung, der Begriffe von Recht und Unrecht.« Von ihr ist unter dem Drucke der Bedürfnisse des Gesellschaftslebens die Aufstellung der Tugend wie der Pflicht ausgegangen.[140] Auch J. Frohschammer,[141] Theod. Stieglitz[142] u. a. entdecken die Quelle des sittlichen Lebens in der Familie.

Diese aber ist die Nährmutter, nicht die Erzeugerin der Sittlichkeit. So mannigfaltig und wirksam die Mittel sein mögen, über welche die elterliche Erziehung verfügt: sie kann das Pflichtbewufstsein nicht hervorbringen, sondern nur ausbilden. Und gerade darum ist sie möglich, weil sie im Gewissen einen triebfähigen Sittlichkeitsboden vorfindet, dessen Bearbeitung und Pflege ihre Aufgabe ist. In diesem Sinne ist sie von jeher verstanden und gehandhabt worden, und sie würde nicht die grofsartigen Erfolge erzielt haben, die sie in der Wirklichkeit aufzuweisen hat, wenn ihr nicht überall das zarte Kindesalter eine angeborne Empfänglichkeit für sittliches Erkennen, Wollen und Handeln entgegengebracht hätte. Sie würde nicht sein, was sie ist, und sich nicht von der Abrichtung

unterscheiden, wenn ihr nicht eine natürliche Anlage zur Sittlichkeit vorherginge. Dafs aber die Menschheit zu allen Zeiten sich gleichmäfsig zum Glauben an ein inneres Gespenst habe abrichten lassen, das allen Aufklärern zum Trotze siegreich seinen Platz behauptet, ist eine geradezu ungeheuerliche Vorstellung. Das Gewissen redet zwar verschiedene Mundarten, aber allzeit und allenthalben in denselben Grundtönen; es ist die immer und überall gleichlautende Stimme der vernünftigen, an den höchsten und heiligsten Vernunftwillen gebundenen Menschennatur. Die Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Völkerbewufstseins in der unvergleichlichen Wertschätzung des sittlich Guten und in der unbedingten Anerkennung der obersten Sittengesetze, trotz dem Auseinandergehen der Menschheit in Rassen und Völker, trotz der Ungleichheit der Naturumgebung und Gesellschaftsformen, trotz der Verschiedenheit der Berufsarten und Bildungszustände, kann nicht das Werk des Zufalls sein. Sie würde aber ein unlösbares Rätsel bleiben, wenn nicht die menschliche Natur mit einer wesentlich gleichartigen Anlage für das sittlich Gute ausgestattet wäre.

Der Elternwille vermag aus sich allein ebensowenig wie der blofse Machtbefehl des Herrschers ein unbedingtes Sollen auszusprechen. Wenn er auch manchmal, ohne Gründe zu nennen, sich selbst als Gesetz hinstellt, so kann er doch nur durch die stille Berufung auf Gründe, nämlich auf die Natur und die naturnotwendige Ordnung der Dinge, mithin auf einen höheren Willen, sich vor sich selber rechtfertigen. Ein Kind, das blofs aus Angst vor Strafe gehorcht, unterwirft sich nicht aus Pflicht und handelt nicht sittlich. Überdies hört diese Furcht mit dem Ende des Erziehungsalters von selbst auf. Das Pflichtbewufstsein aber bleibt. Es müfste der reiferen Erkenntnis weichen, wenn es nur ein Kindermärchen oder ein kindischer Gespensterglaube wäre. Gehorcht aber das Kind, zwar ohne nach Gründen zu fragen, jedoch in der Absicht, die Eltern zu ehren oder zu erfreuen, so zeigt es sich bereits mit dem Pflichtgedanken vertraut, dafs es ihnen Achtung schuldet. Und läfst es sich gar durch den Willen Gottes zur Folgsamkeit bewegen, so ist ihm gerade der letzte Grund aller Verpflichtung bekannt.

Friedrich Paulsen endlich wendet sich an die Macht der Sitte, um die Lücken in Darwins Pflichtbegründung auszufüllen.

»Das Gefühl der inneren Nötigung, auf Kosten des Naturtriebes der erworbenen Willensbestimmtheit zu folgen, ist Pflicht-

gefühl in primitivster Form; das Gefühl der Beklemmung und Beschämung, welches entsteht, nachdem der ursprüngliche Naturtrieb trotz jenes Widerstrebens sich durchgesetzt hat, ist die primitivste Form der Gewissensunruhe. Im Menschen nun mufsten diese Gefühle sich zu besonderer Stärke entwickeln. Sein Gedächtnis hält die Vergangenheit länger und treuer fest, und zugleich hat sein Wille in den Sitten dauernde Bestimmtheiten von bedeutender Stärke, die das Handeln von den augenblicklich handelnden Trieben in hohem Mafse unabhängig machen.« Paulsen verhehlt sich nicht, dafs damit der Kernpunkt der Pflicht, deren »autoritativer Charakter«, nicht erklärt ist. Nichtsdestoweniger glaubt er, den Grund und Ursprung der Verpflichtung durch eine entwickelungsgeschichtliche Betrachtung klar machen zu können. Das Tier, sagt er, wird durch Triebe, Instinkte und eigene Erfahrung geleitet. An die Stelle des tierischen Instinktes tritt im Menschenleben seltsamerweise nicht die Vernunft oder die Überlegung, sondern die Sitte, der »zum Bewufstsein gekommene Instinkt«, der durch Erziehung vererbt und durch gesellschaftliche Thätigkeit aufrecht erhalten wird. »Der ursprüngliche Inhalt der Pflicht ist die Sitte . . . Ursprünglich gebietet die Pflicht eben dies: der Sitte gemäfs zu leben. Unser Sprachgebrauch hält diese Anschauung fest, indem er das pflichtmäfsige Verhalten sittlich und das pflichtwidrige unsittlich nennt. Die Pflicht ist bekleidet mit der Autorität der Sitte. Es spricht in ihr der Wille der Eltern, der Wille des Volkes, der Wille der Vorfahren zu dem Einzelwillen. Und zu diesen höchsten menschlichen Autoritäten kommt endlich regelmäfsig noch eine höhere und letzte: die Autorität der Götter. Die Götter, nach dem Bilde der Menschen gemacht, nehmen den Willen des Volkes, das sie schafft, in sich auf; sie werden bei höherer Entwickelung der Religion überall Schützer der Sitte. Diese dreifache Autorität: der Eltern, des Volkes, der Götter wird in dem Gefühle des Sollens anerkannt: es ist ein Gefühl der Gebundenheit durch einen höheren Willen, welcher der Neigung des Eigenwillens Grenzen setzt.«[143]

Sitten entstehen dadurch, dafs Gewohnheitshandlungen einzelner zu gesellschaftlichen Gebräuchen mit verbindlicher Kraft erhoben werden, müssen daher mit den Neigungen der Gesellschaftsglieder, wenigstens des gröfseren oder einflufsreicheren Teiles einer Gemeinschaft, übereinstimmen, um sich bilden und behaupten zu können. Fliefst nun jede Verpflichtung aus einer Sitte, so ist die Folgerung

unvermeidlich, dafs der Inhalt der Pflicht mit dem Gegenstande der Neigung übereinstimme. Paulsen besitzt den Mut, diese Notwendigkeit wiederholt als eine Thatsache auszusprechen: »Neigung und Sitte, Einzelwille und Gesamtwille streben im ganzen und grofsen, das Handeln in demselben Sinne zu bestimmen.« »Es kann nur zufällig und ausnahmsweise ein Zwiespalt zwischen beiden vorkommen.«[144]

Eine solche Behauptung wirkt geradezu verblüffend und bliebe auch dann unverständlich, wenn ihr Urheber den scharfen Gegensatz zwischen dem Joche der Pflicht und dem Stachel der Begierde nur äufserst selten gefühlt haben sollte. Paulsen meint, dafs Volkssitten in den zehn Geboten die Form von Gesetzen und Pflichten erhalten haben. Sind denn etwa die ungezählten Sünden, die in einer einzigen Grofsstadt gegen diese Hauptvorschriften der sittlichen Ordnung begangen werden, Ausnahmefälle? Und gehören die Mühen, die Beschwerden, die Opfer, welche die Pflichterfüllung dem Willen abringt, zu den Seltenheiten? Paulsen selbst unterläfst nicht, die Eintracht zwischen Pflicht und Neigung später ins rechte Licht zu stellen. Er kann nämlich nicht umhin, einzugestehen, dafs die Neigung zur Pflichtwidrigkeit, z. B. zum Übermafse in den Lebensgenüssen, »natürlich und allgemein«, und »der Mangel an Enthaltsamkeit für viele die Ursache des Unterganges« ist. Er erhebt bittere Klage über die ungeheuere Verbreitung und die verheerenden Folgen der Unzucht und der Unmäfsigkeit, der Üppigkeit und der Unzufriedenheit. »Es ist niemanden unbekannt, in welchem Mafse das Leben der modernen Kulturvölker durch Trunksucht verwüstet wird . . . Es giebt in Deutschland Gegenden, wo ein nicht unerheblicher Teil der männlichen Bevölkerung unmittelbar an der Trunksucht zu Grunde geht; und es giebt kein Land, wo nicht die tiefstgreifenden Störungen von diesem Punkte aus über das ganze Leben sich ausbreiteten.«[145] So verscheucht der Blick in das Alltagsleben das am Studiertische erträumte Trugbild von der wunderherrlichen regelmäfsigen Eintracht zwischen Pflicht und Neigung.

Die Pflicht fragt nicht nach Zu- oder Abneigung. Sie will nicht blofs der Neigung zum Guten nachhelfen, sondern auch die Neigung zum Bösen unterdrückt wissen. Allerdings ist in den Augen Paulsens diese Überwindung nicht eine in sich wertvolle That, sondern blofs eine Charakterprobe. Und er mag nicht zugeben, »dafs ein Wille, der durch seine Naturanlage vor allen Versuchungen

bewahrt ist, darum an Wert zurückstehe hinter einem andern, der einem spröden oder gefährlichen Temperament Rechtschaffenheit und Wohlwollen abkämpft.«[146] Sonach haben alle geirrt, die in der Selbstbeherrschung nicht blofs das Kennzeichen, sondern auch den sittlichen Wert und Ruhm eines grofsen Charakters erblickten. Man darf ihnen aber zustimmen und doch im Gegensatze zu Kants Überspanntheit behaupten, dafs ein in sich gutes Werk nicht darum verdienstlos ist, weil es aus Neigung geschieht. Der ist ein wahrhaft vollkommener Mensch, dessen im Kampfe um die Tugend gestählter Wille sich mühelos zu den opferreichsten Pflichthandlungen bereit finden läfst.

Das Sollen ist sowenig ein Bewufstsein von der Sitte, als diese sich mit dem Sittengesetze oder dem sittlich Guten deckt. Die Gebundenheit an das Pflichtgebot ist von der Verbindlichkeit, die aus der Sitte entspringt, sowohl dem Umfange, als auch der Art nach verschieden.

Manche Sitten greifen in die freie Bewegung der Gesellschaftsglieder gar nicht ein. Die Sitte kümmert sich überhaupt nur um das äufsere Verhalten, ist nicht Leiterin und Hüterin des inneren Lebens. Das Sittengesetz dagegen führt Aufsicht über das gesamte Thun und Lassen des Menschen, bindet ihn auch in der Einsamkeit, regelt und überwacht seine verborgenen Gesinnungen, Absichten und Beweggründe, schaltet mithin in der Werkstätte und in der Seele des Sittlichen. Die Sitte ordnet nicht einmal das ganze Gebiet der äufseren Thätigkeiten. In ungezählten Lagen erteilt sie weder Befehl noch Rat, auf die wichtigsten und schwierigsten Fragen, vor die das Einzelgewissen gestellt wird, weifs sie in der Regel keine Antwort. Würde das Pflichtgebot vom Menschen nur dies verlangen, dafs er seinen Wandel der Sitte gemäfs einrichte, so möchte die Pflichterfüllung manchmal wohl recht unbequem und kostspielig sein; ein »Riesenkampf« aber, wie Schiller sie nennt, würde sie selten sein. Denn der Sitte entsprechend leben heifst, der innerhalb eines Gesellschaftskörpers vorherrschenden Geschmacks- und Strebensrichtung folgen. Wenn das Pflicht- und Tugendleben im sittengemäfsen Verhalten aufginge, so wäre das Gewissen nichts anders als die gesetzgebende, mahnende, warnende, drohende, richtende und vergeltende Stimme der öffentlichen Meinung. Dasselbe aber würde wahrlich nicht die Macht sein, die es in Wirklichkeit ist, wenn es nicht mehr zu sagen hätte, als was die Sitte vorschreibt.

Das Pflichtbewufstsein weifs nichts von einem bedingten Sollen, duldet weder Ausnahmen noch Ausflüchte. Wird es mifsachtet, so verwandelt es sich sofort in Schuldbewufstsein, und dieses rächt nicht blofs die öffentlichen Ausschreitungen, sondern auch die geheimen Fehltritte. Wer sich dagegen über die Urteile seiner Mitmenschen hinwegzusetzen versteht, hat sich mit manchen Sitten bald abgefunden. Der rücksichtsloseste Sittenverächter aber vermag sich von der Pflicht nicht loszusagen. Wer das Opfer einer Sitte geworden ist, erregt unser Mitgefühl, erntet aber darum noch nicht den Beifall unseres Pflichtgefühls. Nicht der gesellschaftliche Brauch ist die oberste Richtschnur der sittlichen Werturteile und Lebensregeln. Denn er steht unter dem sittliche Urteile und Gesetze; dem Pflichtgebote verdankt er alle Verpflichtungskraft, die er besitzt oder beansprucht. Wie kann das Pflichtbewufstsein ein Innewerden der Sitte sein, da es über sie wacht und richtet? Es anerkennt nicht alle Sitten als sittlich gut, sondern manche empfindet es als sittlich gleichgültig, andere verurteilt es als sittengefährlich oder als geradezu unsittlich. Die Besseren des Volkes rufen nach Verbesserung der Sitten um der Sittlichkeit willen und aus Pflichtgefühl. Ist die Pflicht aus der Sitte geboren, so mufs man sagen, dafs hier die Tochter über die Mutter herrscht und sie bald verleugnet, bald befehdet.

Nicht die Sitte ist es gewesen, die sittliche Gegensatzbegriffe und Wertunterschiede geschaffen hat, sondern das sittliche Bewufstsein hat die Menschen über den Unterschied der Sitten belehrt. Nicht die guten Sitten haben das Gewissen hervorgebracht, sondern dieses hat jene eingeführt. Das Pflicht- und Rechtsbewufstsein hat die Menschen dazu angeleitet und angetrieben, die Ehe als die Grundlage der Familie und diese als die Urzelle der menschlichen Gesellschaft zu achten, ferner jene Sittengrundsätze und Rechtssatzungen aufzustellen und anzuerkennen, auf denen zu allen Zeiten und bei allen Völkern die gesellschaftliche Ordnung, das Ansehen der obrigkeitlichen Gewalt und der Gehorsam der Untergebenen beruhte. Das sittliche Bewufstsein und Gefühl hat der Menschheit jene Anschauungen eingegeben und eingeschärft, welche in den guten Sitten niedergelegt sind. Bei dieser Arbeit hat es stets die härtesten Kämpfe mit den blinden Naturtrieben und mit wilden Leidenschaften führen müssen und daher die Entstehung von Unsitten nicht verhüten können.

Die Frage nach dem Ursprunge der Pflichtgebote und der Sitt-

lichkeit überhaupt wird, wie wir gesehen, vom Positivismus dem Darwinismus zugeschoben und von diesem an jenen zurückverwiesen. Darin besteht die gerühmte Handreichung, welche diese beiden tonangebenden Denkrichtungen der Gegenwart einander leisten. Die entwickelungsgeschichtliche Sittenforschung führt uns in allen ihren Gestalten und Verzweigungen durch ein Gestrüpp von Mutmaſsungen und Ungereimtheiten in ein Nest voll Dunkelheiten und Rätseln. Das Ergebnis ist besten Falles die Einsicht, daſs auch mit Darwins Leuchte auf dem Erfahrungswege die Quelle des Gewissens nicht zu entdecken ist. Daher darf es nicht überraschen, daſs ein Denker, wie Paulsen einer ist, zuletzt wieder zum Weltgrunde seine Zuflucht nimmt, um das Sittengesetz als Formel und Vorschrift für ein allgemeines Geschehen zu begreifen. Nach seiner Überzeugung »wird die Zeit nie kommen, wo die Menschheit überhaupt aufhören wird, das, was sie selbst als Sittlichkeit und Heiligkeit aus sich hervorbringt, als abgeleitet aus dem Wesen Gottes oder der Natur des Allwirklichen zu empfinden. Wie sollte es in die Herzen der Menschen kommen, wenn es nicht in der Natur der Dinge selbst seinen tiefsten und letzten Grund hätte?« Die Sittengesetze sind »nicht zufällige Verordnungen einer Willkür, sondern in der Natur der Dinge, in der Natur des Menschen selbst gegründet.«[147] Sie stammen also vom Schöpfer und Ordner der Natur. Das Sollen wird sich, wie H. Martensen bemerkt, »in alle Ewigkeit nicht aus der Natur allein erklären lassen. Nicht von unten kommt es her, sondern von oben.«[148] Jede Satzung oder Sitte, die sich nicht irgendwie als Ausfluſs oder Ausdruck des göttlichen Willens ausweisen kann, läſst den Menschen pflichtfrei. Das ewige Gesetz, dessen Stimme jeder geistig Gesunde in seinem Gewissen vernimmt, mithin der weltordnende Wille des Weltschöpfers ist die unumgängliche Voraussetzung, Grundlage und Quelle aller Pflichtgebote; und die ausdrückliche oder stillschweigende Anerkennung dieses tiefsten Grundes aller Verpflichtung ist die unentbehrliche Vorbedingung jedes Pflichtgehorsams.

Diese Erkenntnis reicht bis zu den Anfängen der Sittenwissenschaft zurück. In der Unterredung mit Hippias, über die Xenophon berichtet, gedenkt Sokrates der Gesetze, welche überall auf gleiche Weise anerkannt werden, da sie der menschlichen Natur von der Gottheit eingepflanzt sind. So ist die gottgewollte Ordnung zur natürlichen Einrichtung geworden.[149]

IV.

Lebensanschauung und Lebensregel des Darwinschen Menschen.

Jede Weltansicht hat durch die Anwendung aufs Leben die Probe ihrer Richtigkeit zu bestehen. Man hat Darwin beschuldigt, er habe durch die Übertragung seiner Naturzüchtungslehre auf das sittliche Leben dessen Grundlagen verneint, den sittlichen Begriffen und Grundsätzen den Boden entzogen, die sittlichen Gesetze und Pflichten ins Blaue gehängt, den sittlichen Beweggründen ihre Kraft und Berechtigung genommen, somit das Wesen, die Würde und den unvergleichlichen Wert des sittlich Guten verleugnet und, soviel an ihm gelegen, beseitigt. Hat der berühmte Forscher diese Zerstörungsarbeit thatsächlich vollbracht? Er dachte entweder zu feinfühlig oder zu wenig folgerichtig, als dafs er unsittliche Anwendungen seines Entwickelungsgesetzes ausdrücklich gutgeheifsen hätte. Anderseits aber hat er es unterlassen, die sittenwidrigen und sittengefährlichen Auslegungen, die dasselbe zuläfst und durch die Jungdarwinianer erfahren hat, abzulehnen.

Zunächst kommt Darwins religiöse Stellung in Betracht. Denn die Religion allein vermag uns zu einer festen sittlichen Lebensanschauung, Lebensregel und Lebensführung zu verhelfen. Da die sittliche Ordnung ihren letzten Grund nur im weltordnenden Willen haben kann, so hat deren Anerkennung und Beobachtung oder die Sittlichkeit den Glauben an den persönlichen Weltschöpfer und Weltlenker zur unentbehrlichen Voraussetzung. Die offenkundigen Thatsachen des sittlichen Einzel- und Völkerbewufstseins: die einzigartige Wertschätzung des sittlich Guten, die unbedingte Verbindlichkeit des sittlichen Gesetzes, die merkwürdigen Zustände und Thätigkeiten des Gewissens bezeugen, dafs nur Gott, der oberste Weltzweck und das höchste Gut, auch der oberste Endzweck und Wertmesser, mithin die höchste Richtschnur des menschlichen Wollens und Handelns sein kann. Und wie der eigenartige Charakter der sittlichen Gutheit

und Verpflichtung ohne deren Beziehung zum unendlichen Gute und heiligsten Willen unverständlich bleibt, so schweben die sittlichen Werturteile und Pflichtgebote in der Luft, sobald sie vom Urgrunde aller sittlichen Gutheit, Gesetzgebung und Verpflichtung abgelöst sind.

Desgleichen kommen die mächtigsten Antriebe und die wirksamsten Beweggründe zur Pflichterfüllung und Tugendübung in Wegfall, wenn der Glaube an die göttliche Weltordnung, Weltregierung und Weltvollendung geschwunden ist. Für die Pflicht Eigentum und Ehre, Blut und Leben hingeben, heifst, auf die gesetzgebende Macht, die hinter ihr steht, unerschütterlich bauen und von ihr den Sieg der gerechten Sache zuversichtlich hoffen. Kant und Fichte haben den Versuch, die Sittlichkeit auf eigene Füfse zu stellen, damit beendigt, dafs sie die Religion zu Hilfe riefen. Sie begriffen, dafs dem sittlichen Ringen der endgültige Erfolg blofs dann gesichert ist, wenn er von der höchsten, allregierenden Weltmacht selbt verbürgt wird, und dafs der vollkommene Ausgleich zwischen Sittlichkeit und Seligkeit nur von ihr zu erwarten und im jenseitigen Leben zu erlangen ist.

Nur ein unverrückbar festgelegtes, notwendig zu erreichendes Endziel kann unserm Dichten und Trachten eine beständige Richtung verleihen. Die Religion allein aber lehrt uns, dafs der höchste, weiseste und heiligste Herrscherwille uns ein solches gesetzt und den Weg zu demselben vorgezeichnet hat. Echte Charaktere gedeihen, wie Goethe bemerkt hat, blofs auf einem unwandelbaren, von der Zeit und ihrem Geiste, von der Wissenschaft und ihren Launen unabhängigen Grunde. Der Charakter ist Einheit, Gleichförmigkeit und Festigkeit im Denken, Wollen und Handeln. Er steht im Gewoge des Lebens, wie ein unerschütterlicher Fels, dem Anprall jeder Versuchung und Verführung siegreich trotzend. Wo liegt das Geheimnis seiner Stärke und Widerstandskraft, seines bewunderungswürdigen Opfermutes, seiner unentwegten Pflichttreue, seiner rührenden Geduld? In seinen Grundsätzen, sagt man. Gewifs, aber diese Grundsätze dürfen nicht selbstgemachte, wandelbare, irdisch-fleischliche sein, sondern sie müssen irrtumslos und unveränderlich sein, also vom Himmel stammen oder aus der Religion fliefsen. Daher ist ohne Religion eine erfolgreiche Erziehung, eine wahre Charakterbildung unmöglich.

Keine Thatsache der Geschichte ist so unzweifelhaft bezeugt, als die innige und unzertrennliche Verbindung der Sittlichkeit mit

der Religion. In den Völkern aller Zeiten und Länderräume lebt das sittliche Bewufstsein als eine besondere Form des Gottesgedankens, nämlich als das Bewufstsein von Gott, dem höchsten Herrn und Gebieter, dem gerechten Richter und Vergelter. Die höheren Wesen werden als die Urheber und Wächter der sittlichen Ordnung, als die Beschützer der gesellschaftlichen Bräuche, Satzungen und Einrichtungen, der Ehe, der Familie und der staatlichen Obrigkeit verehrt. Die Stammes- und Landesgesetze werden als Ausflufs und Ausdruck des göttlichen Willens geachtet und beobachtet. Jede wichtige Verrichtung des häuslichen wie des öffentlichen Lebens gilt als die Erfüllung einer religiösen Pflicht, als eine gottesdienstliche Handlung. So oft es gelingt, dem Ursprunge einer bindenden Sitte auf die Spur zu kommen, tritt deren religiöse Wurzel ans Licht. Die Götter werden als die Beschirmer der Unschuld, als die Belohner der Rechtschaffenheit und als die Rächer des Unrechts und jeglichen Frevels angesehen und angerufen. Die Geschichte lehrt uns mit unwidersprechlicher Überzeugungskraft, dafs das sittliche Können und Vollbringen eines Volkes in der Religion wurzelt und durch sie genährt und gestärkt wird. Desgleichen schärft sie die ernste und beherzigenswerte Wahrheit ein, dafs dem Unglauben der Sittenverfall auf dem Fufse folgt. Die religionsärmsten Völker sind auch die unsittlichsten.[150] Theobald Ziegler fordert die Menschheitsgeschichte heraus, indem er der Frage, ob Sittlichkeit ohne Religion möglich sei, die andere entgegenstellt, ob sie mit Religion vereinbar sei.[151]

Dem naturwüchsigen Verstande ist die religionslose Sittlichkeit ein unfruchtbarer und unfafsbarer Begriff und die aus Amerika eingeführte »Gesellschaft für ethische Kultur«, d. i. für eine reinweltliche Sittenlehre und Sittlichkeit, ein krankhaftes, naturwidriges Erzeugnis. Der verbildete Geist mag sich einer solchen Sittlichkeit getrösten und auf die Grundsätze pochen, die kein anderes Ansehen besitzen, als er selbst ihnen zu verleihen für gut hält: dieselben werden ins Wanken geraten, sobald ein Stärkerer über sie kommt; sie zerbrechen wie Glas, wenn sie von den Stürmen der Leidenschaft gerüttelt und geschüttelt werden. Der Verfall der guten Sitte ist besiegelt, sobald die Menschen aufhören, über der Pforte, durch die sie ins Leben eingetreten sind, die Worte zu lesen: ich glaube an Gott, den Schöpfer, und über der Pforte, durch die sie das Leben verlassen, die Worte: ich glaube an ein ewiges Leben. Wer diesen religiösen Grundwahrheiten entsagt, wird auch die sittlichen Grundsätze

über Bord werfen, so oft die Leidenschaft es gebietet oder empfiehlt. Die Freiheit, nichts zu glauben, schmeichelt dem Wunsche, alles thun zu dürfen.

Es giebt auch entwickelungsfreundliche Denker, die sich dieser Einsicht nicht verschliefsen. »Ich kann mir Sittlichkeit denken ohne eine der besonderen Formen der Gottesverehrung, nicht aber ohne allen Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele,« schrieb nicht lange vor dem Tode der vielgenannte belgische Hochschullehrer Emil de Laveleye. »Halte ich nicht fest an diesen beiden Wahrheiten, so giebt es nichts mehr, das mich vernünftigerweise hindern könnte, auch auf Kosten meiner Mitmenschen meine Lust und meinen Nutzen zu suchen.«[152] Wilhelm Wundt, eine gefeierte Gröfse an der Leipziger Hochschule, glaubt, im Gegensatze zum sittlichen Völkerbewufstsein mit dem Gedanken liebäugeln zu müssen, »dafs auf irgend einer der späteren Stufen das sittlichen Lebens die Sittlichkeit von ihrer religiösen Wurzel völlig sich loslösen könne«, läfst sich jedoch nachher zu dem Bekenntnisse herbei: »Die Wahrheit, über die schliefslich auch alle Wissenschaft nicht empordringen kann, dafs der Einzelne mit den endlichen Zwecken, die er verfolgt, unendlichen Zwecken dient, deren letzte Erfüllung seinem Auge verborgen bleibt: diese Wahrheit predigt die Religion jedem Gemüte;« und »als allgemeinste Verkünderin dieser gröfsten sittlichen Wahrheit, ohne die kein Leben lebenswert ist, könnte sie niemals entbehrt werden.«[153] Wilh. Paszkowski, ein eifriges Mitglied der »Gesellschaft für ethische Kultur«, gesteht gleichwohl, dafs man ein Volk von den sittlichen Verpflichtungen entbindet, sobald man es von den religiösen Geboten befreit.[154]

»Eine Moral ohne Religion,« meint der bekannte Darwinianer Gustav Jäger, »mag sich als Paradedegen gut ausnehmen; aber wenn Not an Mann geht, und ihr vom Leder ziehen sollt, so zieht ihr eine Pfauenfeder aus der Scheide, ein Ding, das nicht haut und nicht sticht.«[155] Thomas Huxley, einer der angesehensten Vertreter der Entwickelungslehre, läfst sich also vernehmen: »Derjenige, welcher in unserer Welt, voll Sorgen und Sünden, für die sittliche Wahrheit kämpft, ist gewifs stärker, wenn er glaubt, dafs einmal, ob früher oder später, der mangellose Besitz des Friedens und des Glückes sein ganzes Wesen erfüllen wird. So ist, wer auf Bergeshöhen arbeitet, mutiger, wenn er unter sich, unterhalb der Steinklippen und Schneehänge das häusliche Dach und den Ruheort erblickt, die seiner

warten . . . Gelänge es, solch einen Glauben auf einer festen Unterlage zu begründen: das Menschengeschlecht würde sich ebenso fest an die frohe Hoffnung hängen, wie der ertrinkende Matrose sich an die Rettungsboje klammert.«[156] Auch Darwin endlich räumt ein, dafs die Überzeugung vom Dasein einer allsehenden Gottheit einen mächtigen Einflufs auf den Fortschritt der Sittlichkeit ausgeübt hat.[157]

Wie aber stellt er sich zu jenen religiösen Grundwahrheiten, welche die Grundvoraussetzung der Sittenlehre ausmachen und die Haupttriebfedern des sittlichen Lebens darbieten, zur Begründung wie zur Beobachtung der Pflichtgebote unentbehrlich sind? Es kann nur Verdacht gegen ihn erwecken, dafs die Vertreter einer religionslosen wie einer religionsfeindlichen Sittlichkeit auf der ganzen Linie eine sehr freundliche Annäherung an den Darwinismus bekunden, mithin offenbar wesentliche Vorteile von ihm beziehen oder erhoffen. Sie benutzen ihn entweder als Ausgangspunkt und Grundlage, oder zur Ergänzung und Förderung ihrer Untersuchungen. Einerseits mufsten sie im Interesse einer rein weltlichen Sittlichkeit den gewaltigen Vorstofs desselben gegen die christliche Welt- und Lebensansicht sehr willkommen heifsen. Anderseits glaubten sie, von dem Ergebnisse einer im gröfseren Stile, nämlich auf einem erweiterten Erfahrungsgebiete angestellten, auf die Naturvölker, die Urmenschheit und selbst auf die Tierwelt ausgedehnten Prüfung des sittlichen Bewufstseins eine Bestätigung ihres wandelbaren Sittlichkeitsbegriffes erwarten zu dürfen.

Bekanntlich haben die Jungdarwinianer dem Gedanken des Meisters eine Deutung gegeben, die den Schöpfungs-, Vorsehungs- und Vergeltungsglauben vollständig ausschliefst. Es ist nun freilich ein augenfälliges Zeichen gottfeindlicher Unbesonnenheit, deshalb für den britischen »Messias der Naturforschung« zu schwärmen, weil er den Schöpfer überflüssig gemacht habe. Bis zur Stunde ist es überhaupt noch niemanden gelungen, dem gesunden Denken eine Lebens- und Welterklärung ohne die Voraussetzung eines schöpferischen Lebens- und Weltgrundes annehmbar zu machen. Jede Weltansicht, die wissenschaftliches Ansehen beanspruchen will, kann nicht umhin, den lebendigen Gott als den Einleiter des Weltprozesses anzuerkennen. Die allen Thatsachen Hohn sprechende Annahme einer Urzeugung oder elternlosen Zeugung, Generatio aequivoca seu spontanea, neuerlich auch wohl Heterogenie genannt, gleicht einer Posse, und selbst wenn sie haltbar wäre, könnte sie doch den Anfang

der Dinge nicht aufhellen. Jede Naturerklärung, die den letzten Grund der Weltwirklichkeit verleugnet, zeigt, daſs sie mit ihrem Latein am Ende ist und nur denkträge oder denkschwache Köpfe befriedigen will. Selbst Häckel verrät in seinen unsäglich öden, widerspruchsvollen und gotteslästerlichen Träumereien vom stofflichen All-Einen ein unwillkürliches Suchen nach dem »unbekannten Gotte«. Um die wichtigsten Welt- und Lebensprozesse begreiflich zu machen, stattet dieser Stoffanbeter den Äther, die chemische Verwandtschaft und den Kohlenstoff mit einer göttlichen Kraft und Wirksamkeit aus. Und um die Vorgänge des menschlichen Geisteslebens zu begründen, gesellt er diesen drei Göttern als vierten gar eine göttliche Dreiheit bei, nämlich die Macht des Wahren, des Schönen und des Guten.

In ein so plumpes, fratzenhaftes Weltbild hat sich Darwin gewiſs niemals vergafft. Allerdings bekundet er der religiösen Frage gegenüber eine peinliche Unentschiedenheit und Unklarheit; es ist aber kaum anzunehmen, daſs er mit dem Glauben, der an den Beginn des Lebens, wenigstens an den Anfang der Dinge, eine Schöpfermacht setzt, jemals gänzlich gebrochen habe. Etwas deutlicher als in seinen wissenschaftlichen Werken offenbart er in seinen Briefen, die von seinem Sohne Francis veröffentlicht sind, seinen religiösen Standpunkt. So schreibt er im Jahre 1879 an J. Fordyce: »In den äuſsersten Zuständen des Schwankens bin ich niemals ein Atheist in dem Sinne gewesen, daſs ich das Dasein eines Gottes geleugnet hätte. Ich glaube im allgemeinen und desto mehr und mehr, je älter ich werde, daſs Agnostiker die zutreffende Bezeichnung für meinen Seelenzustand sein würde.« Darwin hat sich wahrscheinlich durch das Ansehen und den Einfluſs seiner positivistischen Landsleute J. St. Mill, Al. Bain, H. Spencer, G. H. Lewes, Thom. Huxley, John Tyndall u. a. bestimmen lassen, den Verehrern des »Unerkennbaren«, das wie ein Gespenst hinter jedem Gegenstande und Vorgange der Erscheinungswelt lauert, beizutreten und jenes Glaubensbekenntnis anzunehmen, das Emil du Bois-Reymond durch sein geflügeltes Wort »ignoramus et ignorabimus« in einen einzigen Artikel und auf den kürzesten Ausdruck gebracht hat. Darwin hat niemals den Versuch gemacht, den Ursprung des Lebens zu entschleiern, geschweige die Natur bis zu deren letzten Gründen zu erforschen. Er will bloſs die Stufenfolge, nicht die Ursache der Erscheinungen in der Lebewelt erklären und führt daher die Gesamtheit der Lebewesen auf einige wenige Lebensformen und schlieſslich,

wenn auch nicht ohne Zögern oder Bedenken, auf eine einzige Urform zurück. Diese aber ist das grofse Fragezeichen, das jenseits der Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens steht. Ein »Nichtwisser« aus Grundsatz oder Überzeugung schaut es, wie das Sphinxrätsel an: er schüttelt den Kopf, zuckt die Schultern, stammelt, schweigt und entsagt. Darwin wäre schwerlich der grofse Forscher geworden, welcher er in der That gewesen, wenn er sich der Haupt- und Grundfrage nach dem Ursprunge und Endziele des Welt- und Menschendaseins, die jeden denkenden Geist packt und niemals gänzlich wieder losläfst, völlig hätte entziehen können. Er sprach sie aus, wähnte aber, dafs sie ohne Antwort an den Ufern des »Unbekannten« verhalle. Er fühlte, wie er in einem Briefe aus dem Jahre 1873 gesteht, »die Unmöglichkeit, sich vorzustellen, dafs dieses grofsartige und wunderbare Weltall mit uns, als bewufsten Wesen, durch blofsen Zufall entstanden sei«, und erblickte in ihr den »Hauptbeweisgrund für die Annahme des Daseins Gottes«. Aber sofort gewährt er dem Zweifel wieder Einlafs: »ob dies ein Beweisgrund von wirklichem Werte ist, bin ich niemals im stande gewesen zu entscheiden; ich weifs sehr wohl, dafs, wenn wir eine erste Ursache annehmen, unser Geist doch noch darüber grübelt, zu erfahren, woher sie kam, und wie sie entstand.« Er sieht sich gedrängt, sich »bis zu einem gewissen Grade vor dem Urteile der vielen vortrefflichen Männer zu beugen, welche fest an Gott geglaubt haben«, hält sich aber für berechtigt, dasselbe als einen »schwachen Beweisgrund« hinzustellen. Ihm »scheint der sicherste Schlufs der zu sein, dafs der ganze Gegenstand jenseits des Auffassungsvermögens des Menschen liegt«.

Obwohl Darwin für seine Person das Dasein Gottes weder bejahen, noch verneinen mochte, so lag ihm doch eine Zeitlang sehr daran, die Meinung zu erwecken, dafs seine Lehre in einem friedlichen oder gar freundlichen Verhältnisse zur Religion stehe. Der französischen Übersetzerin seiner Werke, Clémence Royer, die ihn zum Propheten einer glaubensfeindlichen Weltansicht gestempelt hatte, giebt er einen sehr unzarten Beinamen. Er beruft sich ferner auf das Zeugnis eines »berühmten geistlichen Schriftstellers«, der »allmählich einsehen gelernt, es sei eine ebenso erhabene Vorstellung von der Gottheit, zu glauben, dafs sie nur einige wenige, der Selbstentwickelung in andere und notwendige Formen fähige Urtypen geschaffen, wie dafs sie immer wieder neue Schöpfungsakte nötig

gehabt habe, um die Lücken auszufüllen, welche durch die Wirkung ihrer eigenen Gesetze entstanden seien.«[158] Entwickelungsfreundliche Gelehrte, die nicht aufhören wollen, Religionsfreunde zu sein, erfreuen sich an der Vorstellung, die Schöpfung gewinne an Bedeutung und Würde, wenn sie nicht auf ein plötzliches, unmittelbares Eingreifen angewiesen sei, sondern die Kraft der Umwandlung und Vervollkommnung wie der Erneuerung der Lebewesen in sich selbst trage. Die Entwickelungsgeschichte gestalte sich von selbst zu einer zusammenhängenden Schöpfungsgeschichte, da sie vom Schöpfer eingeleitet worden. Manche Forscher, unter ihnen Alfred Russel Wallace, Richard Owen, St. G. Mivart, Alex. Braun, Karl Ernst von Baer, Alb. Wigand, verwerfen die Darwinsche Zuchtwahllehre als eine naturwissenschaftlich unhaltbare, betonen aber ausdrücklich, dafs sie den Schöpfungsbegriff nicht beseitige. Bekanntlich hat bereits der heil. Augustinus die Entstehung der Lebewesen aus geschaffenen Urkeimen für wahrscheinlich gehalten, und Secchi hat gemeint, dafs man unter gewissem Vorbehalte auch mit den zeitgenössischen Vertretern des Entwickelungsgedankens unterhandeln dürfe.

Jedoch tritt die Abstammungs- und Entwickelungslehre, die nach Darwin benannt wird, in verschiedenen Arten und Spielarten auf. In der von ihm selbst herrührenden Fassung ist sie durch Fachmänner längst gerichtet, und sie würde auch vielleicht begraben sein, wenn sie sich nicht im Kampfe gegen Religion, Sittlichkeit und Ordnung gebrauchen liefse und den Umsturzfreunden das wohlfeile Vergnügen bereitete, mit der »ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts« zu prunken. Darwin läfst allerdings die Frage nach dem Ursprunge des Lebens offen. Und wenn er auch den Begriff einer eigentlichen Schöpfung nicht ausdrücklich ablehnt, so ist er doch weit davon entfernt, ihn mit »neuer Bedeutung und Würde« zu schmücken. Denn um die Entstehung der Tierarten und der Menschheit durch Abstammung und ganz allmähliche Entwickelung zu erklären, verzichtet er auf die Annahme eines planenden und ordnenden Willens, der die Urzelle mit Bildungskräften und Bildungstrieben ausstattete. Er ist vielmehr kurzsichtig genug, die so reich und schön gegliederte Lebewelt auf zwei durchaus unzureichende Ursachen zurückzuführen: auf die unbegrenzte Abänderungsfähigkeit der Lebewesen, die für eine geordnete und aufsteigende Entwickelung derselben ganz und gar gleichgültig und bedeutungslos ist, und auf die Naturauslese im Daseinskampfe, die nur von aufsen an das abzu-

ändernde Lebewesen herantritt und als eine Mischung zufällig zusammentreffender Umstände jeden Fortschritt bewirken soll. Die »fortgesetzte Schöpfung« im Sinne Darwins ist eine endlose Kette von Unwahrscheinlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten, deren Überwindung dem Zufalle überlassen bleibt. Zwischen dieser Entwickelungsansicht und einer solchen, die nur den körperlichen Zusammenhang des Menschen mit der Tierwelt behauptet, gähnt eine ebenso breite und tiefe Kluft, wie zwischen der Tierseele und dem Menschengeiste besteht.

Hienach ist die Frage, ob Darwins Gottesbegriff zur Begründung und Erhaltung der sittlichen Ordnung ausreichend sei, bald erledigt. Eine unwandelbare und unantastbare Richtschnur des menschlichen Thuns und Lassens setzt einen unbedingt notwendigen Endzweck des menschlichen Daseins voraus. Die sittliche Ordnung ist ja der bündige Ausdruck für die obersten Verhaltungsregeln, die der Mensch in seiner freien Selbstbethätigung zu beobachten hat, um jenen Endzweck zu erfüllen und dadurch auch seine persönliche Endbestimmung zu erreichen. Der Schöpfer der Welt mufs zugleich als deren Ordner und Lenker, d. i. als ein Wesen gedacht werden, das durch seinen schöpferischen Willen sowohl das Weltganze, als auch die einzelnen Weltgebilde auf einen seiner Vollkommenheiten würdigen Endzweck bezieht und fortwährend hinleitet. Derjenige Teil der Weltordnung, durch welchen die vernunftbegabten Geschöpfe auf den höchsten Schöpfungszweck gerichtet werden, ist das Sittengesetz. Die Vernunftwesen sind notwendig als sittliche Wesen von Gott gewollt; denn die geistige Kraft bedarf ebensosehr einer Richtschnur, wie die Naturkraft; und wie diese dem Naturgesetze oder einer zwingenden Nötigung unterworfen ist, so ist jene an das Sittengesetz oder an eine sittliche Nötigung gebunden.

Der auf dem Gebiete des Naturwissens herrschende Denkgeist der Gegenwart bekundet einen fast krankhaften Widerwillen gegen den Zweckgedanken, d. i. gegen die Vorstellung, dafs ein weiser Wille alles in der Natur nach Mafs und Gewicht geordnet hat. Häckel freilich erblickt in dieser Abneigung ein Anzeichen geistiger Gesundheit und Kraft. »Der Zweck ist ja der Wundermann in der Natur,« sagt D. F. Straufs; »er ist es, der die Welt auf den Kopf stellt, der, mit Spinoza zu reden, das Hinterste zum Vordersten, die Wirkung zur Ursache macht und dadurch den Naturbegriff geradezu zerstört.«[159] Er mufs daher hinausgeworfen werden, wenn die Welt

aus sich selbst begriffen werden soll. Die überall an der einfachen Zelle wie am zusammengesetzten Körper in die Erscheinung tretende Zweckmäfsigkeit kann man freilich nicht leugnen, will sie aber vom »Geisterspuk«, d. i. einem schöpferischen Willen, dem Zwecke vorschweben, befreien.

Die lautesten Stimmführer dieser Richtung wissen nun des Rühmens und Frohlockens kein Ende, dafs die Darwinsche Naturzüchtungslehre dem alten Glauben an »zweckthätige Gespenster« den Todesstofs versetzt und dadurch, wie Ludemar Hermann versichert, »einen wahren Alp von den Forschern genommen habe«. Der Ausdruck »Zweckmäfsigkeit« dürfe fortan nur noch eine bildliche Anwendung finden, da er nichts anders, als den Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache ausspreche. An die Stelle des planenden Schöpfers rückt eine Zauberin, die sich »Naturauslese im Daseinskampfe« nennt. Sie führt den Jünger einer zaubergläubigen Wissenschaft in die tiefsten Geheimnisse der Lebensentwickelung ein, zeigt ihm unbegreifliche Vorgänge in blitzartiger Beleuchtung, läfst ihn verstehen, wie die blinde Natur unbewufste und unvorbedachte Zwecke unfehlbar erreichte. Sie hat bereits von ihren Anbetern das Denkkreuz hinweggenommen, das der Traum von einem Urgeiste dem menschlichen Verstande auferlegt hatte, und einer glücklicheren Nachwelt wird sie den Gottesglauben ersetzen. Der grofse Weise von Stagira veranschaulicht die Ordnung der Weltwesen an einem mit Weisheit regierten volkreichen Staate und führt sie auf eine göttliche Thätigkeit zurück. Naturwissenschaftliche Überflieger aber, die den Philosophenmantel angelegt haben, wollen uns zur Meinung bereden, dafs er und mit ihm die gröfsten Denker aller Jahrhunderte in einer groben Selbsttäuschung befangen gewesen seien. »Der Darwinismus,« sagt Hugo Spitzer im Anschlusse an Straufs, »hat die Naturzweckmäfsigkeit, welche die positive Forschung wie ein Gespenst scheute, da sie wirklich aus dem Eingreifen von Gespenstern in den Weltlauf zu entspringen schien, aus natürlichen Ursachen abgeleitet und hiermit der nur im Bereiche solcher Ursachen heimischen Wissenschaft vertraut gemacht.«[160] Ganz anders freilich haben A. R. Wallace, K. E. von Baer, Alex Braun, Rud. Virchow, K. Snell, Oswald Heer, Moritz Wagner, A. Wigand, K. Nägeli, Hofmeister, Rütimeyer, Kölliker, E. v. Hartmann, Galton, Mivart, Ray-Lankester und andere Entwickelungsgelehrte über den Wert der natürlichen Zuchtwahl geurteilt. Auch Du Bois-Reymond benutzt dieselbe zwar, um die

Zweckmäſsigkeit aus der Natur zu verbannen, jedoch mit der Empfindung »des sonst rettungslos Versinkenden, der an eine ihn nur eben über Wasser tragende Planke sich klammert«.[161]

Die natürliche Zuchtwahl also wird von allen Vertretern der gottfeindlichen Naturerklärung als Erlöserin vom Glauben an die göttliche Weltordnung angerufen und verehrt. Hierin »tritt die ganze Kluft zu Tage, welche die neue Weltanschauung von der alten trennt, der ganze Fortschritt, der seit einem Jahrhunderte im Verständnis der Natur gemacht worden ist.«[162] Schlieſst aber die Naturzüchtungslehre wirklich den Zweckgedanken, mithin eine geistige Weltursache aus, so ist der Darwinismus selbstverständlich die Verneinung jeder religiös begründeten Sittenlehre und Sittlichkeit.

Darwin selbst verwahrt sich zwar gegen diesen Vorwurf und erklärt, daſs trotz dem Gesetze der Abänderung und der Naturauslese sowohl die Geburt der Einzelwesen, als auch die Entstehung der Arten »in völlig gleicher Weise Teile jener groſsen Reihenfolge von Ereignissen sind, welche unser Geist als das Resultat eines blinden Zufalls anzunehmen sich weigert«.[163] Anderseits aber will er gerade durch die Naturzüchtung, obwohl sie ihm seinem eigenen Geständnisse zufolge ein Rätsel geblieben ist, die nützlichen Bildungen und Erscheinungen, die Entstehung der zweckmäſsigen Eigenschaften und Einrichtungen im Bereiche der Lebewesen begreiflich machen, mithin die Zweckmäſsigkeit auf das planlose, absichtslose Zusammenwirken blinder Kräfte zurückführen. Er bekundet also einen Mangel an Unerschrockenheit oder Folgerichtigkeit des Denkens, wenn er seiner Grundanschauung entgegen die Meinung duldet, daſs die aufsteigende Entwickelung der Lebensformen nach einem bestimmten Plane erfolgt sei. Darwin fühlt die Schwächen seiner Beweisführung und ist von einer nicht unbedeutenden Anzahl ebenbürtiger Forscher, die zur Erklärung des Lebensprozesses einen inneren Gestaltungs- Umbildungs-, Entwickelungs-, Fortschrittstrieb oder zielstrebende Kräfte zu Hilfe nehmen, auf die klaffenden Lücken seines Gedankenganges sehr deutlich aufmerksam gemacht worden. Aber gerade gegen die wuchtigsten Angriffe deckt er sich durch seine Unwissenheit, sucht nämlich Schutz hinter Gesetzen oder Kräften, deren Wirkungsweise er als »nur ganz wenig erklärt«, »äuſserst unvollständig gekannt«, »sehr oft ganz dunkel« und »geheimnisvoll« bezeichnet. Durch solche Winkelzüge will er dem lauernden Zweckgedanken ausweichen.

Darwin anerkennt Bildungen, die von selbst auftreten, nicht durch die äufseren Daseinsbedingungen herbeigeführt werden. Diese, desgleichen die verwandte Erscheinung, dafs mit der Umwandlung gewisser Teile einer Lebensform andere Teile derselben eine entsprechende Abänderung erfahren, fordern dringlich die Zulassung des Zweckbegriffes. Denn sie weisen offenbar auf einen Zweckwillen hin, der die Teile zusammenhält und deren Umbildung zum Besten des Ganzen lenkt. Durch blofs äufsere Einflüsse oder Anlässe, nämlich durch die Veränderung der Lebensbedingungen einer Art oder einzelner Glieder derselben und durch die zufällige Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse, d. i. durch den ausreichenden Erwerb der die Anpassung ermöglichenden Körpereinrichtungen, hat die Artenumwandlung oder die fortgesetzte Artenschöpfung nicht stattfinden können; sie wäre ohne innere, in den Lebewesen selbst gegebene Veranlassungen oder Triebkräfte ein Ding der Unmöglichkeit geblieben. Die Entwickelung der Einzelwesen wie der Arten konnte sich nur infolge eines inneren Fortschrittsgesetzes, eines mit fester Hand geleiteten Bildungs- oder Gestaltungstriebes vollziehen; ohne die Annahme einer vorausdenkenden Vernunft, eines vorherbestimmenden Willens, einer fortdauernd mitwirkenden Macht bleibt sie unverständlich. Wer die Ordnung im Naturleben anerkennt und sie zugleich als Ergebnis blinder Kräfte ansieht, mufs entweder den Zufall zum Weltordner erheben, oder eine Zielstrebigkeit zulassen, die dem Naturgetriebe vermöge eigener Gesetze innewohnt, mithin einen mit Weisheit überlegenden Verstand und einen mit Macht wirkenden Willen voraussetzt. Jene Gesetze sind an ein bestimmtes Mafs und Ziel gebunden; sie wirken verschiedenartig, gegensätzlich und doch einheitlich, werden also von einem höheren, zwecksetzenden und zweckverfolgenden Willen beherrscht. Dieser ist entweder das Naturgesetz selbst, oder er benutzt es für seine Zwecke; das gesetzmäfsige Naturwirken ist entweder die Erscheinung oder ein Mittel des zweckthätigen Willens.

Obwohl die Naturzüchtungslehre, so oft sie auf die wichtigsten Fragen stöfst, den Zweckbegriff nicht entbehren kann, so giebt ihr doch Darwin eine Deutung, die ihn beseitigt. Trotz aller Unentschiedenheit und Unklarheit, die er in der religiösen Frage an den Tag legt, darf gesagt werden: sein Gott ist nicht der planende, ordnende, leitende Weltschöpfer. Vielleicht ist er nur die Summe der als Einheit gedachten, blind wirkenden Entwickelungskräfte. Im günstigsten

Falle ist er ein Geistwesen, das sich hinter die Sterne zurückgezogen hat, nachdem es in einer Augenblickslaune aus dem leblosen Stoffe die Urzelle hatte hervorgehen lassen, ist dem homerischen Zeus vergleichbar, der zu den Äthiopen gereist war. Darwins Vorsehung nennt sich »natürliche Auslese« im »Kampfe ums Dasein«. Denn sie bewirkt, dafs die nützlichen Abänderungen, welche zufällig an einzelnen Lebewesen auftreten, vererbt und ganz allmählich während langer Zeiträume gesteigert werden. Den Anstofs zur Umbildung giebt die Veränderung der äufseren Daseinsbedingungen, der klimatischen Verhältnisse und der durch sie bedingten Lebenshaltung. Und obwohl er infolge einer naturgesetzlichen Notwendigkeit sich vollzieht, so spielt er doch den Lebewesen gegenüber nur die Rolle des Zufalles. Ein Werk des letzteren ist es auch, dafs einige Glieder der umzuwandelnden Arten mit einer Ausstattung versehen sind, die den verschobenen Lebensverhältnissen angepafst und daher vorteilhaft ist, andere dagegen dieser Vorzüge entbehren und daher hilflos untergehen. Der Zufall, dem in Darwins Abstammungs- und Entwickelungslehre die Lösung der Hauptrãtsel vertrauensvoll zugewiesen wird, ist der Gott der Gedankenlosigkeit, der Denkschwäche, der Unvernunft. Er ist freilich ein allzeit gnädiger und gefälliger Gott, da er seine Gesalbten niemals im Stiche läfst, sondern ihnen mit derselben spielenden Leichtigkeit jeden Fortschritt wie jeden Rückschritt und Stillstand befriedigend erklärt. Ein glücklicher Zufall überwachte den Kampf ums Dasein, die natürliche Auslese und die Vererbung. Er regelte das regellose Spiel der kreuz und quer durcheinander wirkenden Entwickelungskräfte. Er gestaltete das Tier zur Maschine und zwang diese zur Selbstvervollkommnung. Er wählte die Urerzeuger des Menschen aus und versah deren Nachkommenschaft mit vorteilhaften Abänderungen, die er befestigte und durch eine lückenlose Vererbung sicher und ungeschwächt fortzupflanzen wufste. Ein hellsehender, machtvoller Zufall waltete über den Menschenaffen vor, bei und nach dem Hinüberklettern über die Hürden der Tierwelt, bewahrte ihn vor Fehltritten und Purzelbäumen, z. B. vor verkehrten Kreuzungen, die einen Rückfall in die Tierheit würden zur Folge gehabt haben. Ein übelwollender Zufall dagegen hat es verschuldet, dafs die Brüder und Vettern des bevorzugten Emporkömmlings für ewige Zeiten in der Tierheit erstarrt und von der Menschenwürde ausgeschlossen sind. Die Anbetung des Zufalles gerade in solchen Kreisen, die auf der Höhe der Aufklärung zu

stehen wähnen, wird nur dadurch begreiflich, dafs diese Form des Aberglaubens in das rauschende Prunkgewand der Wissenschaft gekleidet ist.

Der Mensch gilt auch in Darwins Augen als die vorläufige Krone der Lebensentwickelung. Er ist aber ein Wesen, das Zwecke anstrebt und verwirklicht und in seiner Vernunft den Schlüssel zur Erklärung des Weltgeschehens besitzt, daher in darwinistischer Beleuchtung eine Naturwidrigkeit: ein zwecksetzendes Wesen wird als das Ergebnis eines planlosen Weltprozesses, ziellos wirkender Kräfte vorgestellt. Sollen wir etwa den Naturfehler, der an uns begangen worden, dadurch verbessern, dafs wir unsere Vernunft zum Glauben an das vernunftwidrige Geheimnis zwingen, die Entwickelung sei auf Vernunft angelegt, ohne von einer Vernunft geplant zu sein? »Da müssen wir freilich,« meint D. F. Straufs, »was in der Wirkung liegt, auch in die Ursache legen; was heraus kommt, mufs drinnen gewesen sein. Das ist aber nur die Beschränktheit unseres menschlichen Vorstellens, dafs wir so unterscheiden.«[164] Wenn die Naturzüchtungslehre Wahrheit ist, so kann man freilich der Ruf geistiger Gesundheit nur dadurch retten, dafs man sich vor dem Widersinn verneigt.

Das wäre offenbar kein sittlicher Gewinn. Und wenn nun das darwinistische Lebensgesetz sogar zur Grundlage der Lebensanschauung und Lebensführung erhoben wird, so wird die Sittlichkeit zu Grabe geläutet. Denn der Darwinsche Gott ist nicht der Weltordner, daher nicht der Grund der sittlichen Ordnung und Verpflichtung. Und der Darwinsche Mensch, ein Erzeugnis der Naturauslese, in der kein Zweckgedanke verwirklicht ist, keine Zielstrebigkeit waltet, die Summe von ungezählten, unendlich kleinen, nützlichen Umbildungen, die der Entwickelungsprozefs in langen Zeiträumen hervorgebracht hat, ein Werk und Spielball des Zufalles, ist nicht ein zur Sittlichkeit bestimmtes oder verpflichtetes Wesen. Er weifs nichts von einem unbedingt notwendigen Endzwecke, dem er zu dienen, von einem durchaus unentbehrlichen Endziele oder Gute, nach dem er zu streben, von einem ewigen, unwandelbaren und unverbrüchlichen Sittengesetze, dem er zu gehorchen hat. Er trägt dessen Abschrift in seinem Geiste und kann sie nicht lesen, vernimmt dessen Stimme im Gewissen und kann sie nicht verstehen. Für ihn giebt es keine unbedingt bindende Ordnung oder Richtschnur, kein Sollen, keine Verpflichtung. Darwin hat allerdings das

»allgemeine Beste« als Ziel und Gesetz aufgestellt: in wessen Namen aber und mit was für einem Rechte und Ansehen? Er kann die Förderung des Gemeinwohles nicht als Inhalt, Zweck oder Befehl eines höheren, weltleitenden Willens, nicht als unentbehrliches Mittel zu einem mit unbedingter Notwendigkeit zu erstrebenden Gute oder Endziele aufweisen, mithin auch nicht zum Gegenstande einer sittlich bindenden Vorschrift erheben. Mit dem Entwickelungsgesetze, das er erdichtet hat, ist nicht einmal die Pflege, geschweige die Pflicht eines uneigennützigen Gemeinsinnes vereinbar. Denn es verherrlicht und heiligt die Selbstsucht und setzt sie zur Alleinherrscherin ein. Ein Darwinianer, der folgerichtig denkt und handelt, darf staatliche Gesetze und gesellschaftliche Bräuche nur solange und insoweit berücksichtigen, als er gegen sie nicht ohne Nachteil oder Gefahr für sein persönliches Wohlergehen verstofsen kann.

Mit dem Glauben an die göttliche Weltordnung steht und fällt die Hoffnung auf ein Endziel, als den Ruhepunkt alles menschlichen Strebens, oder auf ein höchstes Seligkeitsgut, durch dessen Besitz und Genufs alle Wünsche des Menschenherzens gestillt werden sollen. Hat an der Schwelle des menschlichen Daseins keine schöpferische Weisheit gewaltet, so ist ihm auch keine Endbestimmung zu teil geworden, und das einzelne Menschenleben wie die gesamte Menschheitsgeschichte ist ein zweckloses und sinnloses Zufallsspiel. Wem aber die Aussicht auf die allseitige Vollendung und die vollkommene Beseligung seiner Natur, als den Lohn seines redlichen Ringens, versagt ist, der entbehrt nicht blofs eines obersten und untrüglichen Mafsstabes zur Schätzung der vergänglichen Güter und Genüsse, sondern auch eines mächtigen Spornes zur Pflichterfüllung und Tugendübung. Die Erwartung eines besseren Jenseits ist die Wegzehrung des Erdenpilgers auf der Wanderung in die wahre Heimat, zum himmlischen Vaterhause, in dem er, gleich dem Kinde in der Fremde, alles zu finden gedenkt, was sein Herz begehrt. Sie ist die Nährmutter des Opfermutes, der Standhaftigkeit und der Geduld. Sie stützt und stärkt den Lebenswillen und schützt den Lebenswert.[165] Das Rennen und Jagen nach vergänglichen Dingen ist ein Haschen nach Scheingütern, deren Genufs müde, aber nicht satt macht: das haben selbst die Günstlinge des Glückes an sich erfahren müssen. Das Leben eines Menschen, der seine Hoffnung nicht an den Pforten der Ewigkeit befestigt hat, ist ein Taumel von der Begierde zum Genufs und vom Genusse zur Begierde. Das

Mifsverhältnis zwischen Sittlichkeit und Seligkeit tritt manchmal um so schroffer und schmerzlicher auf, je eifriger und erfolgreicher der Kampf um die Tugend geführt wird. Trotz dem beglückenden Bewufstsein, mit dem die treue Pflichterfüllung sich selbst belohnt, hat gerade der Mann der Pflicht am meisten unter dem Widerspruche und Widerstande des Bösen zu leiden. Was aber den Tugendhelden in heftigen Anfechtungen und heifsen Kämpfen aufrecht erhält, ist sein fester Glaube an den endlichen Sieg des Guten und seine trostreiche Hoffnung auf die Krone der Vergeltung.

»Ich gehöre nicht zu denen, welche der Glaube berührt hat,« bekennt Maxime du Camp. »Aber die Gläubigen sind glücklich, und ich beneide sie um ihr Glück. Ich gestehe, dafs für die Nationen wie für die Einzelmenschen der geistbejahende Idealismus Leben, der geistleugnende Materialismus Tod bedeutet. Der Seele ein blofs vorübergehendes Dasein geben und sie auf die Kämpfe und Täuschungen des gegenwärtigen Lebens beschränken; sie gleichzeitig mit dem Stoffe, den sie durchleuchtet, zerfliefsen lassen; ihr die Lohneshoffnung wie die Furcht vor Strafe wehren; ihr das Nichts versprechen, welches gerade um die Unendlichkeit niedriger ist, als die Stoffteilchen der sichtbaren Welt, die sich immer verändern und nimmer verschwinden: das heifst dem Menschen den göttlichen Hauch austreiben und ihn zur Tierheit verdammen. Ich kenne nur eine Überzeugung und eine Zuversicht, sagt George Sand: es ist der Glaube an Gott und an unsere Unsterblichkeit. Seltsam, ja schmerzlich ist es, Lehren verteidigen zu müssen, die den Ruhm der Menschheit begründet haben. Ohne sie sind die Völker nichts als Herden, die einander im Daseinskampfe aufzehren, und die, anstatt zu sterben, eingehen.«[166]

Wer sich seines Wesensgehaltes vollbewufst geworden, der hat im Glückseligkeitstriebe zugleich sein Endziel, nämlich im Besitze und Genusse des unerschaffenen, unendlichen Gutes für immer seine vollkommene Befriedigung zu erlangen, deutlich mitempfunden. Wer sich dagegen in die Erscheinungswelt verliebt und sie als sein höchstes Gut vergöttert, der hat sich noch nicht zum vollen Daseinsbegriffe erhoben, das Gefühl des wahren Lebens noch nicht gekostet. Im Lichte einer rohen Diesseitsanschauung sinkt der Lebenswert und häufig auch der Lebenswille, die Lebensfreude auf den Nullpunkt. Wer am Ende einer langen Reihe von Kämpfen, Enttäuschungen und Leiden mannigfaltiger Art das erträumte Glück in Nebel zerfliefsen

und im Tode den letzten Funken von Hoffnung auf Verbesserung seines Schicksals erlöschen sieht, mufs den grundsätzlichen Lebensverächtern darin beistimmen, dafs »das Leben ein Geschäft sei, welches die Kosten nicht decke«. Ein Menschendasein, das der letzte Atemzug für immer abschliefst, verdient die bitteren Scheltworte Diderots: »Geboren werden in der Unmündigkeit, unter Schmerz und Geschrei; das Spielwerk des Irrtums, der Unwissenheit, des Bedürfnisses, der Krankheit, der Schlechtigkeiten und Leidenschaften zu sein; Schritt für Schritt von dem Augenblicke an, wo man stammelt, bis zum Fortgehen, wo man faselt, zwischen Schelmen und Gauklern aller Art leben; endigen zwischen jemanden, der uns den Puls fühlt, und einem andern, der uns bestürzt macht; nicht wissen, woher man kommt, warum man gekommen ist, wohin man geht: das nennt man das wichtigste Geschenk unserer Eltern und der Natur: das Leben.«[167]

Wie stellt sich denn Darwin zur Unsterblichkeits- und Seligkeitshoffnung? Er geht über sie mit der nichts sagenden Bemerkung hinweg, dafs sie mit der Unkenntnis des Zeitpunktes, in welchem die Erhebung des Tieres zum Menschen erfolgte, verträglich sei.[168] Er mag vielleicht auf eine endlose, in der andern Welt fortdauernde Entwickelung rechnen und das Sterben als eine Art Anpassungserscheinung ansehen; in der Behandlung des Sittlichen aber vertritt er den reinen Diesseitigkeitsstandpunkt und rückt die oberste Richtschnur und Aufgabe des menschlichen Strebens und Schaffens in die Endlichkeit. Wer jedoch der Frage ausweicht, was beim Menschenleben mit einer solchen Endbestimmung herauskomme, was dessen Zweck und Sinn sei, darf sich nicht rühmen, eine befriedigende Lebensansicht gegeben zu haben. Selbst wenn er genau zu sagen wüfste, wie Leben und Bewegung, Empfindung und Bewufstsein zu stande kommen, hätte er zur Beantwortung der ersten und letzten Frage unseres Daseins noch nichts geleistet. Unser Geist ist oder wird hienieden niemals, was er seinen Anlagen, Antrieben und Ansprüchen gemäfs sein kann, sein soll und sein will; er gleicht dem freigebornen Adler im Käfige. Warum, wozu der angeborne Drang nach vollkommener Befriedigung und allseitiger Vollendung, nach dem lückenlosen Ausgleich und Einklang zwischen Tugend und Glück, wenn dieses Verlangen eine Täuschung ist? Die Seele mit ihrem Bedürfnisse und Triebe, nach dem Ewigen zu sinnen und zu trachten, gleicht einem Feuer ohne Licht und Wärme oder einem Kriechtiere,

das Schwingen trägt, wenn der Wechsel auf ein ewiges Leben nicht eingelöst werden soll.

Das Einzelne will in dem Lichte der Ewigkeit, im Zusammenhange mit dem höchsten Endzwecke und Gute betrachtet sein, um seine Bedeutung zu retten. Wundt giebt diesem Gedanken vom Entwickelungsstandpunkte aus einen neuen Sinn, indem er die Unendlichkeit nicht als eine gegebene, sondern nur als eine werdende gelten läfst.[169] Es bleibt ihm daher nichts anderes übrig, als den Wert der Sittlichkeit in deren unbegrenzte Entwickelung oder in die beständige Steigerung der geistigen und sittlichen Güter zu verlegen. Demnach besteht das sittlich gute Handeln im rastlosen Streben nach einem unerreichbaren Ziele, in der Beschleunigung eines endlosen Fortschrittes. Und der höchste Bestimmungsgrund desselben liegt in dem »unmittelbaren Zusammenhange aller Einzelhandlungen mit der Unendlichkeit der sittlichen Welt«, ist die Einsicht, dafs der Einzelwille diesem Zusammenhange entspreche.[170] Die Kleinsten wie die Gröfsten sollen das Wort des Erdgeistes auf sich anwenden:

‚So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.'

Mögen die unmittelbaren Zwecke, die der Einzelne verfolgt, noch so beschränkt sein: »sie überschreiten immer ihr nächstes Ziel und verlieren sich schliefslich in dem unermefslichen Strome menschlicher Geistesentwickelung.«[171] Schleiermacher hat diesem Beweggrunde zum sittlichen Schaffen einen kürzeren und gefälligeren Ausdruck verliehen, wenn er mahnt, »mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblicke.«[172]

Welche Triebkraft zum Guten aber kann aus der Erkenntnis entspringen, dafs jeder erreichte Zweck sich schliefslich »verliert«? Durch die »Unendlichkeit der sittlichen Welt« ist nichts anderes ausgesagt, als die beweislose Annahme einer endlosen Entwickelung. Ein Fortschritt ohne Ziel und Ende aber ist ein Fortschritt ohne Sinn und nicht besser, als gar kein Fortschritt, da er trotz einer endlosen Annäherung an das Ziel stets unendlich weit von demselben entfernt bleibt. Nichts strebt, um zu streben, sondern alles Strebende will an ein Ziel gelangen. Der Gedanke, an einem Fortschritte mitarbeiten zu können, dessen Zweck unbekannt und unverständlich ist, vermag dem Einzelwillen keinerlei Thatendrang, geschweige Opfermut einzuflöfsen. Wenn überdies der Geist der Geschichte im Sinne einer

stetigen Vorwärtsbewegung ohnehin allemal recht behält,[173] so ist es gleichgültig, ob der Einzelne seine eigenen Wege geht und sich den Kosten des Prozesses entzieht oder die letzteren mittragen hilft.

Der Kulturfortschritt kann noch weniger wie das Menschheitsganze schlechthin Selbstzweck sein. Jeder Mensch ist ein persönliches, d. h. für sich bestehendes und in sich selbständiges, Wesen und gehört als solches mit allem, was er ist und was er hat, unmittelbar und zunächst sich selbst an, ist dazu befähigt und bestimmt, nicht blofs seine Natur, sondern auch die Welt und deren Güter, die Kultur und deren Errungenschaften für sich zu besitzen, zu gebrauchen und zu geniefsen. Auch innerhalb der gesellschaftlichen Verbände und der menschheitlichen Entwickelung kann und soll er seinen Persönlichkeitscharakter behaupten und ein wahres Eigenleben führen. Nicht einmal Gott, dem höchsten Gute und Endzwecke, gegenüber ist er ein blofses Mittel oder Werkzeug. Denn durch sein sittliches Leben dient er nicht nur seinem äufseren Endzwecke, der Verherrlichung des Schöpfers, sondern erreicht auch seinen inneren Endzweck, seine Vollendung und Beseligung, ist also der Träger und zugleich der Zielpunkt des sittlichen Werdens. Wenn der ganz eigenartige Wert der Sittlichkeit in deren Zusammenhange mit dem unendlichen Werte oder Gute besteht, so mufs der End- oder Ruhepunkt des sittlichen Strebens mit der höchsten Befriedigung des sittlich Strebenden zusammenfallen. Wundt spielt mit den Begriffen Endzweck und Endziel, höchstes Gut und Ideal, da er dieselben als blofse Gedankendinge behandelt. Überdies trennt er, was der Schöpfer unzertrennlich verbunden hat: das höchste Gut an sich und das höchste Gut für uns, die Verpflichtung zur Sittlichkeit und die Bestimmung zur Seligkeit, die Erreichung des seligen Lebens durch die Führung eines sittlichen Lebens. Trotz aller Erfahrungserkenntnis und aller Selbstbesinnung über sie ist er dem Ur- oder Grundbegriffe unseres Wesens, dem Persönlichkeitsbegriffe, sowie dem Ur- und Grundtriebe unserer Natur, dem Glückseligkeitstriebe, nicht gerecht geworden. Er reicht dem nach Sittlichkeit strebenden und nach Seligkeit schmachtenden Gemüte einen Stein statt des Brotes, indem er ihm die leere Formel einer ziellosen, sinnlosen Entwickelung vorhält. Indessen hat es auch ihm der Glückseligkeitswille angethan, den Satz niederzuschreiben: »Der Mensch kann das Gute nur erstreben, weil es ihn beglückt.«

Ferner kann der bleibende Wert der Kulturentwickelung nur

unter der Voraussetzung behauptet werden, dafs in ihr Störungen unterbleiben, durch die ein mühsam erworbener Kulturbesitz unwiederbringlich verloren geht. Dieser aber trägt die Bürgschaft seines Fortbestandes nicht in sich, sondern mufs sie sich von äufseren Bedingungen schenken lassen, teils von der Gunst eines unberechenbaren Naturwaltens, teils vom guten Willen eines launenhaften Geschlechtes, dessen Obhut er anvertraut ist. Wer also bürgt den Erzeugern oder Verbreitern der Kulturgüter dafür, dafs sie in ihren Werken fortleben und in ihren Thaten unsterblich sind? Die Geschichte erteilt uns die Belehrung, dafs der Kulturgang eines Volkes nicht ein stetiger Emporgang ist, sondern nicht selten durch einen Rückschlag unterbrochen wurde, der die ererbten Schätze erbarmungslos vernichtete. Und das »neue Leben«, welches »aus den Ruinen erblüht«, trägt wieder Todeskeime in sich. Die Erde ist nicht weniger das Grab toter Kulturreiche, wie das Grab toter Menschen, und der regsame Erfindungsgeist, der uns mit der Druckerpresse und der Dampfmaschine beschenkte, hat uns auch das Petroleum, das Dynamit, das Nitroglycerin u. dgl. beschafft. Der englische Geschichtschreiber Gibbon hat freilich gemeint, dafs die gegenwärtige Kultur nicht untergehen könne, da es an Menschen fehle, die zu deren Vernichtung stark genug seien. Jedoch ist vor den Zerstörungsmächten, über welche unsere Zeit verfügt, keine Stadt und keine Festung sicher, und nicht ohne Schrecken kann man an die Frage denken, welche Spuren unsere hochgestiegene Kultur hinterlassen würde, wenn sie den heifsen Todeskampf durchzumachen hätte, der das Ende jeder verschwundenen Kultur begleitet hat. Auf dem Grunde der Volksseele schlummert ein kulturfeindlicher und zerstörungssüchtiger Trieb, der, entfesselt, die Geistesarbeit von Jahrhunderten mit blinder Wut und teuflischer Freude vernichtet, und gerade die Hände, welche der Menschheit den Trost der Religion aus dem blutenden Herzen reifsen, lösen dem gefährlichen Unholde die Fesseln.

Die menschheitliche Entwickelung verläuft allerdings insofern in aufsteigender Richtung, als mit dem Untergange der Kulturträger die einmal gewonnenen Kulturgüter nicht ebenfalls sämtlich zu Grunde gehen, sondern von absterbenden Völkern auf lebensfähige übergehen. Für den Wundtschen Gesichtspunkt aber kann nur jene Kulturvermehrung in Betracht kommen, die sich in erster Linie als ein Wachstum an S i t t l i c h k e i t darstellt. Und ein solches bedeutet der Fortschritt nur dann, wenn die Kulturgüter in der rechten Ordnung,

nach dem Maſse ihres Wertes, ihrer Notwendigkeit und Nützlichkeit erstrebt und erzeugt werden. Ungezählte Menschen pochen heutzutage auf ihre Verdienste um die Kultur, obwohl sie die übersinnliche Welt und mit ihr die sittliche leugnen und lästern, die Selbstsucht als die einzig vernünftige Triebfeder und die Sinnenlust als die ausschlieſslich berechtigte Richtschnur des Handelns betrachten. Ihnen gegenüber wird Wundt nicht umhin können, in einer Naturausbeutung, die durch sittliche Naturbeherrschung nicht veredelt wird, in einem wirtschaftlichen Aufschwunge, der dem sittlichen Leben nicht zu gute kommt, in einer seichten Halbbildung, die unberechtigte Lebensansprüche weckt, in einer Wissenschaft und Kunst, welche die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit schädigt, schwere Kulturgefahren und untrügliche Anzeichen von Kulturverfall zu erblicken. Gerade in unseren Tagen wird nicht nur das Lebensglück, sondern auch die Sittlichkeit von Millionen auf eine harte Probe gestellt. Die Unsittlichkeit wie die Unzufriedenheit hält mit der Erzeugung von Gebrauchs- und Genuſsgütern gleichen Schritt, und dieses gemeinsame Wachstum ist die Quelle, aus der die bergeshohen Schwierigkeiten entspringen, mit denen unsere Erziehungs- und Staatskunst so schwer zu ringen hat.

Von jeher haben die Jenseitsleugner als Ersatz für das preisgegebene ewige Leben das Fortleben im Andenken der Nachwelt angepriesen. Auch die Darwinianer pflegen diesen Trost feilzubieten. Die Unsterblichkeit des Namens aber hat nur Wert und Sinn, wenn sie der irdische Wiederschein von der Unsterblichkeit der Seele ist. Bei einer rein diesseitigen Lebensanschauung ist sie ein leeres Luftgebilde, gleicht einem Schatten ohne Körper, einem Regenbogen ohne Verheiſsung. Die thörichte Aussicht auf das Ruhmesgeflüster der Nachwelt, das bald in Vergessenheit ausklingt, kann dem Grundbedürfnisse des menschlichen Herzens nimmer genügen. »Man gedenkt des Weisen so wenig, wie des Thoren«, sagt der Prediger des A. B.; »auf gleiche Weise bringt die Zukunft alles in Vergessenheit.«[174] »Bald werden wir Staub sein«, sprach Napoleon I. zu einem seiner Feldherren auf St. Helena. »Das ist das Schicksal eines Cäsar und eines Alexander. Man vergiſst uns, und der Name eines Eroberers wie der eines Kaisers bildet nur noch eine Schulaufgabe. Unsere Groſsthaten fallen unter die Zuchtrute eines Schulmeisters, der uns lobt oder schilt. Ein Augenblick noch, und dies wird auch mein Schicksal sein.«[175] Nirgend war das Verlangen nach

einem Plätzchen im Herzen der Nachkommen so oft die Triebfeder glanzvoller Thaten, als im alten Rom. Aber auch hier ist die Nichtigkeit des Nachruhmes scharf empfunden und ausgesprochen worden: »Unvergessenheit ist ein leeres Wort«, hat Mark Aurel gesagt.[176] Wer nur diesen Sporn kennt, kann leicht versucht sein, wie Herostratus und die Zerstörungshelden unserer Tage, seinen Namen berüchtigt zu machen, wenn er der Macht oder Gelegenheit entbehrt, ihn berühmt zu machen. Die Scheusale der Menschheit leben ebenso fort in der Geschichte, wie die grofsen Wohlthäter und Beglücker der Völker.

Nur im Vorgefühle der Ewigkeit gewinnt man das Vollgefühl des Lebens. Der Sinn des Welt- und Menschendaseins wird in Widersinn verkehrt, wenn dessen Schöpfungen untergehen sollen, ohne einem bleibenden Zwecke gedient zu haben. Der Blick in das unbarmherzige Getriebe des »entgötterten«, sinnlosen Weltlaufes weckt weder Thatkraft noch Schaffenslust, sondern erzeugt allenfalls jenen Galgenhumor, von dem Ed. v. Hartmann und ähnlich beanlagte Naturen Gebrauch machen, »um mit halb unterdrücktem Mitleide und halb freigelassenem Spotte« sowohl auf die Glücksjäger, wie auf die Kreuzträger herabzusehen. Manche Verehrer des Entwickelungsgedankens verraten deutlich genug dessen Armut an Tugend- und Trostgründen, da sie zum frohen Genusse der Gegenwart auffordern. Spencer, Rolph, Carneri, Barratt u. a. stellen sich als echte Epikureer vor. Auch Jodl rettet sich »das stille Glück gelingender Arbeit an sich selbst, an der Veredlung des eigenen Charakters und Willens, die Seligkeit der gestillten Thräne beim Nächsten, den Stolz treuen Wirkens im Dienste eines Berufes.«[177] G. v. Gizycki meint: »Das Leben überhaupt ist es wert, den Tod dafür zu geben. Denn ‚das Leben ist doch so schön'. ‚Ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebet'. Das ist auch ein Trost, und ein sehr wirksamer.«[178]

Unvergleichlich mehr Einsicht und Erfahrung spricht aus jener lebensfeindlichen Weltanschauung, die alle auf dem flüchtigen Erdensande errichteten Seligkeitsgebäude mit triumphierendem Hohne über den Haufen wirft und deren Bewohner erbarmungslos in die öde, rauhe, trostlose Wirklichkeit hineinjagt.

»Man sieht«, gesteht David Friedr. Straufs, nachdem er vom Menschen nichts übrig gelassen, als ein Atom des zur Gottheit erhobenen Weltalls, »man sieht in die ungeheure Weltmaschine mit

ihren eisernen gezähnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen; in dieses ganz furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch wehrlos und hilflos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung von einem Rade gefafst und zerrissen, von einem Hammer zermalmt zu werden. Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches. Allein was hilft es, sich darüber eine Täuschung zu machen? Unser Wunsch gestaltet die Welt nicht um, und unser Verstand zeigt uns, dafs sie in der That eine solche Maschine ist.« Als linderndes Öl giefst Straufs in die Wunden, welche diese unbarmherzige Maschine verursacht, die stumpfsinnige Unterwerfung unter das eiserne Joch des vernunftlosen, herzlosen, willenlosen Naturgesetzes. Und diese Hingebung an die blinde, grausame Notwendigkeit führt »zuletzt unvermerkt durch die Macht der Gewohnheit« zur Glückseligkeit! Mit solchem Hinweise die gepeinigten Erdenpilger trösten, heifst ihrer Leiden spotten. Für die Preisgebung des jenseitigen Endzieles weifs unser Tröster gar keine Entschädigung. »Wer hier sich nicht selbst zu helfen weifs, dem ist überhaupt nicht zu helfen, der ist für unsern Standpunkt noch nicht reif . . ., den müssen wir an Mosen und die Propheten zurückverweisen.«[179]

Freilich versucht Straufs, trotz diesem Geständnisse der hellsten Verzweiflung, einen Lebenswert für die »oberen Zehntausend« herauszurechnen. Im Genusse des Schönen in Natur und Kunst, in den Spenden der Musen und Lustgötter findet er »eine Anregung für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig läfst«. Den »Äther, worein unsere grofsen Dichter uns erheben, und das Meer der Harmonie, das unsere grofsen Tonsetzer um uns ergiefsen«, nennt er die beiden Sphären, »wo jedes irdische Weh verschwebt und sich löst, und auch wie durch einen Zauber alle Flecken hinweggetilgt werden.« »So leben wir, so wandeln wir beglückt«.[180] Ob Straufs im Gegensatze zu Salomon, Goethe und andern Glückskindern jemals ganz glücklich gewesen ist? Den Millionen schwieliger Hände aber entfliehen auch diese Zauberschatten; den sog. kleinen Leuten treten unsere hohen Dichter- und Künstlergestalten noch nicht bis zum Knie in Sicht.

Gott und Jenseits werden von Darwin selbst zwar nicht ausdrücklich geleugnet, sondern nur wie grofse Fragezeichen behandelt oder als Benennungen des Unbekannten zugelassen. Eine solche

Geringschätzung der religiösen Grundlagen und Beweggründe des sittlichen Lebens ist für dieses kaum weniger verhängnisvoll, wie die jungdarwinistische Lehre von Kraft und Stoff. Die Sittlichkeit besitzt ihre Wurzeln und Triebkräfte im religiös beratenen und gestimmten Gewissen und hat sich geschichtlich aus der Religion entwickelt. Sie ist also zum Absterben verurteilt, sobald sie von ihrem Mutterboden abgelöst wird.

Es bleibt noch zu untersuchen, wie die Lebensregel und Lebensführung im einzelnen sich gestalten müssen, wenn sie, statt vom Vorsehungs- und Vergeltungsglauben, vom Entwickelungsgedanken getragen werden.

In darwinistischer Beleuchtung erkennt sich der Mensch als ein höher entwickeltes Wirbeltier, das seine Erhebung über die Tierwelt der Gunst zufälliger Umstände oder blinder Kräfte zu verdanken hat. Und wie er ein Erzeugnis ungezählter Anpassungen oder Umbildungen ist, so bleibt er auch einer beständigen Umwandlung durch die veränderlichen Daseinsbedingungen unterworfen. Daher ist die Menschheit von heute nicht dieselbe, die sie gestern war und morgen sein wird. Infolgedessen erscheint die Sittlichkeit als ein nach Zeiten, Zonen und Kulturstufen wechselndes Zubehör der wandelbaren, weil unter veränderliche Lebensverhältnisse gestellten, Menschennatur. An die Stelle eines allgemein gültigen Mafsstabes und Gesetzes des sittlichen Verhaltens rückt eine grofse Mannigfaltigkeit von Sitten und Satzungen, mit denen die Völker der verschiedenen Gesittungsstufen und Gesellschaftsformen sich beschenkt haben, um eine möglichst glückliche Lebenshaltung zu gewinnen. Jede Zeit, jede Menschengemeinschaft bequemt sich aus Not zu der Sittlichkeit, deren sie bedarf, um des Wohlergehens teilhaft zu werden, das sich unter den jeweiligen Daseinsverhältnissen erreichen läfst. Von einem sittlichen Wertunterschiede zwischen den oft grundverschiedenen Anschauungen und Gebräuchen, in welche die Rassen und Völker auseinandergehen, kann also nicht die Rede sein. Die sittlichen Grundsätze und Grundgebote sind nicht der Ausflufs eines ewigen und ewig gültigen Gesetzes, sondern sie teilen die Beweglichkeit der Lebensformen und sind nur für die gerade erreichte Entwickelungsstufe brauchbar und nützlich. Das Gewissen ist nicht der Herold eines weisen und heiligen Willens von unbedingt verpflichtender Kraft, sondern die wandelbare Stimme oder Stimmung, in der die Erfordernisse der Anpassung an die wechselnden Lebensverhältnisse zum Ausdrucke kommen. Die

Pflicht ist eine Wirkung ererbter Trugvorstellungen und Trugempfindungen. Die sittliche Lebensführung ist die wirkliche Anpassung an die jeweiligen Bedürfnisse und Ansprüche der Gesellschaft. Sie heifst gut, weil sie Vorteil oder Vergnügen bereitet. So ist die ganze Sittlichkeit in den Flufs der Entwickelung gestellt. Und da sie ihren Ursprung dem Nutzen verdankt, den sie im Daseinskampfe gewährte, so ist sie, wie alle vorteilhaften Eigenschaften und Bildungen, in den grofsen Werdegang hineingezogen, den die darwinistische Allerweltsursache, die blinde Naturauslese, bewerkstelligt.

Wilde Menschenstämme also, die infolge der Anpassung an überlieferte Unsitten ihre Alten und Kranken ohne Hilfe lassen oder gar umbringen, einen Teil ihrer Spröfslinge töten, die Kriegsfeinde martern, braten und verspeisen, die Keuschheit geringschätzen, die Vielweiberei oder gar die Vielmännerei und andere Naturwidrigkeiten dulden, leben ebenso sittlich, wie die Kulturvölker, die sich ihrer anders gestalteten Anpassung gemäfs über die Greuel des wilden Lebens entsetzen. Und gesittete Menschen, die sich unter Naturmenschen aufhalten, dürfen ohne Gewissensbedenken deren Gewohnheiten mitmachen. Sie sind des heimatlichen Zwanges ledig und der Freiheit zurückgegeben, die der »Naturzustand« den »gezähmten Bestien« gewährt. Der darwinistischen Lehre zufolge hat man sich allenthalben den Landesgebräuchen anzubequemen, in Europa nach europäischer Sitte und in Afrika nach Negersitte zu leben. Gegen diese Aufstellung eines doppelten Sittengesetzes hat freilich die öffentliche Meinung in Deutschland vor einiger Zeit den entschiedensten Einspruch erhoben. Indessen hat ein folgerichtig urteilender Anhänger der darwinistischen »Laienmoral« keine Veranlassung, darüber verwundert oder gar entrüstet zu sein, dafs Kulturmenschen, die sich in überseeische Länder begeben, die europäische Sitte zu Hause lassen und durch schandbare Unmenschlichkeit und Unzucht den verwilderten Eingebornen voranleuchten. Er darf lächeln über den heiligen Zorn der Christenmenschen, der Missions- und Civilisationsfreunde, die den christlichen und vaterländischen Namen auch in den Schutzgebieten geehrt wissen wollen und nichts vom »Tropenkoller« verstehen, der ein darwinistisch aufgeklärtes Gewissen an wirkliche oder erträumte Wildheitszustände so vortrefflich anpafst.

Der Darwinsche Mensch, das Werk der blinden Naturauslese im Daseinskampfe, weifs nichts von der Gottebenbildlichkeit

seiner Natur, von seiner eigenartigen Würde und Bestimmung. Die vorgeschrittenen Darwinianer verspotten ihn sogar als grenzenlos hochmütig und anmafsend, wenn er sich als »Ziel der Erdgeschichte«, als »Krone des zur Beseelung gelangten Stoffes« ansieht. Darwin selbst hütet sich wohl vor derartigen Beleidigungen; aber auch er betrachtet die Menschennatur als Blüte einer tierischen Knospe, sieht alle menschlichen Fähigkeiten und Thätigkeiten in der Tierwelt vorgebildet, vorbereitet und grundgelegt. »Der Mensch kann nicht grofs genug vom Menschen denken«, hat Kant gesagt. Nur ein untersichtiger Verstand aber kann einen grofsen und erhebenden Gedanken darin entdecken, dafs der Mensch aus dem Tiervolke, dessen Herrscher er sein will, hervorgegangen sei, daher nicht fremdartige Geschöpfe, sondern Wesen seinesgleichen zu Unterthanen habe. Diese Erwägung mag einer abgeschmackten, albernen Tierfreundlichkeit willkommen und förderlich sein; der Menschenachtung und Menschenliebe kann sie wahrlich nicht zu gute kommen. Wer die trennende Scheidewand zwischen sich und dem Tiere nicht anerkennt, gelangt nimmer zum Bewufstsein der Menschenwürde. Denn was er an Anlagen und Aufgaben vor seinen niederen Genossen voraus hat, gilt ihm nicht als etwas durchaus Neues und Eigenartiges, sondern nur als eine höhere Form tierischer Fähigkeiten und Bedürfnisse. Und er verdankt diese Vorzüge dem Zufalle und sieht sie preisgegeben dem ziellosen Getriebe der Naturzüchtung, der Wechselwirkung von Anpassung und Vererbung im Ringkampfe ums Dasein. Dem Darwinschen Menschen geht der Adel seiner Natur und jeder höhere Daseinszweck verloren. Die Züchtungslehre schmeichelt seinen tierischen Gelüsten und beschönigt seine hassenswürdigsten Leidenschaften und Laster. Es fehlen ihm die Antriebe, sich über die Niederungen, die der Tiergeruch erfüllt, zu erheben. Wer sich nur als Tier denkt und fühlt, entwürdigt sich nicht, wenn er wie das Tier lebt. Der Umsturz der Welt- und Lebensanschauung hat eine Umwälzung oder Umwertung der sittlichen Begriffe und Grundsätze unvermeidlich zur Folge. Die glorreiche Vermenschlichung des Tieres rächt sich durch eine beschämende Vertierung des Menschen, die dadurch nichts an Häfslichkeit verliert, dafs sie als »Menschlichkeit« entschuldigt wird.

Menschenachtung und Menschenliebe sind gebräuchliche Schlagwörter der reinweltlichen Sittenlehre und auch in der darwinistischen Schule sehr beliebt. Es ist aber schon schwierig genug,

im Menschengewühle, das unsern Blick verwirrt, im Gewimmel und Getümmel des lärmenden Wirtschafts- und Verkehrslebens, das unser Ohr betäubt und unser Herz in Unruhe versetzt, das Bild vom Menschen, das wir uns in stiller Zurückgezogenheit und ernster Betrachtung geschaffen, zu bewahren. Denn gar zu verschieden von ihm sind die ungezählten Freilichtbilder, welche die unverklärte Naturwahrheit der gefallenen, gebrechlichen Menschennatur uns so grell vor Augen stellen. Das Menschenwesen besitzt freilich soviel des Guten, des Edlen, des Schönen, dafs für dessen Rang und Weltstellung die Sprache in ihrem gesamten Wörterschatze kaum eine würdige Bezeichnung darbietet. Nichtsdestoweniger hat kein Begriff, wie Lotze bemerkt, an seiner Vergleichung mit der Wirklichkeit eine härtere Probe zu bestehen, als die Vorstellung von der sittlichen Erhabenheit und Würde der menschlichen Natur.[181] Dieser Zusammenstofs kann ein so erschütternder sein, dafs die Achtung vor dem Menschenwesen in einen tiefen Abscheu gegen dasselbe umschlägt. Mehr als ein guter Menschenkenner ist zum Menschenhasser und Menschenverächter geworden. Selbst die gesittete Menschheit hat zu allen Zeiten eine Menge von Unmenschen, von Ungeheuern in Menschengestalt hervorgebracht: rohe Sinnenmenschen, die in tierischen Genüssen den Zweck und Wert ihres Daseins suchten; kalte Geldmenschen, die in schnöder Habgier durch Diebstahl, Raub, offenen oder versteckten Betrug und Wucher fremde Habe an sich rissen; grausame Gewaltmenschen, die mit dem Glücke ihrer Untergebenen ein frevelhaftes Spiel trieben; Tiger und Hyänen mit menschlichem Antlitze, die nach Menschenblut lechzten, Massenmorde veranstalteten und sich mit teuflischem Behagen an den Qualen ihrer Opfer weideten.

Der Darwinismus ist das Evangelium von der natürlichen Auserwählung solcher Menschen, die vor keinem Mittel der Selbstförderung zurückschrecken. Wenn er Wahrheit ist, so werden schliefslich nur diese allein übrig sein und unsere ehrfurchtsvolle Vorstellung von der Menschennatur, ihrer Güte, Liebe und Barmherzigkeit als thörichten Kindheitstraum verspotten. Werner von Urslingen liefs auf seinen silbernen Brustschild die Worte eingraben: »Feind des Mitleids und der Barmherzigkeit«. Das ist der richtige Wahlspruch der Ritter von der Naturauslese, der Sieger im Daseinskampfe. Die folgerichtige Anwendung der Züchtungslehre bedeutet den Abschied der Menschenachtung wie der echten Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit.

Denn sie ist die wirksamste Aufforderung, der Selbstsucht in allen Formen und Verzweigungen zu frönen und Selbstbeschränkung blofs insoweit zu ertragen, als solche durch das Selbstinteresse unbedingt geboten ist. Nur mittels Begriffsverwechslungen und Trugschlüssen kann dieser Thatbestand verneint oder verschleiert werden. G. Seidlitz, Häckel, Spencer, F. v. Hellwald, Friedr. Nietzsche, Rud. Steiner u. a. haben ihn unumwunden anerkannt, stellenweise verherrlicht. Die »Jungen« und »Jüngsten« unserer Schriftstellerwelt pflegen unter Berufung auf den englischen »Fürsten der Naturwissenschaft« mit dem Tiere im Menschen zu liebäugeln und es auf den Thron zu erheben. Die Darwinianer in der Bluse kehren ihre Brüderschaft mit den Unvernünftigen hervor.

Eugen Dühring meint, »das Umsichgreifen der unwissenschaftlichen Bestandteile des Darwinismus würde unerklärlich bleiben, wenn man nicht daran dächte, dafs diese schlechteren Lehren von den ihnen entgegenkommenden Brutalitätsgrundsätzen begierig aufgenommen und im Dienste der wahlverwandten Mächte des Tages grofsgezogen wurden.« Der darwinistisch vorgestellte Daseinskampf sei allgemein das Schlagwort und Beschönigungsmittel der rohesten Selbstsucht, der frechsten Ausbeutungs- und Unterdrückungslust geworden. »Der Kampf um das Dasein soll einen Fortschritt mit sich bringen; aber es kann auch eben nur der Fortschritt von Gewalt und List sein, was nach dieser Ansicht zu triumphieren hat. Jedes Wesen kämpft gegen die anderen für sein und gegen das fremde Dasein und Wohlleben; es bestrebt sich daher, den Weg zum Ziele von aller fremden Konkurrenz zu säubern, und wenn ihm dies gelingt, so hat es sich nach der herrlichen Theorie sogar ein Verdienst um die Vervollkommnung seiner Art erworben; denn die Vorzüge, die ihm zum Siege verhalfen, mögen sie nun im Gebrauche der Gewalt oder der List oder in der Befähigung zu irgend einer Niedertracht bestanden haben, können sich nun fortpflanzen, während die Eigenschaften der Besiegten mit ihren Trägern untergegangen oder wenigstens unterdrückt und an der Entwickelung verhindert sind. Hiernach ist das erste Gebot, stets der Stärkere und Überlebende zu bleiben. Die Rolle des Unterdrückenden bietet die wahre Fortschrittschance. Ohne die Aufzehrung des fremden Lebens und Wohlseins zur Steigerung der eigenen Macht kann in diesem herrlichen System die Kultur nicht gefördet werden. Die schönsten Blüten der letzteren werden gerade dadurch gezeitigt, dafs der Stärkere den Schwächeren

niedertritt.« Man kann, meint Dühring, die sittliche Seite des Darwinismus als eine Verallgemeinerung des Malthusianismus ansehen, der die Fortpflanzung, Ausbreitung und Machtsteigerung der höheren und bemittelten Gesellschaftsklassen nicht durch die Bevölkerungsentwickelung der niederen und unbemittelten Schichten gestört wissen wollte und darauf ausging, den Stärkeren noch stärker, den Schwächeren noch schwächer zu machen.[182]

Das entwickelungssichtige Auge kann nicht umhin, in den edelsten Bestrebungen und Blüten des menschlichen Gemeinschaftslebens, insbesondere in der *christlichen Nächstenliebe* und *Brüderlichkeit* einen *fortschrittsfeindlichen* Zug zu erblicken. Denn das Christentum steht in unversöhnlichem Gegensatze zu den darwinistischen Grundbedingungen der Menschheitsentwickelung. Es will den Fortschritt nicht durch Selbstsucht und Klassenkampf, sondern durch Liebe und Frieden und nicht ohne die Erhaltung und Schonung der Schwachen.

Das Christentum lehrt, dafs alle Menschen durch die Einheit des Ursprunges, der Wesenheit und des Endzieles miteinander verbunden, als Kinder Gottes, als Erlöste Christi, als berufene Erben des Himmels Brüder sind. Es hat allen die gleiche menschliche Natur, Würde und Bestimmung, dieselben Menschenrechte und Persönlichkeitsgüter zuerkannt. Der christliche Geist hat die Menschen und deren Sitten gebessert und so das Antlitz der Erde erneuert. Weiber, Kinder und Unfreie hörten auf, rechtlos zu sein; sie wurden nicht mehr als Sachen, Werkzeuge oder Waren, sondern als Personen, als Menschen betrachtet und behandelt. Die Sklaverei wurde gemildert, wo sie nicht gänzlich aufgehoben werden konnte. Die unvermeidlichen, in der Verschiedenheit menschlicher Veranlagung und Bethätigung begründeten Klassenunterschiede blieben unangetastet, aber sie verloren durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, durch die Anerkennung des allgemeinen Menschentums, durch das Gebot der allgemeinen Menschenachtung und Menschenliebe, der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen jedermann, durch die Pflicht der Fürsorge für Arme, Witwen und Waisen, für Kranke und Fremdlinge ihre Schärfe und Härte.

Das Christentum verbietet seinen Bekennern, ihren Lebenszweck im Erwerbe und Genusse zu suchen, mäfsigt und regelt daher die Erwerbs- und Genufsbegierde, indem es sie dem Streben nach höheren Zwecken unterordnet. Es lehrt, dafs die Erdengüter nicht

zur Macht- oder Genuſsvermehrung weniger, sondern zur Versorgung aller bestimmt sind, mithin so verteilt sein sollen, daſs alle ein menschenwürdiges Dasein führen können. Es brandmarkt den Geiz, die Habgier, die Ausbeutung und jede Art von unredlichem Gewinn. Es schärft den Besitzenden die sittlichen Gefahren und Pflichten des Reichtums ein: dieser darf nicht willkürlich verwendet, nicht in Sinnenlust vergeudet und noch weniger zur Aussaugung oder Unterdrückung der wirtschaftlich Schwachen miſsbraucht werden, sondern soll fremde Not lindern und den Armen ihr Los erträglich machen.

Der Christ, wie er sein soll, anerkennt und achtet die sittliche Bedeutung und Pflicht, die Ehre und Würde der wirtschaftlichen, Güter erzeugenden oder Mehrwert schaffenden Arbeit, die in der heidnischen Welt als Sache der Sklaven verachtet und verabscheut wurde. Er ehrt auch im geringsten Arbeiter den Bruder des Gottmenschen, den eigenen Mitbruder. Er will die Arbeitskraft, auch wenn sie der Maschine dient, als ein hohes Persönlichkeitsgut geschätzt und geschützt sehen, betrachtet daher die Arbeit nicht als eine Ware, die lediglich den Marktgesetzen, dem Verhältnisse von Angebot und Nachfrage, unterworfen sein darf, um möglichst billig gekauft, möglichst reichlich ausgenutzt und möglichst schlecht geleistet zu werden, sondern achtet sie hoch, und zwar nicht bloſs als Gütererzeugerin und als die wichtigste Quelle des Volkswohlstandes, sondern auch als das unentbehrliche und gebotene Mittel zur körperlichen, geistigen und sittlichen Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit. Die christlichen Lehren und Vorschriften über die Beziehungen zwischen Arbeit und Einkommen lassen sich kurz ausdrücken: Arbeit und Gewinn, daher Gewinn durch Arbeit und keine Arbeit ohne Gewinn; Kapital und Arbeit, mithin weder Kapital wider Arbeit, noch Arbeit wider Kapital. Es ist nicht das geringste unter den Verdiensten der Kirchenväter Ambrosius, Basilius, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Augustinus, daſs sie dem Volksbewuſstsein die sittliche Verwerflichkeit wie die wirtschaftliche Verderblichkeit jedes unlauteren, namentlich wucherischen Erwerbes einschärften und gleich dem hl. Paulus mit apostolischem Eifer und den Waffen einer ebenso kraftvollen und packenden, als glänzenden Beredsamkeit gegen einen Zeitgeist ankämpften, der in unersättliche Habgier und nimmersatte Genuſssucht versunken war. Und die Anschauungen des sittlichen Volksbewuſstseins erhielten durch die Gesetzgebung einen bindenden

Ausdruck; insbesondere wurde der Wucher im Darlehnsverkehr mit den schwersten Kirchenstrafen belegt. Nachdem das Geld eine fruchtbare Sache geworden, hat auch die christliche Sittenlehre angefangen, das Gelddarlehn als einen entgeltlichen Vertrag zu behandeln; aber sie hat nicht aufgehört und wird nimmer aufhören, den Zinswucher wie alle andern Arten von Wucher zu den schwersten Sünden gegen die Gerechtigkeit und Liebe zu zählen.

Montesquieu hat nicht lange vor seinem Tode den bekannten Ausspruch gethan, es sei eine wunderbare Erscheinung, dafs die christliche Religion, die nur einen jenseitigen Seligkeitszustand zu bezwecken scheine, auch das Glück des gegenwärtigen Lebens begründe. In der That hat das Christentum der Menschheit diejenigen Grundsätze klar zum Bewufstsein gebracht und eindringlich ans Herz gelegt, auf deren Anwendung die Zufriedenheit des Einzelnen, die Eintracht in der Familie, die Ordnung in der Gesellschaft, der Wohlstand und das Wohlbefinden eines Volkes beruhen. Seine ins Leben übersetzten Lehren über die Menschenrechte, über die Nächstenliebe und Brüderlichkeit haben mehr zur Kulturentwickelung und Völkerbeglückung beigetragen, als alle Fortschritte in der Erzeugung, Vermehrung und Verbreitung der Erdengüter. Die christlichen Anschauungen und Vorschriften über den Erwerb, die Verteilung und den Gebrauch der irdischen Dinge enthalten einen reichen Schatz unübertroffener und unübertrefflicher volkswirtschaftlicher Weisheit und Gesetzgebung.

Die darwinistische Geschichtsbetrachtung aber führt zu entgegengesetzten Ergebnissen. Ihr erscheint der Geist des Christentums mit seinem Abscheu vor der Ausbeutung fremder Not, Unerfahrenheit, Leichtfertigkeit und Arbeitskraft, mit seinem Opfersinne und Opfermute, mit seiner hingebenden und allumfassenden, selbst den Nebenbuhler, den Gegner, den Feind nicht ausschliefsenden Liebe als eine grofsartige Fopperei, als ein am Selbsterhaltungs- und Selbstvervollkommnungstriebe begangener Betrug. Dagegen hat sich der heidnisch-römische Geist dem »Naturgesetze« der Auslese im Daseinskampfe um so vortrefflicher angepafst, je tiefer er sank, je mehr er sittlich entartete. Die Geschichte des römischen Reiches ist eine lange Reihe von Eroberungskriegen. Ihm ist das Recht, das sich vor der Macht des Stärkeren verbeugt, auf den Leib zugeschnitten. Rudolf von Ihering nennt es die Religion der Selbstsucht, und im römischen Charakter mit seinen Tugenden und Fehlern

erblickt er eine Verkörperung des Eigennutzes.[183] Eine rücksichtslose Selbstliebe und eine gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremde Leiden sind Grundzüge der echtrömischen Gesinnung, die noch ganz ungescheut zu Tage traten, als eine Art von Wohlthätigkeit bereits Modesache geworden war. Vergil zählt zu den Vorzügen des Weisen, dafs er mit keinem Notleidenden Erbarmen empfinde.[184] Plautus hält es für Thorheit und Schwäche, dem Armen dessen elendes Dasein durch Almosen zu verlängern.[185] Der römische Beamte betrachtete sein Amt als eine Gelegenheit und stille Aufforderung, rasch und mühelos, durch Bestechlichkeit und Erpressung Reichtum zu erbeuten. Der Grundbesitzer verlegte sich auf den wucherischen Erwerb. Wer überflüssiges Geld hatte, liefs es durch Darleiher, die den Wucher gewerbsmäfsig betrieben, fruchtbar anlegen. Und der hartherzige Gläubiger griff zu. Er rifs Stück für Stück das Eigentum, die Sklaven und die Kinder des Schuldners an sich, machte schliefslich diesen selbst zu seinem Sklaven und liefs ihn enthaupten, sobald derselbe arbeitsunfähig geworden war. Ein Schuldner, der mehreren Gläubigern verpfändet war, wurde einem Gesetze gemäfs, das allerdings später abgeschafft worden ist, in Stücke zerschnitten. Nicht einmal der Tod, der jeder Knechtschaft ein Ende macht, war eine Erlösung aus den Händen des Wucherers, der noch auf den Leichnam Beschlag legte und dessen Beerdigung nicht eher gestattete, als bis er sein Guthaben erhalten hatte. Und mit solcher grinsenden Habgier und schamlosen Auswucherung war in der Regel eine wahnsinnige Üppigkeit und Verschwendung verschwistert.

Eine in Überflufs und Übermut schwelgende Minderzahl »prächtiger Herrenmenschen« auf der einen Seite und auf der andern die grofse Menge der Ausgeplünderten, die ein Bettler- oder Räuberleben führten, veranschaulichen in erschreckender Weise die Vollstreckung des darwinistischen Auslesegesetzes. Wer bei diesem Weltgerichte zu den Auserwählten zählen will, kann über die Wahl der Lebensführung nicht im Zweifel sein. Denn das Evangelium der Naturzüchtung predigt und preist den Naturtrieb der Selbstliebe als den alleinigen Hebel des Fortschrittes.

Man mufs eine Binde vor den Augen haben, um die schlimmen Wirkungen dieser Irrlehre nicht zu sehen. Längst vor den Versuchen, das Selbstinteresse als oberste Verhaltungsrichtschnur »naturwissenschaftlich« zu begründen, hatte bereits eine einseitige Wirtschaftslehre in ihm die einzige Triebfeder aller Erwerbsthätigkeit entdeckt.

Man wähnte, bei der Aufstellung der volkswirtschaftlichen Gesetze vom Sittengesetze gänzlich absehen und dieselben ausschliefslich aus den ichsüchtigen Naturtrieben ableiten zu müssen. Man beachtete nicht, dafs der Mensch sich auch im Erwerbsleben als ein mit Vernunft und Freiheit begabtes Wesen bethätigen soll, daher nicht blofs dem Instinkte der Eigenliebe, sondern auch der Sittenregel zu gehorchen hat. Man glaubte endlich, in den Ursachen des privaten Wohlergehens zugleich alle Quellen des Volkswohlstandes aufgezeigt zu haben. Eine unbeschränkte Freiwirtschaft war die Anwendung solcher irrigen Anschauungen. Und dieses regellose Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, der Eigenliebe und der persönlichen Freiheit, hat jenen wilden Wettkampf entfesselt, in welchem auf der einen Seite Riesenreichtümer und auf der andern Berge von Elend aufgehäuft wurden, und hat die Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager gespalten. Welche Verheerungen sie im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben angerichtet hat, kann auch den darwinistischen Gelehrten nicht unbekannt geblieben sein. Die Günstlinge der Naturauslese aber, die wirtschaftlich Starken, verfahren nur folgerichtig, wenn sie ausschliefslich dem Instinkte der Eigenliebe nachgeben und an ihren schwächeren Mitmenschen erbarmungslos die »Naturgesetze« der darwinistischen Volkswirtschaftslehre vollstrecken, sich daher durch das Malthussche »Bevölkerungsgesetz« auch dazu ermächtigen lassen, die seitens der Neumalthusianer mit schamloser Offenheit empfohlenen Mittel zur Hemmung oder Minderung des Bevölkerungszuwachses gutzuheifsen und anzuwenden.

Diesem letzteren »Gesetze« zufolge wird die Bevölkerung unausgesetzt von dem Naturtriebe beherrscht, sich weit über die Unterhaltsmittel hinaus zu vermehren. Bekannte Wirtschaftslehrer, wie Wilh. Roscher, Lorenz v. Stein, Alb. Schäffle, Ad. Wagner, Rümelin, Cohn, John Stuart Mill u. a., haben es als »festes Eigentum der Wissenschaft« erklärt. Wäre das von Thom. Rob. Malthus gelehrte Mifsverhältnis zwischen der Bevölkerungszunahme und der Vermehrung der Lebensmittel in der That die Wirkung einer unvermeidlichen Notwendigkeit, so hätten Neuraths Betrachtungen einen naturgesetzlichen Sinn. »Der auf Vermehrung zielende Naturtrieb strebt seiner Energie nach ein Unmögliches an, die Tendenz zum Leben jagt den Bedingungen des Lebens meist voraus, das Elend und der allzu frühzeitige Tod sind darum notwendige Begleiter des Lebens. Grofs ist die Zahl der menschlichen Wesen, die sich in

das Leben drängen, und nur klein die Zahl derjenigen, welche sich erhalten und ausleben können. So ist es der Wille der Natur. Man nenne sie barbarisch oder unbegreiflich, diese grofse Isis, aber ihren Geboten müssen wir doch Folge leisten. Sie befiehlt, dafs vieles, was ins Leben tritt, schon vor der Reifezeit den Platz wieder verlasse, weil der Raum zu enge wird. Und geschieht das Weichen nicht bald genug, so ist ein Siechen und langsam elendes Vergehen ein um so allgemeineres Los. O geheimnisvolle Mutter Natur, wie grausam drückt uns dein Herz! Je erbarmungsreicher unser Gemüt, je mehr wir der Armen und Elenden uns annehmen wollen, desto trauriger gestaltest du unser aller Sein und Leben. Unsere Milde machst du zur Quelle des weitesten und breitesten Elendes. Durch deine Gesetze wird die Mildthätigkeit zur ärgsten Grausamkeit. Die Natur will nicht viele Menschen mit dem Notwendigen und Gemeinen, aber auch wohl wenige mit dem Überflüssigen und Feinsten in Fülle versehen. Trotzdem hat uns die Natur den Trieb und die Fähigkeit zu rascher Vermehrung eingepflanzt. In diesem Widerspruche redet eine erhabene Offenbarung zu uns. Durch die Not und das Elend einer nach Existenz drängenden Masse will sie das Aufsteigen einer Minderheit zu den Gipfeln der körperlichen wie der geistigen Kultur bewirken. Sagt, die Natur sei blind: das entwickelte Gesetz bleibt dennoch bestehen. Das tiefste Elend aller, oder ein schönes Leben weniger und daneben relatives Bedrängtsein vieler: nur diese beiden Möglichkeiten sind gegeben. Ihr müfst euch fügen.«[186]

Ob sie sich fügen, die »Enterbten«, die wirtschaftlich Schwachen, und um des prophezeiten Fortschrittes willen, dem die Naturauslese im Daseinskampfe ihre Lieblinge entgegenführt, das grausame »Bevölkerungsgesetz« mit Gelassenheit und Ergebung ertragen?

Sie haben die Geschichte wie die hervorragendsten Volkswirtschaftslehrer auf ihrer Seite, wenn sie die Bevölkerungsdichtigkeit als eine Ursache des Kulturfortschrittes und als eine Quelle der Volkswohlfahrt preisen. Das Wachstum der Bevölkerung, die nicht blofs den Bestand, sondern auch das Gedeihen und die Machtentfaltung der staatlichen Gesellschaft bedingt, bedeutet und bewirkt an und für sich ohne Zweifel eine Mehrung des Gesellschaftswohles. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist nicht blofs ein Anzeichen und eine Wirkung wachsender Naturausbeutung und Naturbeherrschung, sondern selbst eine volkswirtschaftliche Kraft ersten

Ranges, eine Quelle und notwendige Voraussetzung des Fortschrittes. Denn sie liefert die Köpfe und Arme, die ihrerseits die Möglichkeit gewähren, die Gütererzeugung zu steigern, die Arbeit auszudehnen und deren Ertrag durch bessere Arbeitsteilung und Arbeitsverbindung zu erhöhen. Sie ist ferner ein mächtiger Antrieb zur wirtschaftlichen Arbeit, ein wirksamer Sporn zur Überwindung der Trägheit, zur Anspannung der Arbeitskraft, zur Ausnutzung der Arbeitszeit, zur Beobachtung der Mäfsigkeit, zur Übung der Sparsamkeit, zur Schonung der Arbeits- und Unterhaltsmittel.

Die »aufgeklärten« Führer der grofsen Menge, der das »Bevölkerungsgesetz« den Untergang androht, glauben bereitwillig an die Naturauslese im Daseinskampfe und deren Bedeutung für die Menschheitsentwickelung. Sie wollen indes die Rollen getauscht sehen. Der Voraussetzung gemäfs, dafs der gröfseren Kraftsumme der Vorrang gebühre, sollen aus dem unerbittlichen Wettkampfe nicht die »oberen Zehntausend«, sondern die Massen der Besitzlosen, »die schwieligen Fäuste der Arbeiterscharen« als Sieger und Fortschrittsträger hervorgehen. Nachdem die schrankenlose Freiwirtschaft sich als Quelle des Unsegens und der Unsittlichkeit erwiesen, erwartet die Umsturzpartei eine neue Blütezeit des Glückes und der Tugend von einer gänzlichen und, wenn nötig, gewaltsamen Umwälzung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Beide Parteien, die unversöhnlich und mit dem instinktiven Bewufstsein, dafs es einen Kampf auf Leben und Tod gelte, einander gegenüber stehen, rufen Darwin als Bundesgenossen an. Die einen behaupten, dafs gerade der Entwickelungsglaube die bestehende Ordnung befürworte und befestige. Da nämlich das Naturzüchtungsgesetz, dem jeder Fortschritt in der Lebewelt zu danken sei, die Unterdrückung der schwächeren Lebewesen durch die stärkeren gebieterisch fordere, so sei die Herrschaft der Besitzenden oder der wirtschaftlich Starken naturgesetzlich berechtigt und notwendig.

Die Umsturzpropheten aber sind über diese Schlufsfolgerung höchst empört. Sie wenden ein, dafs die Menschen im Gegensatze zu den vernunftlosen Wesen im stande sind, die Gesetze und Bedingungen der Entwickelung zu durchschauen und teilweise umzuformen. Darwins Lehre gemäfs sei die Veränderung der äufseren Daseinsverhältnisse die Hauptursache der Artenbildung und der Entstehung des Menschen, mithin sei die Vervollkommnung der Menschheit durch die Umgestaltung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen

Verhältnisse naturnotwendig bedingt und daher auf diesem Wege wirksam zu erstreben: bessere Zustände, bessere, d. i. tüchtigere, Menschen. Durch das darwinistische Fortschrittsgesetz läfst sich der Sozialismus die Berechtigung und den Befehl erteilen, Verhältnisse, die nur wenigen die Entwickelung oder Erstarkung ermöglichen, abzuschaffen und durch Einrichtungen zu ersetzen, die jeden Einzelnen in die Lage bringen sollen, mittels Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte zur Verbesserung der Menschengattung beizutragen. Er will Darwins Lebensgesetz zur Wahrheit machen: um möglichst viele Menschenwesen zu Trägern des Kulturfortschrittes zu erheben, will er die Grofsen erniedrigen, die Starken entkräften, die Besitzenden enteignen.[187]

Es ist nicht schwierig, die Streitfrage zu entscheiden. Die Ordnungspartei ist im Rechte, so lange sie die stärkere ist; die Umsturzpartei wird im Rechte sein, sobald sie die stärkere geworden ist. Die Anwendung der Naturzüchtungslehre auf das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben ist in jedem Falle unsittlich und unheilvoll, mag sie von der einen oder von der andern Seite geschehen, gegen die besitzlosen Massen oder gegen die besitzende Minderzahl gerichtet sein. Denn um des Fortschrittes willen, der »naturgesetzlich« nur durch das Überleben des Starken und durch das Hinschwinden des Schwachen bewirkt wird, ist der Inhaber der Macht berechtigt, diese rücksichtslos und unerbittlich zu gebrauchen. Ein Darwinianer wird seiner Überzeugung durch die That untreu, wenn er in einer Partei Unterkommen sucht, die dem Naturtriebe der Eigenliebe den Zügel des christliches Gewissens anlegt, die von den Grundsätzen der Sittlichkeit und des Rechtes getragen, vom Gefühle der Gerechtigkeit und Billigkeit beseelt ist und ernstlich darauf Bedacht nimmt, den unteren Bevölkerungsklassen das Dasein zu erleichtern, statt zu kürzen.

Neuere Vertreter der Volkswirtschaftslehre bekennen sich mit erfreulicher Entschiedenheit zu der Wahrheit, dafs der Eigennutz in Verbindung mit eigennützigem Gemeinsinne nicht als der alleinige Antrieb und Wegweiser zum gesellschaftlichen Wohlstande und Wohlbefinden gelten darf. Sie nehmen die Sittlichkeit zu Hilfe, auf dafs sie den Instinkt der Selbstliebe im Zaume halte, den Widerstreit der Interessen mildere und unschädlich mache und die ungezählten Einzelwirtschaften zu einer wohlgeordneten und gedeihlichen Gesamtwirtschaft vereinige. Gustav Fr. Schönberg begrüfst bereits den Sieg

der Anschauung und Forderung, dafs die grundsätzliche Trennung der Volkswirtschaftslehre von der Sittenlehre aufhören, und der Widerspruch zwischen beiden verstummen müsse, dafs das Sittengesetz auch für die Volkswirtschaft gelten und sie beseelen müsse und sie so zu einer sittlichen Erscheinung des Volkslebens gestalte. Und von dieser sittlichen Erneuerung des Erwerbslebens erwartet der gefeierte Wirtschaftslehrer den Anfang einer neuen Blütezeit in der Kulturgeschichte.

Der Anhänger der Naturzüchtungslehre mufs entgegengesetzter Meinung sein und den angekündigten Fortschritt als einen Rückschritt verurteilen. In seinen Augen ist die Sittlichkeit im Wirtschaftsleben, d. i. die Zügelung der Erwerbssucht durch Gerechtigkeit, Wohlwollen, Wohlthun und Entsagung, eine am Selbstvervollkommnungstriebe verübte Prellerei. Ein darwinistisch gebildetes und gestimmtes Gemüt wird sich gegen diese Hintergehung zu schützen suchen und den Gemeinsinn nur insoweit üben, als die Sicherung und Förderung des Selbstinteresses dazu auffordern. Die einzige Angel, an der es sich fangen läfst, heifst Selbstsucht, auch wenn sie in Gemeinsinn getunkt ist. Kann aber die Menschheitsentwickelung nur dadurch bewerkstelligt werden, dafs die Naturkraft der Eigenliebe blofs durch Vorteilserwägungen gebändigt und geregelt wird, so ist es entweder um den Fortschritt, oder um die Sittlichkeit geschehen.

Wer fest an die Naturzüchtungslehre glaubt, kann nur sich selbst gegenüber verpflichtet sein, darf ein Gesamtinteresse neben oder über dem Selbstinteresse nicht anerkennen und seinen Nebenmenschen gegenüber blofs solche Verbindlichkeiten eingehen und beobachten, die ihm einen Vorteil oder Vorsprung in der Wettbewerbung um die Daseinsbedingungen verheifsen. Er mufs unbedingt in allen seinen Plänen und Unternehmungen die Wahrung des Eigennutzens und die Selbststärkung im Daseinskampfe als höchstes und letztes Ziel ins Auge fassen und wird nur um dieses Zweckes willen eine Selbstbeschränkung sich gefallen lassen oder auferlegen. Er würde thöricht handeln, wenn er ohne Rücksicht auf sein eigenes Wohlergehen oder gar auf Kosten desselben das Gemeinwohl fördern und den Mitmenschen Gutes erweisen wollte. Er wird sie unterstützen, um an ihnen Mitkämpfer zu gewinnen, sie aber beiseite schieben, wenn sie ihm im Wege stehen, und sie verfolgen, sobald sie ihm gefährlich werden. Ein sorgloses Gehen- und Geschehenlassen, Demut, Bescheidenheit und sanfte Gelassenheit wären äufserst

bedenklich. Thaten vollendeter Hingebung und Selbstaufopferung müfsten als grenzenlose Thorheiten verurteilt werden. Mit eigener Lebensgefahr z. B. einen Ertrinkenden zu retten, wäre Wahnsinn. In dem Mafse, als in einem Lande die Vermehrung der Lebensgüter hinter dem Bevölkerungszuwachse zurückbleibt, mufs sich daselbst der Daseinskampf verschärfen, das Rennen und Jagen nach Besitz und Macht an Rücksichtslosigkeit zunehmen. Nicht blofs der Langsame und der Einfältige, sondern auch der Redliche und der Wohlwollende müssen bluten. Wer aber ausschliefslich für sich selber lebt, sein liebes Ich zum Mittel- und Angelpunkte seines gesamten Strebens und Schaffens macht, der gehorcht dem Entwickelungsgesetze, bereitet sich auf die natürliche Auslese vor und hilft deren Endzweck, die Kräftigung der Menschenrasse, verwirklichen.

Einem Volke, das Darwins Zuchtlehre gemäfs sein Leben einrichtet, könnte es nicht in den Sinn kommen, Waisen-, Findel-, Kranken- und Armenhäuser zu gründen oder zu unterhalten. Es müfste mit Dav. Friedr. Straufs alle christlichen Wohlfahrtsbestrebungen als einen »wahren Kultus der Armut und der Bettelei« verurteilen.[188] Dagegen dürfte ihm das grausame Verfahren wilder Stämme, die sich ihrer Kranken und Alten sowie ihres überzähligen oder lästigen Nachwuchses kurzer Hand entledigen, als eine zweckmäfsige Sitte erscheinen. Denn wer einmal am grofsen Tische der Natur einen behaglichen Sitz eingenommen hat, ist im Rechte, wenn er nicht eingeschränkt, gedrängt, geschoben oder gestofsen sein will und es ablehnt, sich Abbruch zu thun, um unnütze Kostgänger zu ernähren oder gar Wettbewerber grofszuziehen. Das Mitleid sucht zu erhalten, was durch die Naturauslese zum Untergange bestimmt ist: den Schwachen. Es verzögert oder vereitelt den Sieg des Starken, verstöfst also gegen den Sinn aller menschlichen Entwickelung. Es lähmt in den auserwählten Trägern des Fortschrittes den Willen zur Kraftentfaltung und Lebensvermehrung und hindert deren Wachsen und Gedeihen. Die Schwachen der Darwinschen Gesellschaft haben keinen Anspruch auf Mitleid, und die Starken müssen es unterdrücken und ausrotten. Jene sind zum Aussterben verurteilt; diese sind dazu da, um stark zu sein und durch Ausbeutung und Aufsaugung fremder Lebenskraft noch stärker zu werden. Als die Edlen, haben sie gleich dem Edelmetalle den Vorzug und das Vorrecht, hart zu sein.

Diesen Günstlingen der natürlichen Zuchtwahl läfst Friedr. Nietzsche seinen Zarathustra zurufen: »Werdet hart! das Mitleid geht

gegen die Scham.« Häckel verfährt durchaus folgerichtig, wenn er sich für die künstliche Soldatenzüchtung im alten Sparta begeistert, dagegen die »medizinische Züchtung«, d. i. die Kunst, schleichende Krankheiten auf viele Jahre hinauszuziehen und deren Vererbung zu ermöglichen, bedauert. Darwin hat zwar den Ursprung der Sittlichkeit wesentlich auf die Entstehung des Mitgefühles zurückgeführt. Er will es auch, vielleicht aus Rücksicht auf empfindsame Leser, noch dulden; grundsätzlich aber verwirft er es. Er findet die Nachsicht der gesitteten Völker gegen Schwächlinge thöricht, da sie »für die Rasse des Menschen im höchsten Grade schädlich sein mufs.« Das Mitgefühl, sagt er, wird »durch den Verstand hart bedrängt«; allein wir können es nicht hemmen, »ohne den edelsten Teil unserer Natur herabzusetzen«. »Wir müssen daher die ganz zweifellos schlechte Wirkung des Lebenbleibens und der Vermehrung der Schwachen ertragen.«[189] Dieses Müssen aber ist ein Verstofs gegen den Entwickelungsgedanken und ein Hemmschuh des Fortschrittes, daher für den Darwinschen Menschen vom Übel. Es fälscht die dem Auslesegesetze angepafste Gemütsart oder Gemütsverfassung, da es zu Handlungen verleitet, die ihren Urheber in der Wettbewerbung schwächen und schliefslich mit Untergang bedrohen. Die Naturauslese kennt kein Mitleid. Wer es dennoch in seinem Herzen beherbergen will, mufs es daselbst schlummern lassen. Kein Armer, kein Elender rechne darauf, dafs es ihm zu teil werde. Wer keine Aussicht hat, durch seine eigene Kraft den Daseinskampf zu bestehen, dessen Dasein ist unnütz und unberechtigt; er verzichte auf den vergeblichen Versuch, sein Leben durch fremde Hilfe zu verlängern. Ob jemand durch den Naturlauf oder durch Menschenbosheit zu Boden gestreckt worden ist: er wird in einer darwinistisch erzogenen Gesellschaft nirgend eine rettende Hand finden, die ihn emporrichtet. Er ist durch die Naturauslese unwiderruflich verstofsen; er mag sein bitteres Los mit stummer und stumpfer Gelassenheit auf sich nehmen, oder mit zähneknirschendem Grimme und herzzerreifsendem Jammer verwünschen: er mufs es ertragen, wenn er es nicht vorzieht, ihm gewaltsam ein Ende zu machen.

Die Naturzüchtungslehre streicht aus dem Wörterbuche der Liebe die edelsten Arten derselben. Sie hat wohl nichts einzuwenden gegen die Gemütsbewegungen, welche die geschlechtliche oder die verwandtschaftliche Anziehung begleiten, es sei denn, dafs sie zu Opfern auffordern, die dem Einzelnen den Daseinskampf er-

schweren. Daher kann sie die Pflege alter, kranker Eltern, schwächlicher oder siecher Kinder und arbeitsunfähiger Geschwister nicht befürworten. Sie ist unverträglich mit der echten Nächstenliebe, mit der uneigennützigen Hingebung an den Mitmenschen, mit der aufrichtigen Anteilnahme an dessen Wohl und Wehe. Die strengen Jünger Darwins machen kein Hehl daraus, dafs das Auslesegesetz mit einem berechnungslosen Streben für fremdes Wohlergehen unvereinbar sei. Wie könnte auch ein echt darwinistisches Gemüt für die eigentliche, selbstsuchtlose Nächstenliebe Raum haben? Es ist nur für eine solche empfänglich, die ihren Namen mit Unrecht trägt, da sie ihrem innersten Wesen nach nichts anders, als ein eigennütziges Begehren ist. Wenn wir nämlich um das Wohl des Mitmenschen besorgt und bemüht sind, um durch dasselbe unser eigenes zu sichern oder zu mehren, so gilt unser Wohlwollen eigentlich und zuletzt nicht ihm, sondern uns selbst, da wir sein Glück blofs als ein Mittel zu unserer Selbstförderung und Selbstbefriedigung ansehen und anstreben. Wir gönnen und wünschen ihm Leben und Gesundheit, Reichtum, Ansehen, Macht, Gelehrsamkeit u. s. w. nicht in der Absicht, dafs ihn selbst diese Güter beglücken, sondern auf dafs sie zur Erhaltung und Vermehrung unserer eigenen Lebensgüter und Lebensfreuden beitragen. Unsere Stimmung und Gesinnung ihm gegenüber ist ungefähr dieselbe, mit welcher der Gelehrte die Bücher, der Geschäftsmann das Geld, der Kranke die Arzenei, der Lebemann die wohlbesetzte Tafel, das Kind seine Spielsachen zu schätzen pflegt. Die wahre Liebe denkt und handelt nach dem Grundsatze: was mein ist, sei dein; die begehrliche nach dem entgegengesetzten: was dein ist, sei mein. Die eine wie die andere sagt, sie schätze sich glücklich, den geliebten Mitmenschen glücklich zu wissen oder glücklich zu machen: jene hat hiebei zunächst blofs die Wirklichkeit, diese nur die Wirksamkeit fremden Wohlseins für das eigene Interesse im Auge.

Wo Darwins Lebensansicht zur Richtschnur der Gesinnung erhoben wird, kann ein echter Freundschaftsbund nicht bestehen. Denn die Seele der Freundschaft ist die wohlwollende Liebe. Das Wesen der freundschaftlichen Liebe, sagt Aristoteles, hat man nach der Neigung bestimmt, die ein jeder gegen sich selbst hegt.[190] Denn die Liebe der Freundschaft hat und übt derjenige, welcher dem Mitmenschen Gutes wünscht und nach Kräften erweist, auf dafs es diesem wohlergehe. Gerade das aber ist die Gesinnung, mit der ein

jeder für sich selbst fühlt und strebt. Wie jemand gegen uns gestimmt und gesinnt ist, thut uns nicht blofs wohl oder wehe, sondern ist auch das Wichtigste, das wir von ihm erwarten oder erfahren können. Was er uns durch äufsere Handlungen zuwendet oder zufügt, ist erst in zweiter Linie von Bedeutung. Da wir nicht alle Tage in Not oder Gefahr sind, so kann er uns nicht alle Tage Hilfe oder Rettung bringen, auch wenn er die Macht oder den Willen dazu hat. Sein Wohlwollen also ist uns noch mehr wert, als sein Wohlthun, und gilt uns auch dann, wenn es sich gerade durch Gutthaten kundgiebt, am meisten, da es unsere Freude verdoppelt und unsern Schmerz mindert. Dasselbe wartet ja nicht darauf, dafs wir frohlocken oder trauern, um mit uns zu jauchzen oder zu schluchzen, sondern ist schon vorher da und dauert nachher fort, weil es mit unserm eigenen Wollen und Wünschen verschmolzen ist. Das gegenseitige Wohlwollen persönlicher Wesen begründet deren Freundschaft, infolge deren sie, obwohl in sich abgeschlossen, selbständig und von einander getrennt, dennoch ein Herz und eine Seele sind und zusammen ein Leben führen: »Freunden ist alles gemeinsam«, heifst ein griechischer Spruch. Wir sind mit dem Freunde so innig verbunden, gleichsam verwachsen, dafs wir ihn als unser zweites Ich ansehen und in uns tragen, sein Glück wie sein Unglück als unser eigenes betrachten und behandeln. Daher die bekannte Antwort F. Halms auf die Frage, was Liebe sei: »zwei Seelen, und ein Gedanke; zwei Herzen, und ein Schlag.«

Wer die Welt kennt, hat auch die Beobachtung gemacht, dafs sehr häufig die Nächstenliebe, selbst jene, welche sich mit dem gern gehörten und oft mifsbrauchten Namen der Freundschaft ziert, ihre Haupttriebfeder an der Eigenliebe hat und nur durch die Rücksicht auf den eigenen Gewinn und Genufs ihr gebrechliches Dasein fristet. Während die eigentliche Liebe alle Wechselfälle des äufseren Lebens überdauert, geht die begehrliche in die Brüche, sobald sie in der Vorteils- oder Vergnügensberechnung einen schlimmen Fehler zu ihren Ungunsten entdeckt. Und die durch sie begründete und getragene Freundschaft ist eine bedingte und zufällige und hört daher von selbst auf, wenn der Freund seinen Reichtum, sein Ansehen, seinen Einflufs verliert. Der Darwinismus darf aus Grundsatz keine andere Annäherung gestatten, als diejenige, welche es auf den Gebrauchs-, Nutzungs- und Genufswert des Mitmenschen abgesehen hat. Die höchste Erprobung der Liebe, die vergebende, segnende,

fürbittende, Böses mit Gutem vergeltende Liebe zum persönlichen Feinde kann er nicht einmal bewundern, sondern nur als eine Gemütsverirrung brandmarken.

Die Naturzüchtungslehre zerstört den Glauben an die Menschheit und das Vertrauen auf die Menschlichkeit, verleugnet und vernichtet das Bewufstsein der natürlichen Gleichheit, Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeit aller Menschenwesen, Menschenstämme und Menschenrassen. Sie ist die Todfeindin jener vielgepriesenen *Menschenfreundlichkeit*, die an *allen* Gliedern unseres Geschlechtes die Würde der menschlichen Persönlichkeit achtet, daher allen das gleiche Recht auf Lebenserhaltung und Selbstvervollkommnung zuerkennt und auf die Ausgleichung der im Menschendasein vorhandenen Gegensätze hindrängt. Der überzeugte Darwinianer kann im Mitmenschen nicht seinen Bruder, nicht einen ebenbürtigen, mitstrebenden Genossen anerkennen, sondern sieht in ihm entweder einen feindlichen Nebenbuhler, oder ein brauchbares Werkzeug, dessen Ausnutzung ihm um so leichter erscheint, je weniger es darwinistischen Liebhabereien und Neigungen zugänglich ist. Alles Ableugnen und Bemänteln ist vergeblich.

Es kann uns gleichwohl nicht in den Sinn kommen, alle Bekenner der Darwinschen Lehre eines aufrichtigen Mitgefühles und Wohlwollens, der echten Nächstenliebe und Freundschaft für bar und ledig zu erklären. Die Lebensführung ungezählter Menschen ist teils besser, teils schlechter, als deren Lebensanschauung. Überdies zehren auch die Darwinianer von den Schätzen der Vergangenheit und von den Gütern eines besseren Selbst, das sie der Erziehung und der Gewohnheit verdanken. Und da sie der Vererbung wie der Gewöhnung eine grofse Bedeutung beilegen, so können sie die Nachwirkung ererbter und angewöhnter Gefühle und Gesinnungen nicht gering anschlagen. Ferner werden auch sie von der guten Sitte, von den Beispielen uneigennütziger Nächstenliebe und Wohlthätigkeit unwillkürlich beeinflufst.

Eine Gesellschaft aber, die sich zum Darwinismus bekennt, kann grundsätzlich nicht umhin, die Selbstsucht zur höchsten und einzigen Lebensregel zu erheben. Und die unvermeidliche Folge der Anpassung an diese Form des Gemeinschaftslebens müfste dem Entwickelungsgesetze gemäfs die sein, dafs die gesellschaftlichen Tugenden allmählich aussterben, und sogar ihre natürlichen *Wurzeln* ausgerottet werden. Denn jenes Gesetz bewirkt, dafs die gesell-

schaftlichen Naturtriebe: Mitgefühl, Gemeinsinn, Menschenliebe gleich den körperlichen Werkzeugen und Eigenschaften, die nicht gebraucht werden, der Rückbildung und Verkümmerung anheimfallen, wenn sie nicht mehr geübt werden. Der Genfer Universitätsprofessor Emil Jung fürchtet wegen des zunehmenden Nichtgebrauches der Beine für deren Bestand und träumt bereits von beinlosen Zukunftsmenschen. Vielleicht weifs er seine Angst durch die Hoffnung zu besänftigen, dafs die darwinistischen Wundermächte, der gnädige Zufall und die natürliche Auslese, die späteren Geschlechter mit Flügeln beschenken werden. Unserer Sittlichkeit aber droht vom Entwickelungsgesetze her eine unvergleichlich gröfsere Gefahr als unseren Beinen. Der Darwinsche Mensch besitzt einen starken Willen zum Leben und zur Lebensvermehrung und erblickt seine höchste Bestimmung und Aufgabe in der Pflege und Förderung seiner selbst. Denn wehe ihm, wenn er nicht zu den Tauglichen, zu den Starken gehört! Allen Vorzügen seines Herzens und allen sittlichen Verdiensten zum Trotze wird er beim Gerichte, das die natürliche Auswahl vollzieht, zu leicht befunden und erbarmungslos verworfen werden.

V.

Schutzredner der Darwinschen Sittenlehre.

Es hat begreiflicherweise nicht an Versuchen gefehlt, die Sittengefährlichkeit des Darwinismus in Abrede zu stellen. Denn manche Anhänger desselben besitzen nicht die Kühnheit, mit der hergebrachten Sittlichkeit offen zu brechen. Andere haben Darwins Abstammungs- und Entwickelungslehre in eine Fassung gebracht, welche die Grundlagen, die höchsten Ziele und Gesetze und die edelsten Beweggründe des sittlichen Lebens unangetastet läfst. Sie aber können kaum zur Darwinschen Schule gerechnet werden. Denn ihr ist es eigen, die göttliche Weltordnung, Weltregierung und Vergeltung, die sittliche Würde und Bestimmung der menschlichen Persönlichkeit, den eigenartigen Charakter und Wert des sittlich Guten, die allgemeine Gültigkeit der sittlichen Grundsätze und die unbedingte Verpflichtung des Sittengesetzes zu verneinen. Diese Anklagen gründen sich weder auf die Auslassungen darwinistischer Eiferer, noch auf willkürliche Ergänzungen oder schwarzseherische Deutungen der darwinistischen Welt- und Lebensansicht, sondern auf die letztere selbst.

Die Einrede, dafs ängstliche oder kurzsichtige Gegner des Darwinismus Gefahren wittern, wo keine vorhanden seien, sollte angesichts der Thatsache verstummen, dafs Darwin, Spencer, Häckel u. s. w. den Entwickelungsgedanken keineswegs in die Schranken der strengen Naturforschung gebannt, sondern dessen Anwendung auf das Gebiet des Sittlichen vollzogen und dadurch selbst die schweren sittlichen Bedenken, mit denen er behaftet ist, deutlich angezeigt haben. Was sie vorbringen über den Endzweck und die Haupttriebfeder, über die Natur und die Quelle, über die allmähliche Entstehung und Gestaltung des sittlichen Lebens, ist leider nur zu sehr danach angethan, den Freund der Sittlichkeit mit der gröfsten Besorgnis und Betrübnis zu erfüllen. Die meisten Beschwichtigungsversuche stützen sich teils auf die Thatsache, dafs die darwinistische Vorstellung vom

Ursprunge des Menschen eine Menge von Rätseln stehen läfst, die nur der Glaube an den lebendigen Schöpfer, Ordner und Lenker des Welt- und Menschendaseins aufzuhellen vermag; teils auf die Annahme, die sittlichen Wahrheiten und Einrichtungen seien in der gesitteten Menschheit so fest gewurzelt, dafs sie durch keine naturwissenschaftliche Forschung mehr erschüttert werden könnten.[191] Eine Seelenstimmung, die sich mit derartigen Beruhigungsmitteln begnügt, braucht schliefslich weder von der Gottesleugnung, noch von der Umsturzbewegung Sittenschäden zu befürchten. Nur Widersprüche und Halbheiten können über die Wahrheit hinwegtäuschen, dafs zwischen dem Darwinismus und wahrer Sittlichkeit ein friedliches Verhältnis unmöglich ist. Um dieses Urteil zu erhärten, lassen wir einige Schutzredner der darwinistischen Sache zum Worte kommen.

Gustav Jäger feiert Darwins Naturzüchtungslehre als einen Fortschritt gegenüber der alten Zweckmäfsigkeitslehre, leugnet also die göttliche Weltordnung. Ist aber die Natur von Gott abgelöfst, so hat Gott auch im Menschenleben und in der Menschengeschichte keine Stätte mehr. Unser Darwinianer weist im Namen der Wissenschaft Gott aus der Natur hinaus und gönnt ihm nur ein Plätzchen »auf dem Gebiete der inneren Erfahrung«, erniedrigt ihn also zum Gegenstande einer Trugvorstellung. Gleichwohl preist er das Christentum als die beste Religion, nämlich als die vorteilhafteste Waffe der Selbsterhaltung im Daseinskampfe, und rühmt den hohen Lebenswert des Unsterblichkeitsglaubens. »Der Darwinianer«, meint er, »stellt sich mit Überzeugung auf den Boden des Christentums, an die Seite des praktischen Seelsorgers, der die Pflicht und Aufgabe hat, den Menschen zum Menschen zu erziehen, und verteidigt die Grundlagen des Christentums.«[192]

Jäger hält es ferner für selbstverständlich, dafs die sittlichen Grundsätze und Vorschriften, welche Gemeingut der Menschheit sind, um ihrer Nützlichkeit willen auch in der Darwinschen Gesellschaft allgemein gebilligt und beibehalten werden.[193] Er übersieht nur, dafs die hergebrachte Sittlichkeit sich blofs solange und insoweit behaupten kann, als sie sich dem Selbsterhaltungstriebe als vorteilhaft empfiehlt. Sie wird wertlos für jeden, der sie nicht als Waffe im Daseinskampfe anerkennen oder anwenden will.

Hugo Spitzer geht soweit, alles, was über die Sittengefährlichkeit der Züchtungslehre gesagt und geschrieben worden, für »leeres,

müfsiges Gerede« zu erklären und Dührings Vorgehen als »den höchsten Gipfel der Unphilosophie« zu bezeichnen.[194] Man gewinnt aber aus den wortreichen Darlegungen dieses glühenden Darwinianers nicht leicht den Eindruck, als ob ein Philosoph über einen Fachgenossen zu Gerichte sitze und das letzte Wort über das Verhältnis des Darwinismus zur Sittlichkeit gesprochen habe.

Spitzer weist allerdings mit Recht darauf hin, dafs Darwin den »Kampf ums Dasein« als eine »Bemühung ums Leben« oder um die Lebensbedingungen auffafst und daher von einem Kampfe mit der Kälte, der Trockenheit, dem Nahrungsmangel und überlegenen Feinden redet. Von der Entdeckung dieses Daseinskampfes aber ist nicht viel Aufhebens zu machen. Nicht blofs Wigand, der vielgenannte Bekämpfer der Naturzüchtungslehre, sondern auch schwärmerische Anhänger derselben, wie Häckel und Seidlitz, haben die bildliche Deutung getadelt, welche Darwin ihm gegeben hat. Sie wollen nur den eigentlichen Wettkampf oder dasjenige Ringen um die notwendigen Lebensbedingungen, welches unter artgleichen Wesen derart stattfindet, dafs der Sieg des einen die Niederlage des andern bewirkt, als Daseinskampf bezeichnet sehen. Ein solcher aber wird freilich nicht immer oder notwendigerweise durch den Kampf mit der Naturumgebung herbeigeführt. Ungezählte Lebewesen gehen infolge ihrer mangelhaften Lebenskraft, ihrer ungenügenden Widerstandsfähigkeit gegen die lebensfeindlichen Einflüsse der Aufsenwelt zu Grunde, so dafs an ihrer Vernichtung das Überleben der besser ausgerüsteten und angepafsten Artgenossen gar keine Schuld trägt. Sie hätten gleich diesen und zusammen mit ihnen erhalten werden können, wenn sie ebenso in der Lage gewesen wären, den lebenszerstörenden Mächten Trotz zu bieten. Man kann daher nicht behaupten, dafs der Kampf um das Dasein in der Pflanzen- und Tierwelt jedesmal ein Wettkampf im engen und strengen Sinne sein müsse, um Voraussetzung und Mittel der natürlichen Auslese zu sein. Sehr häufig aber geht die letztere nur unter einem eigentlichen Ringkampfe vor sich.

Einen Daseinskampf im weiteren Sinne oder mit den Naturverhältnissen hat auch die Menschheit zu führen. Sie ist mit ihm sogleich nach dem Sündenfalle durch das Gesetz, im Schweifse ihres Angesichtes ihren Unterhalt zu erwerben, bekannt gemacht worden. Sie wird durch die stärksten Naturtriebe unaufhörlich gedrängt, die Lebensbedingungen möglichst zu sichern und zu verbessern und die Wohlfahrtsquellen zu vermehren. Der Drang der Selbsterhaltung,

der Selbstförderung und der Selbstbeglückung, unterstützt von der Liebe zu den Kindern, hat überall und zu allen Zeiten zur Ausbildung und Anstrengung der körperlichen und geistigen Kräfte im Interesse der Benutzung und Beherrschung der Natur aufgefordert und sich auf diese Weise als mächtige Triebfeder des Kulturfortschrittes erwiesen. Er ist aber von Natur blind, weiſs nichts von Gerechtigkeit oder Wohlwollen gegen andere; sich selbst überlassen, ergreift er jeden Vorteil, der sich ihm darbietet, und gönnt sich Genüsse auf Kosten fremden Seins und Wohlseins. Daher führt das Tier den Kampf um die Lebens- und Genuſsmittel mit ganzer Rücksichtslosigkeit, und wenn es infolgedessen in Reibungen mit seinesgleichen verwickelt wird, so fallen die schwächeren Artgenossen der Verkümmerung oder Vernichtung anheim.

Der Mensch aber kann und soll durch seine Vernunft oder den von ihr beratenen Willen den Instinkt der Eigenliebe, den Hang nach Besitz und Genuſs, nach Ehre und Macht regeln und zügeln, d. i. in einer Weise zu befriedigen suchen, die seiner eigentümlichen Natur und Weltstellung, seinen Beziehungen zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zu Gott angemessen ist. Er ist verpflichtet, bei der Wahrnehmung der eigenen Interessen die rechte, d. i. die sittliche, Ordnung zu beobachten, im Begehren, Besitzen und Genieſsen Maſs zu halten, dem Naturtriebe der Selbstliebe Schranken zu setzen. Seinen Mitmenschen, als ihm ebenbürtigen und gleichberechtigten Wesen, schuldet er Gerechtigkeit, Mitgefühl, Wohlwollen und werkthätige Liebe. Als ein von Natur gesellschaftliches Wesen, hat er die Opfer zu bringen, die das Gemeinleben fordert. Das im Gewissen sich offenbarende Sittengesetz also legt sich ins Mittel, auf daſs unter den Menschen der Kampf um die Daseinsbedingungen, um die Gebrauchs- und Genuſsgüter, die nur in beschränktem Maſse vorhanden sind, mithin nicht zur unbeschränkten, willkürlichen Verfügung stehen, nicht in einen wilden Wettkampf ausarte, der mit dem Untergange eines Teiles der mitstrebenden Gefährten endet. Dasselbe will freilich nicht jeder Wettbewerbung in den Weg treten; andernfalls würde der edle Wetteifer, dem die Menschheit so viele und so groſse Güter zu verdanken hat, aufhören, ein Gegenstand des Lobes und der Nachahmung zu sein. Es gebührt sich, daſs auf dem wirtschaftlichen Gebiete wie in den Zweigen der Wissenschaft und der Kunst die gröſsere Tüchtigkeit den Preis davontrage; aber sie darf es nicht hindern, daſs auch der

minder tüchtigen Kraft und Arbeit der verdiente Erfolg und Lohn zu teil werde.

Der Vorzug der Stärke ist kein Freibrief zur Unterdrückung oder Aufsaugung der Schwachen. Eine heilige Pflicht und zugleich das schönste Vorrecht der Überlegenheit ist die Unterstützung der Hilflosen. Ein jeder darf mit den ihm verliehenen Kräften und Glücksgütern das Höchsterreichbare für sich anstreben. Zu diesem Rechte der Selbstliebe aber tritt als Ergänzung und Ausgleichung das Gesetz der Nächstenliebe, welches jeden unlauteren Wettbewerb untersagt und jede ungerechte Ausnutzung des Mitmenschen zu eigenem Gewinne an Geld, Macht oder Genufs, insbesondere die Verdrängung der Schwächeren und die Herzlosigkeit gegen Notleidende als grobe Unsittlichkeit brandmarkt. Der Befugnis, die Eigenart zu behaupten und zu bereichern und das Eigenwohl zu fördern, entspricht die Pflicht, die fremde Lebensart und Wohlfahrt zu achten und zu schonen. Und höher als die freie Bewegung und das Wohlergehen des Einzelnen steht das Gemeinwohl, das Volksglück. Ein jeder soll in und mit dem Ganzen denken und fühlen, streben und wirken, etwas Ganzes aus sich machen und zum Nutzen der Gemeinschaft zur Geltung bringen. »Die Rose, die sich selber schmückt, mufs zugleich den Garten schmücken.« Nur ein ganzer, in sich vollendeter Mensch ist eine Zierde der Menschheit; und er ist am meisten dazu geeignet, ein Wohlthäter seines Volkes zu werden.

Infolge des Grundtriebes der Selbstliebe ist ein jeder sich selbst der Nächste, wird daher unausgesetzt und unwiderstehlich genötigt, zunächst seine eigene Natur zu bejahen und zu behaupten und deren allseitige Vollendung oder vollkommene Beglückung zu begehren. In dem Mafse nun, als der Raum enger oder die Anzahl derer, die auf ihm Unterkommen und Unterhalt suchen, gröfser wird, wächst die Gefahr, dafs der Kampf um einen Platz an dem grofsen Kosttische der Natur die Form eines rücksichtslosen Ringkampfes annimmt, der nicht blofs die Schwachen, sondern auch die Bescheidenen, die Wohlwollenden, die Geduldigen beiseite schleudert. Über was für Schutzmittel verfügt nun der Darwinismus den vielen und schweren Versuchungen gegenüber, die der verschärfte Daseinskampf bereitet?

Die entschiedensten Vertreter der Naturzüchtungslehre behaupten, allerdings nicht ohne starke Übertreibung, dafs in der gesamten Lebe-

welt ein höchst erbitterter Kampf aller gegen alle geführt werde, ein schonungsloses Streben nach Vernichtung der Gegner und der Mitbewerber zu Tage trete. Sie geben aber jedenfalls dem Grundgedanken Darwins einen getreuen Ausdruck, wenn sie die grausame Selbstsucht, mit der die Tiere einander verfolgen, als die Triebfeder des Lebensprozesses feiern, dem auch der Mensch seinen Ursprung zu verdanken habe. Denn der »tierische Urerzeuger« hätte sein Geschlecht nicht fortpflanzen können, wäre zur Auslese untauglich geworden, wenn er nicht einen zufällig erworbenen Vorteil seinen Genossen gegenüber rücksichtslos ausgenutzt hätte. Hat aber die Handhabung des Faustrechtes zur Entstehung des Menschen entscheidend mitgewirkt, so mufs ihr bei dessen Erhaltung, Kräftigung und Entwickelung ebenfalls die Hauptrolle überlassen bleiben.

Auch Spitzer findet »wirklich etwas Bestechendes in der Anschauung, dafs dasjenige, was die Lebewelt in tausenderlei Gestalten offenbart, auch für den winzigen Bruchteil dieser Welt, die Menschheit, das Richtige sein müsse.« Gleichwohl verurteilt er die Meinung als widersinnig, dafs der Mensch, sobald er sich als Glied des Tierreiches erkenne, seiner besseren Einsicht in das für ihn Nützliche und Wohlthätige und seinen höheren Willensantrieben zum Trotze das viehische Leben als Muster der eigenen Lebensführung anzuerkennen genötigt sei. Derselbe sei in der Lage, über das für ihn Begehrens- oder Verabscheuenswerte nach der in seinem Inneren gefühlten Lust und Unlust zu entscheiden und den tierischen Gelüsten entgegenzutreten, wenn er einsehe, dafs sie die Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse und Triebe, die ohne Gefährdung des Einzelglückes nicht verletzt werden könnten, notwendig hindern. Selbst wenn im ganzen Tierreiche vom Menschen abwärts nur der Kampf ums Dasein in seiner rohesten, grausamsten Gestalt sich äufsere, so müsse die Erkenntnis dieses Sachverhaltes dennoch ohne jeden Einflufs auf unsere sittlichen Grundsätze bleiben. Niemand werde das Heizen der Wohnungen, das Tragen von Kleidern und den Gebrauch der Regenschirme etwa aus dem Grunde verbieten, weil man in der Tierwelt von alledem nichts wisse. »Eine Einrichtung wird eben dadurch, dafs man sie als zum Naturzustande gehörig anerkennt, in keiner Weise gerechtfertigt.« Spitzer zeiht mit Edgar Quinet diejenigen Darwinianer, welche nicht der Sittlichkeit und dem Rechte, sondern der rohen Gewalt die Herrschaft im Staats- und Gesellschaftsleben zuerkennen, »mithin den anfänglichen,

blind wütenden Kampf ums Dasein auch für alle Zukunft zum Regulator der Menschheitsschicksale einsetzen möchten, einer praktischen Verleugnung der Entwickelungslehre.«[195]

Dieser eifrige Anwalt der Züchtungslehre verdient gewifs Lob dafür, dafs er den Ansprüchen des sittlichen Gefühles gerecht zu werden sucht. Die lange Verteidigungsrede desselben aber kann höchstens nur einer sittlichkeitslosen Rechtschaffenheit und Gesetzmäfsigkeit zum Vorteile gereichen. Wenn blofs Lust- und Unlustgefühle das menschliche Wollen und Handeln bestimmen, so ist es um dessen Sittlichkeit äufserst schlecht bestellt. Für den echten Gemeinsinn und die uneigennützige Nächstenliebe fällt keinerlei Gewinn ab, wenn der Mensch nur aus Furcht vor persönlichen Nachteilen den gesellschaftlichen Instinkten gehorcht und die gesellschaftliche Ordnung beobachtet. Der Selbsterhaltungstrieb, auch wenn er von keinem Hauche des Wohlwollens erwärmt ist, vermag vielleicht die Menschen noch in etwa zusammenzuhalten. Obwohl unser Wirtschaftsleben durch Mifstrauen, Neid und Hafs zerklüftet ist, findet doch ein Zusammenarbeiten statt.

Spitzer hat endlich übersehen, dafs ihm der Vorwurf, den er gegen die Verherrlicher des rohen Daseinskampfes erhebt, von diesen doppelt zurückgegeben werden kann. Denn sie haben Darwin auf ihrer Seite, der den eigentlichen Ringkampf zu den unentbehrlichen Voraussetzungen der natürlichen Auslese rechnet. Sie dürfen sich ferner auf die Geschichte und die Erfahrung berufen, die beide bezeugen, dafs überall und zu allen Zeiten das offenkundige wie das heimliche Streben nach Reichtum, Ansehen und Macht auf Kosten anderer zu den bösen Gewohnheiten gehört und vor Gewaltthätigkeit, Blutvergiefsen und Vernichtung nicht zurückschreckt. Riesige Trümmerhaufen, Berge von Leichen, Ströme von Thränen und Blut, ein Meer von Kummer und Elend sind die beweinenswerten Folgen der menschlichen Ausbeutungs- und Ausrottungslust, mit der Einzelne wie ganze Stämme und Völker einander zerfleischt haben. Der Darwinismus, der die Menschheit zu einer höheren Tierklasse erniedrigt und ihr beharrlich die herrlichen Früchte einer rücksichtslosen Selbstkräftigung und einer grausamen Vergewaltigung vor Augen hält, überdies den tierischen Trieben im Menschen die gleiche Naturgemäfsheit und Berechtigung zuerkennt, wie den geistigen, zerrt die niederen Leidenschaften, anstatt sie zu zügeln.

Sodann kann niemand im Namen des Entwickelungsgesetzes,

dem gemäfs nur der Wechsel von Dauer ist, den immerwährenden Fortbestand des Mitgefühles, des Wohlwollens und des Gemeinsinnes prophezeien. Tausende wissen diese edlen Triebe zu unterdrücken und allmählich zu ersticken, so dafs sie mit Freuden auf die Seligkeit des Gebens verzichten. Und sie gedeihen vortrefflich. Die klugen Ausbeuter, die vorsichtigen Betrüger, rohe Gewaltmenschen erlangen die Oberhand, müssen also seitens der Naturauslese, die nur zwischen Starken und Schwachen, nicht aber zwischen Guten und Schlechten wählt, bevorzugt werden. Nach darwinistischer Auffassung steht auch der gesittete Mensch oder das »gesellschaftlich gezähmte Wirbeltier« im Flusse der Entwickelung, ist daher nicht durch eine unveränderliche innere Nötigung an ein geregeltes Gesellschaftsleben gebunden. Demnach können Darwins Lehre gemäfs gesellschaftswidrige Gewohnheiten sich allmählich zu erblichen Instinkten befestigen oder wenigstens zur dauernden Herrschaft erhoben werden. In allen Ländern aber ist die Zahl derer im Wachsen begriffen, welche die Rückkehr zum »Naturzustande« der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit als einen Fortschritt begrüfsen und daher eine künstliche Umzüchtung des Kulturmenschen herbeisehnen und anstreben. Sie schleudern gegen das hochgepriesene Entwickelungsgesetz die Anklage, dafs es aufser dem unverantwortlichen Mifsgriffe, den Menschen der Haarbekleidung und der natürlichen Schutzwaffen, deren die höheren Tiere sich erfreuen, allmählich zu berauben, auch die schlimme Thorheit beging, ihn an den gesellschaftlichen Zwang und an die spiefsbürgerliche Rechtschaffenheit zu gewöhnen. Sobald diese Umsturzmänner das Übergewicht erlangen, mufs die Naturzüchtung für sie Partei nehmen und nicht blofs das Ende der Sittlichkeit, sondern auch den Untergang aller Gesittung und Ordnung einläuten.

Heinr. Ernst Ziegler, der neueste Verteidiger des Darwinismus, bietet folgende Erwägung als Beruhigungsmittel an. »Soweit die Denk- und Handlungsweise der Menschen durch traditionelle Sitten und Anschauungen, durch Erziehung und Unterricht bedingt ist, kann nur im Laufe mehrerer Jahrzehnte eine Änderung eintreten; soweit dieselbe durch natürliche Empfindungen und Triebe geleitet wird, kann sie kaum im Laufe von Jahrtausenden eine merkliche Veränderung erfahren.« Mit der ersteren Vertröstung können die Umsturzpropheten vollkommen zufrieden sein. Die letztere dürfen sie im Namen der Entwickelungslehre und unter Berufung auf deren jüngsten Vertreter mit einem Fragezeichen versehen, da dieser kurz zuvor bemerkt hat:

»Bei der Neubegründung politischer oder sozialer Verhältnisse kann man vernünftigerweise nur die nächsten Jahrhunderte im Auge haben, und für so kurze Zeit mufs der instinktive Charakter des Menschen durchaus als etwas Unveränderliches gelten.«[196]

Die Umbildung der Kultur zu Wildheitszuständen könnte sich freilich nicht mit einem Schlage vollziehen; sie würde durch Rückfälle in die gesellschaftliche Zwangsordnung unterbrochen werden. Diese Rückschläge aber würden infolge der häufiger und heftiger sich wiederholenden Entfesselung der gesellschaftswidrigen Gelüste immer seltener und schwächer werden. Noch ist die Ordnungspartei die zahlreichere und stärkere. Der Entwickelungsgelehrte aber mufs mit der Möglichkeit rechnen, dafs sie in einer absehbaren Zukunft dies nicht mehr sein werde; daher kann er den immerwährenden Bestand der Rechtsordnung, geschweige der Sittlichkeit, nicht vorausverkünden oder verbürgen. Um sich der Hoffnung auf die Festigkeit eines sittlichen und wahrhaft menschenwürdigen Gemeinschaftslebens getrösten zu können, mufs man den wankenden Boden der Zufalls- und Züchtungslehre verlassen und dort, wo diese nichts als allmählich gewordene und stetig sich ändernde Gefühle, Bedürfnisse und Anpassungen sieht, ursprüngliche, unbedingt notwendige und unverlierbare Anlagen und Antriebe der Menschennatur anerkennen. Hochgradig erregte, blindwütige Massen mögen eine Zeitlang ihre sittlichen Naturgaben und alle edleren Gefühle der menschlichen Zusammengehörigkeit verleugnen: sie können dieselben nicht vernichten. Obgleich nun zwar Zustände gänzlicher Zuchtlosigkeit und Verwilderung nie von langer Dauer sein können, so haben sie doch mehr als einmal lange genug gedauert, um das Leben oder Lebensglück von vielen Tausenden zu zerstören.

Spitzer verhehlt sich nicht, dafs die Bedeutung des Daseinskampfes für den Fortschritt oder die Rassenverbesserung unseres Geschlechtes den Gegnern Darwins eine Handhabe darbietet, das sittliche Gefühl gegen die Naturzüchtungslehre aufzustacheln. Er tadelt jedoch D. F. Straufs, Friedr. v. Hellwald und die andern Jungdarwinianer, welche aus ihr das Faustrecht ableiten, desgleichen Wigand und Dühring, die gegen den Darwinismus die Anklage erheben, dafs er die Nichtswürdigkeit der bewufsten Selbstsucht, der schnöden Ausbeutung und des tödlichen Rassenhasses durch den Heiligenschein der Selbstvervollkommnungspflicht beschönige. Das Evangelium der rohen Gewalt, der unbeschränkten Herrschsucht möge

unter wilden Völkern einen glänzenden Erfolg haben; den gesitteten Menschen aber, der schon von Haus aus ein Gewissen habe, werde keine, wie immer geartete, Vorstellung über die Vervollkommnungsmittel von der Bahn der Gerechtigkeit und der Menschenliebe abbringen. Wer die Selbstvervollkommnung, d. i. die Vermehrung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, als eine sittliche Forderung ansehe, müsse auch die rücksichtsvolle Schonung jedes fremden Interesses und die Bethätigung des Mitleids als Sittengebote gelten lassen. Übrigens sorge das gesellschaftliche Leben mit seinen sittlichen Zielen selbst für den Bestand jener Tugend, »durch die wir,« wie Renan bemerkt, »dahin gebracht werden, unsere augenscheinlichsten Vorteile einem aufser uns liegenden Zwecke aufzuopfern.«[197]

Wer aber im Weltlaufe und im Menschheitsleben keine Spur von ordnender Vernunft und vorbedachter Zielstrebigkeit anerkennt, treibt ein trügliches Spiel mit Worten, wenn er vorherbestimmte und unwandelbare »sittliche Ziele« in das gesellschaftliche Leben hineinträgt. Dieselben sind ja nichts anders, als durch Gewohnheit befestigte Anpassungen an die bestehenden Kulturzustände und gleich diesen mit entwickelungsgesetzlicher Notwendigkeit der Veränderung und dem Zufalle ausgesetzt. Und durch die darwinistische Wissenschaft werden sie in eine Beleuchtung gerückt, in der sie ihre Berechtigung einbüfsen. Denn sie erscheinen nunmehr in einem unversöhnlichen Gegensatze zum höchsten »Ziele«, zum Fortschritte, da sie den Trieb der Eigenliebe und das Recht des Stärkeren einschränken. Es liegt daher auf der Hand, dafs Spitzer die Abwendung der sitten- und gesellschaftsgefährlichen Folgen des Darwinismus vertrauensvoll von Kräften erwartet, deren Entstehung und Fortdauer sich mit der ausschliefslichen Herrschaft des Entwickelungsgesetzes gar nicht vereinbaren läfst. Zwischen diesem und der Sittlichkeit besteht nicht der loseste Zusammenhang, wohl aber der schroffste Widerspruch. Denn die Erhaltung und Kräftigung jeder neuen Lebensform ist Sache des Daseinskampfes und nicht des Mitleids, des uneigennützigen Wohlwollens und Wohlthuns. Grund und Ziel der Entwickelung ist die Stärkung des Einzelnen im Wettbewerbe mit seinesgleichen. Wer sich nun überzeugt hat, dafs die Menschheit lediglich durch eine rücksichtslose Ausnutzung zufällig erworbener Vorteile das geworden ist, was sie ist, der wird über die Regeln seiner Lebensführung und über die Mittel und Wege seiner Fortbildung nicht im unklaren sein. Ein werkthätiger Menschen-

freund, ein barmherziger Helfer der Notleidenden zu sein, überläſst er neidlos den Einfältigen und Gutmütigen; er begnügt sich mit äuſserlicher Menschenfreundlichkeit. Ist das höchste Ziel der Entwickelung die Verbesserung der Menschengattung durch das Wachsen und Gedeihen der Starken, so ist jede Rücksicht auf die minder Starken verwerflich. Die »Fabrikware der Natur« besitzt keinerlei Ansprüche gegenüber den aus »besserem Teige geformten« Menschenwesen. Jegliche Abwehr dieser Folgerung ist Spiegelfechterei. Daher spricht Spencer ohne alle Scheu den Schwachen das Daseinsrecht ab und hält deren baldiges Verchwinden für höchst wünschenswert. »Das ist hart,« fügt er hinzu; »aber man muſs sich der Notwendigkeit unterwerfen.«[198]

Wer aber möchte in einer Gesellschaft leben, die in der darwinistischen Lebensanschauung den Leitstern alles Strebens und Schaffens entdeckt hat? Man stelle sich ein Gemeinwesen vor, das nur durch berechnende Eigenliebe zusammengehalten wird, das in jeder Mitleidsregung eine Schwäche, in jedem Werke der Barmherzigkeit ein Fortschrittshemmnis, in jeder Selbstverleugnung eine Sünde und in der Selbstaufopferung eine unverzeihliche Thorheit erblickt, und man hat das Bild eines vom Auslesegesetze geforderten oder empfohlenen Zusammenlebens.

»Der Verständige wird aus Furcht vor Strafe keine Ungehörigkeit begehen,« meinte freilich schon der alte Lustlehrer Aristipp.[199] Aber die Leidenschaft, die Gier, möglichst rasch und mühelos zu Reichtum und Macht zu gelangen, macht blind. Sie nimmt an Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit zu, je öfter sie befriedigt wird. Sich selbst überlassen, nur von eigennützigen Klugheitserwägungen beaufsichtigt und gezügelt, treibt sie zu verbrecherischen Absichten und Angriffen auf fremdes Eigentum und Leben und bevölkert die Gefängnisse und die Zuchthäuser. Carlyle hat die Sittlichkeit, die auf das Selbstinteresse gebaut ist, durch folgende Preisaufgabe verspottet: »Gegeben ist eine Welt voll Schurken; es soll gezeigt werden, wie aus vereinigten Bestrebungen derselben die Tugend entspringe.«[200]

Eine Gesellschaftsordnung, die nur durch die Selbstsucht der Gesellschaftsglieder gestützt und beschützt wird, steht und fällt mit dem Zwange oder mit der sklavischen Furcht. »Sie ist dann nichts,« wie der entwickelungsfreundliche Rechtslehrer Rudolf v. Jhering sich ausdrückt, »als die Ordnung des Bagno der Galeerensträflinge: gesichert, solange die Peitsche in Sicht, aufgelöst, sobald diese aus den

Augen ist . . . Sind wir sicher, dafs das Auge des Gesetzes uns nicht wahrnimmt, so können wir alles thun, was unser Vorteil, unsere Lust, unsere Leidenschaft mit sich bringt; das Gesetz, das uns nicht sieht, existiert für uns nicht, sein Arm reicht nicht weiter als sein Auge. Bin ich sicher, dafs der Gläubiger den Beweis der Schuld nicht führen kann, so leugne ich sie ab; treffe ich meinen Feind an einsamer Stelle im Walde, so räume ich ihn aus dem Wege; jedes Verbrechen, das mir Vorteil bringt oder Genufs verspricht, und von dem ich sicher bin, dafs niemand mich desselben überführen oder beschuldigen wird, ist dann nicht blofs möglich, sondern vom Standpunkte des Egoismus psychologisch unabwendlich.«[201] Eine durch Zwang und Furcht regierte Gesellschaft ist keine sittliche Gemeinschaft und hat keinen Bestand. Die Statistik und die Geschichte bezeugen in eindringlicher Sprache, dafs Familien und Staaten ohne das Band der sittlichen Ordnung und Verpflichtung in Trümmer gehen.

Spitzer vollzieht eine Rückwärtsbewegung und fährt fort: »Würde der Darwinismus auch wirklich mit Notwendigkeit zur Ansicht führen, dafs es keinen Fortschritt ohne Kampf und ohne Vernichtung gleich berechtigter Lebensansprüche giebt, so könnte dies trotzdem unsere aus tiefen Naturgründen hervorgewachsene Moral in ihren eigentlichen Prinzipien nicht wankend machen. Wohl aber würde die Anwendung dieser Prinzipien über alle Mafsen schwierig.«[202]

Grundsätze aber, deren Bethätigung einen ungewöhnlichen und daher in der Regel unerschwinglichen Kraftaufwand erfordert, vermögen die Sittlichkeit nicht zu retten. Und dafs das Sittengesetz eine ebenso natürliche und unverlierbare Mitgift des Menschen sei, wie der Fortschritts- und Glückseligkeitsdrang, wird gerade seitens der Entwickelungslehre entschieden bestritten. Denn ihr gelten die sittlichen Werturteile und Satzungen als wandelbare Erzeugnisse der veränderlichen Volksseele, als die an die jeweilige Gesellschaftsform und Kulturstufe angepafste Lebensanschauung. Wenn also der Darwinismus dem Menschen die Augen öffnet und ihn erkennen läfst, dafs der Götzendienst der Eigenliebe berechtigt und notwendig ist, dafs dagegen Gerechtigkeit und Billigkeit gegen jedermann, werkthätiges Mitleid mit den Hilflosen und liebevolle Schonung der Schwachen, uneigennütziges Wohlwollen und Wohlthun gegen den Nächsten nicht Waffen, sondern Hindernisse im Wettkampfe ums Dasein sind, daher die Lebens- und Glückserhöhung der Menschheit

aufhalten, so sind angesichts dieses Freibriefes für die Selbstsucht wahrlich keine künstlichen Mittel erforderlich, das sittliche Bewufstsein mit Besorgnis zu erfüllen. Es ist dann nutzlos, das Lob der Sittlichkeit zu singen und für deren Bestand zu eifern. Denn sie ist für ein darwinistisch fühlendes Gemüt nur insoweit von Wert, als sie zur siegreichen Führung des Daseinskampfes dient, wird mithin unbrauchbar und schädlich, sobald sie dem Triebe der Selbstförderung entgegentritt.

Spitzer schildert wiederholt und mit ergreifenden Worten die unsäglich betrübenden Folgen, welche der Umsturz unserer sittlichen Grundsätze nach sich ziehen würde: dieser würde auf die Menschheit ähnlich wirken, wie eine gewaltsame Veränderung der ganzen Erdrinde. Die offenherzigsten und unerschrockensten Jünger Darwins aber halten mit dem beschämenden Geständnisse nicht zurück, dafs der Weg der Kraftsteigerung, den das Entwickelungsgesetz dem Menschen vorschreibe, durch die Thränen und durch das Blut der zum Daseinskampfe minder Tauglichen gekennzeichnet sei. Unser Anwalt der Naturzüchtungslehre schwelgt freilich in dem »überaus tröstlichen Gedanken«, dafs all die beängstigenden Folgerungen, »welche man voreilig und ohne Verständnis für den Ernst der Sache aus dem Darwinismus abgeleitet hat, aller Berechtigung entbehren.«[203]

Das ist ein sehr wohlfeiler und magerer Trost. Und der Spender desselben beleuchtet sein »Verständnis für den Ernst der Sache« durch die geradezu verblüffende Eröffnung der Möglichkeit, »dafs dem Unvollkommeneren, d. i. intellektuell oder physisch Untüchtigeren, die Palme zu teil wird, dafs der Schwächere oder Dümmere den Stärkeren oder Klügeren besiegt.«[204] Eine Verleugnung des Darwinismus, die unter dessen echten Anhängern nur Kopfschütteln erregen kann, ist gewifs die kläglichste Verteidigung desselben. Wenn nämlich das Überleben der Bestausgerüsteten etwas Zufälliges ist, so ist das Endergebnis der Naturauslese im Daseinskampfe, also des ganzen Entwickelungsganges ein Werk des Zufalles, steht ohne Grund, ohne Ursache da, und jene Wundermacht, die sich Naturauslese nennt, erweist sich als ohnmächtig. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dafs die Gelehrten der Darwinschen Schule sich in unlösbare Widersprüche zu verwickeln pflegen, und überdies eine lange Reihe von ihnen Ansichten vorträgt, die den Grundanschauungen des Meisters schnurstracks zuwider sind. Angesichts dieses Wirrwarrs von Meinungen erinnert Alb. Wigand an

das Wort Goethes: »Lafs sie nur alle, so frifst einer den andern auf.«[205]

Spitzer glaubt an den Fortbestand der Sittlichkeit; andere Darwinianer, z. B. Rolph und Münsterberg, halten deren Untergang für möglich oder wahrscheinlich. Th. Ribot erblickt in ihr eine »zerbrechliche Pflanze«.[206] Spencer träumt von einem Zeitalter, in welchem die Menschheit aus lauter Lust am Guten das Pflichtgefühl ablegen wird.[207] »Dann giebt es überhaupt keine Macht mehr, die befugt wäre, dem Einzelnen vorzuschreiben, welche Form sein Leben anzunehmen habe.«[208] Ist das Gewissen wirklich von so dunkler Herkunft, wie Spencer, Reé u. a. lehren, nämlich das Erzeugnis von Trugvorstellungen,[209] und werden die Schmerzen, die es bereitet, in ähnlicher Weise durch unverstandene Erlebnisse verursacht, wie Magenbeschwerden durch unverdaute Speisen, so müssen die darwinistischen Heilkünstler ihm schon beizukommen wissen. Ein Pflichtbewufstsein, das lediglich infolge von Begriffsverwechselungen entstanden ist, sich allmählich, weil sein Ursprung in Vergessenheit geraten, zu einer fixen Idee verdichtet und, wie eine erbliche Belastung, in den Menschenseelen eingenistet hat, ist freilich wert, dafs es verabschiedet wird.

Spitzer thut abermals einen Schritt zurück, als ob er der Überzeugungskraft seiner Entlastungsgründe nicht recht traute. »Wenn sich auch herausgestellt hätte,« erklärt er, »dafs in der That diejenigen im Rechte waren, welche die Entdeckung des natürlichen Existenzkrieges für das Grab der Moral ansahen und, wie Hellwald, schon triumphierend die letzten Tage der Sittlichkeit verkündeten, so könnte alles Weh, das hiemit durch die Einsicht in das Faktum des Kampfes ums Dasein und in dessen Bedeutung über uns käme, der Geltung dieses Faktums doch nichts anhaben, sobald dasselbe einmal als richtig erkannt worden ist . . . Ja die Wahrheit darf nicht nur alle ihr widerstrebenden Ansichten zerstören, sondern mufs dies sogar thun; denn sie ist die letzte und höchste Instanz; gegen ihre Entscheidungen giebt es keine Berufung mehr, weder an einen religiösen, noch an einen moralischen Gerichtshof. Nicht die Wahrheit kann sich nach den Forderungen des Gemütes, sondern diese Forderungen müssen sich nach der Wahrheit richten.«[210]

Die Darwinsche Naturzüchtungslehre, die mit den Thatsachen wie mit der Vernunft in vielfachem schroffen Widerspruche steht, soll um jeden Preis W a h r h e i t sein: das ist der äufserste Grad der

Darwinismus-Schwärmerei oder in Spitzers Sprache »der höchste Gipfel der Unphilosophie«. Ein Gesetz, das den Tod des sittlichen Lebens herbeiführt, kann nicht wahr sein.

Was jene neumodische »Wahrheit« verkündet, ist dies: das Gute, in der Bedeutung des Überlegenen, also die gröfsere Schlauheit, Stärke und Rücksichtslosigkeit, wird siegen; das Schlechte, d. i. das weniger Taugliche, mithin der Rechtschaffene, der Gutmütige, der Bescheidene der Demütige, der Sanftmütige, der Geduldige, mufs verschwinden. Liegt es demnach im Interesse der Menschheit, ihres Fortschrittes und zukünftigen Gedeihens, dafs ein jeder sich auf die Übung der Wohlthätigkeit, der Selbstbeherrschung und der Selbstverleugnung verlege?

Hugo Münsterberg knüpft an die angebliche Wahrheit, dafs die Sittlichkeit nur der Entwickelung zu dienen und sich daher ihr anzupassen habe, das Geständnis: »Man mag diese Thatsache von dem so wichtigen Standpunkte des sittlichen Menschenerziehers bedauern; denn in der That ist sie nicht geeignet, den schwachen Charakter zu stärken; nur der starke, pflichtbewufste Sinn des wahrhaft Gebildeten kann ohne Schaden sie verarbeiten, der Halbreife kann ihr manches sophistische Argument für seinen sittlichen Leichtsinn entlehnen.«[211] Gehören etwa Darwin und Spencer, um von zahlreichen Darwinianern zweiten, dritten u. s. w. Ranges gänzlich zu schweigen, ebenfalls zu den »Halbreifen«, die aus »sittlichem Leichtsinne« das Mitgefühl mit den Schwachen als thöricht und verderblich verurteilen?

In den Anklagen gegen die darwinistische Lebensansicht ist die ausschlaggebende Macht, nämlich die sittliche Weltordnung, aufser Ansatz gelassen, entgegnet H. Settegast. »Die weltordnende Vernunft setzt die Sittlichkeit zur Richterin ein über die Schicksale der Menschheit, über Emporsteigen oder Niedergang, Entstehen oder Vergehen von Völkern und Staaten. Das lehrt die Geschichte aller Zeiten.«[212] Das unterliegt allerdings keinem Zweifel. In der Menschheitsgeschichte walten nicht blofs Naturgesetze, sondern auch Sittengesetze, die gleich jenen ein Ausdruck und Ausflufs der göttlichen Weltordnung und Mittel in der Hand der göttlichen Weltregierung sind. »Sittliche Mächte entscheiden über das Schicksal der Völker,« sagt der neueste Geschichtsphilosoph, R. Rocholl.[213]

Der Darwinismus aber lehrt nicht so und kann nicht so lehren. Hegte er gleichwohl die Hoffnung auf den Sieg des Guten über das

Böse, so hätte er sie seltsamerweise als ein Geheimnis streng gehütet. Denn von ihr hat er bisher der Welt nichts verraten, vielmehr immer nur das Überleben des Starken und den Untergang des Schwachen gepredigt. Seinen bekenntnistreuen Anhängern gilt der Mensch als eine zufällige Blüteerscheinung der Lebewelt, als das veränderliche Ergebnis der Anpassung an die beweglichen Daseinsverhältnisse. Und die Menschheitsgeschichte erscheint ihnen als die Massenbewegung der aus Selbstsucht einander bald anziehenden, bald abstofsenden Menschengebilde, als ein Wirrsal von blinden Zufälligkeiten und Nötigungen, als ein Gewebe von unwillkürlichen Geschehnissen und willkürlichen Einfällen, von erzwungenen Anpassungen und selbstgemachten Anordnungen. Die Naturzüchtungslehre ist die Verneinung der weltordnenden Vernunft, der sittlichen Weltordnung; sie kennt keinen höheren Weisheits- und Gerechtigkeitswillen, der die freien Handlungen der Menschen so zu lenken und mit einander zu verketten weifs, dafs die Weltgeschichte zum Weltgerichte wird. »Die sittliche Weltordnung existiert,« wie Häckel behauptet, »in der Natur ebenso wenig, als im Menschenleben, in der Naturgeschichte sowenig, wie in der Kulturgeschichte.«[214]

Die sich am lautesten als die echten und denkstarken Jünger Darwins vorstellen, rühmen sich, schwindelfrei und furchtlos in den »entgötterten« Weltlauf zu blicken und daher auch die Menschheitsgeschichte als ein bald neckisches, bald grausames Zufallsspiel aufzufassen. Sie lächeln über den Glauben an einen überweltlichen obersten Endzweck, dem alle Weltwesen zu dienen haben, an ein letztes Endziel, dem sie zustreben und entgegengeführt werden, um in ihm ihre Ruhe zu finden, an den schliefslichen Triumph der Tugend über das Laster und an den einstigen vollkommenen Ausgleich zwischen Sittlichkeit und Seligkeit. Man möchte seinen Ohren mifstrauen, wenn einer von ihnen sich über die siegreiche Macht der sittlichen Ordnung vernehmen läfst. Wer auf Darwins Evangelium eingeschworen ist, wird abtrünnig, wenn er nicht mehr den Zufall als Weltregierer und die natürliche Auslese als allwaltende Vorsehung verehrt.[215]

Das Sittengesetz im darwinistischen Sinne ist die Sitte, der gesellschaftliche Brauch, der das Verhalten der Gesellschaftsglieder regelt und bindet. Dasselbe ist der Ausdruck der wandelbaren Volksseele, aus der es hervorgegangen. Diese aber ist dem Entwickelungsgesetze gemäfs das bewegliche Erzeugnis zahlreicher Anpassungen an

die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas und an die durch sie bedingte Lebenshaltung. Die Sittlichkeit ist demnach die Unterwerfung unter die Sitte, mithin im tiefsten Grunde die Fügsamkeit gegen die veränderlichen Daseinsbedingungen. Dafs aber der Naturumgebung einige gewachsen sind, und andere erliegen, ist ein Werk des Zufalles, eine Folge des zufälligen Besitzes oder Mangels gewisser »nützlichen Merkmale« oder Eigenschaften. Das Gewissen, das zur Beobachtung des Sittengesetzes auffordert, wurzelt und wirkt nach Darwins Auffassung in blinden Naturtrieben, deren Entstehung und Entwickelung ein Ergebnis der natürlichen Zuchtwahl ist. Ein Darwinianer also, der von sittlichen Mächten redet, meint Naturmächte, die dem Menschen gegenüber als Zufallsmächte auftreten. Die darwinistische Lebenserklärung macht entweder Halt beim sittlichen Leben, oder sie kann nicht Halt machen vor dem Umsturze der sittlichen Ordnung.

Georg v. Gizycki kann nur mittels grober Begriffsverwechselungen den Trost spenden: »In der Welt hat nur das Sittliche dauernden Bestand, das Unsittliche ist dem Untergange geweiht.« Die natürliche Auslese, welche bewirkt, dafs die passendsten, tauglichsten Lebewesen im Daseinskampfe den Sieg davontragen, regelt das Leben der Einzelnen und richtet über die Völker und die Geschlechter. Die Erben schlechter Charaktereigenschaften haben keine Aussicht, lange erhalten zu bleiben. Und noch deutlicher zeigt sich im Völkerleben, dafs »der Tod der Sünde Sold« ist. Die Gesellschaft ist unantastbaren Daseinsbedingungen unterworfen; wenn sie dieselben mifsachtet, fällt sie der Auflösung anheim. Die natürliche Auslese ist ein Naturgesetz und verkündet daher, was unfehlbar geschehen wird, nämlich: »das Schlechte wird untergehen, und das Gute wird bestehen bleiben.«[216]

Es ist nicht wahr, dafs die Züchtungslehre dem sittlich Guten Dauer verheifst und dem sittlich Schlechten den Untergang androht. Sie kümmert sich gar nicht um Sittlichkeit und Unsittlichkeit, um Recht und Unrecht. Was sie verkündet, ist dies: der Starke wird fortdauern, der minder Starke verschwinden. Die Tugend aber ist, wie auch Darwin eingesteht, keine Waffe im Daseinskampfe.[217]

Es ist begreiflich, dafs der »Übermensch« Friedrich Nietzsche, den W. Weigand und H. Bahr als einen Mann von »dämonischer Herrschsucht«, von »furchtbarer Hoffart und Genufssucht«, als den »bacchantischen Vergötterer des vollen, triumphierenden, ewig uner-

sättlichen Lebens« darstellen, seine Seelenverwandtschaft mit dem Darwinismus mächtig empfunden und daher das müfsige Gerede über den angeblichen Einklang zwischen dem Gesetze der Naturauslese im Daseinskampfe und dem Sittengesetze nach seiner Eigenart zerpflückt hat. Aus dieser »königlichen Seele«, diesem »Herrenmenschen«, der sich für einen ungewöhnlich bevorzugten Günstling der Naturzüchtung ansieht, reden die Begierden und Wünsche, die Stimmungen und Gesinnungen des Darwinschen Menschen von unverfälschter Denk- und Gemütsart eine sehr deutliche Sprache.

Nietzsche erblickt in der hergebrachten Sittlichkeit »eine Gefahr, eine Verführung, ein Gift« und mifst ihr die Schuld bei, »wenn eine an sich mögliche höchste Mächtigkeit und Pracht der Menschen niemals erreicht würde.« Sie ist Sklaven- oder »Herdentiertugend«, welche die von den »Herrenmenschen« geprägten sittlichen Begriffe und Werturteile »umwertet«. Denn sie verdächtigt und verdammt die »Unschuld des Raubtiergewissens«, der »prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden Bestie«, die echte Sittlichkeit, d. i. den Stolz, die Herrschsucht, die Unterdrückungs- und Ausrottungslust der Vornehmen und Starken, der »Kulturträger«. Dagegen stempelt sie die Schwäche zum Verdienste, die Ohnmacht zur Güte, die ängstliche Niedrigkeit zur Demut, die Unterwerfung zum Gehorsam, die Feigheit zur Geduld, die Unmöglichkeit der Rache zur Feindesliebe. Der Darwinismus ist durchaus geeignet, solche »Übermenschen« zu züchten, die in grimmiger, schamloser Lästerwut darüber höhnen, dafs die »edlen, starken, vornehmen Naturen« seltener geworden sind, dafs die Menschen immer »besser« werden, d. i. der »fälschenden und vergiftenden« Denk- und Handlungsweise der »elenden Sklavenseelen« Gefolgschaft leisten. Wenn die Unterdrückten, Niedergetretenen, Vergewaltigten sagen: »gut ist jeder, der nicht vergewaltigt, der niemanden verletzt, der nicht angreift, der die Rache Gott übergiebt, der sich wie im Verborgenen hält, der allem Bösen aus dem Wege geht und wenig überhaupt vom Leben verlangt, gleich uns, den Geduldigen, Demütigen, Gerechten: so heifst das, kalt und ohne Voreingenommenheit angehört, eigentlich nichts weiter, als: wir Schwachen sind nun einmal schwach; es ist gut, dafs wir nichts thun, wozu wir nicht stark genug sind; aber dieser herbe Thatbestand, diese Klugheit niedrigsten Ranges, welche selbst Insekten haben, hat sich dank jener Falschmünzerei

und Selbstverlogenheit der Ohnmacht in den Prunk der entsagenden, stillen, abwartenden Tugend gekleidet.«[218]

Was wollen Darwinianer gegen diese Umwertung der herrschenden Sittlichkeitsbegriffe einwenden? Sie machen ja kein Hehl daraus; dafs sie ihnen eine nur bedingte und vorübergehende Bedeutung und Geltung beilegen, überhaupt eine für alle Zeiten und Völker gültige Sittlichkeitsstufe nicht anerkennen. Das Sittengesetz ist ihnen nicht eine starre, unbiegsame Formel, sondern eine seinem Wesen und Zwecke nach wandelbare Verhaltungsregel. Man sage nicht, dasselbe sei der bestehenden Gesellschaftsform angepafst und daher unantastbar. Es hat sich gleich dieser den Entwickelungsumständen unterzuordnen.[219] Menschen also, die sich überzeugt halten, dafs die sittliche Ordnung den Fortschritt hemmt, anstatt ihn zu fördern, müssen sich für berechtigt und verpflichtet ansehen, deren Umsturz herbeizuführen und das Verbotene zum Erlaubten, das Laster zur Tugend, das Verbrechen zur Pflichthandlung umzustempeln. Steht Fortschritt gegen Sitten und Satzungen, so haben diese den Platz zu räumen.

„Uns ist es heute viel mehr wert,« schreibt Münsterberg, »wenn der Einzelne in frischer, lebensfreudiger That wacker mitarbeitet an der allgemeinen Entwickelung, indem er seinen gesunden Anlagen und Neigungen folgt, als wenn er in thränenreicher Resignation Opfer bringt und edelmütig verzichtet. Wir wollen nicht tugendhaft, sondern tüchtig sein; ja die Tugendseligkeit der urgrofsväterlichen Generation berührt uns geradezu fremdartig. Das spiegelt sich auch in der Litteratur, wo die gesunde Kraft breitester Volksschichten zum Richter sitzt. Das Reinmoralische hat seine Gunst verloren und gilt als fade.«[220] Den Begründern und Trägern des Fortschrittes also und allen, die sich zu ihnen zählen, die sich mit Recht oder Unrecht als »grofse Seelen« oder »Kraftmenschen« dünken, kurz: allen Tüchtigen ist im Namen des Entwickelungsgesetzes alles erlaubt, alles zu verzeihen. Daher darf das unbemäntelte, unverblümte Laster in Romanen und Dichtungen triumphieren, in Tagesblättern, auf öffentlichen Bühnen und in Kunstausstellungen seine Huldigungen entgegennehmen. Die Unsittlichkeit wie das Unrecht kann alle Scham ablegen. In der That hat ein erheblicher Teil unserer Schriftstellerwelt das Erröten verlernt und die Tugenden der Keuschheit und Ehrbarkeit, der Ehrlichkeit und Treue, der Sanftmut und Demut, mit einem Worte: die ganze »urgrofsväterliche Tugendseligkeit« neidlos

dem Spiefsbürgertume überlassen. Sind aber die Entwickelungsgelehrten überzeugt, dafs die überlieferte Sittlichkeit eine »fade« Einrichtung und eine lästige Fessel ist, so mufs ihnen die Umsturzpartei eine willkommene Gesellschaft sein.

Die darwinistische Sittenlehre ist in hohem Mafse verständlich, einschmeichelnd und verführerisch. Sie geht geraden Weges auf das schwache Menschenherz an und packt es an der Stelle, wo es am wenigsten widerstandsfähig ist. Denn sie entfesselt den angebornen, unaustilgbaren und niemals schlummernden Drang nach Lebensförderung und Lebensfreude, reifst die Schutzwehr nieder, mit der das Sittengesetz ihn umgeben, und entwindet dem Willen die Zügel, ihn zu meistern und in die rechte Richtung zu bringen. Es klingt wie Hohn, wenn Häckel am Schlusse seiner »Natürlichen Schöpfungsgeschichte« seiner Entwickelungslehre nachrühmt, dafs sie erst der Menschheit zur wahren Selbsterkenntnis, »dem mächtigsten Hebel zur sittlichen Vervollkommnung«, verholfen habe und ihr somit Führerin zur »sittlichen Vollendung« geworden sei. Wer sich nur als ein höher entwickeltes Tierwesen erkennt und in der Brüderschaft mit den Unvernünftigen schwelgt, findet bereits in der epikureischen Lustlehre den Weg zur sittlichen Vollkommenheit vorgezeichnet.

Belege.

1 Charles Darwin, Die Abstammung des Menschen. Aus dem Engl. von J. Victor Carus. 3. Aufl. Stuttg. 1875. Bd. I. S. 156.

2 Hiroyuki Katô, Der Kampf ums Recht des Stärkeren und seine Entwickelung. Berlin 1894. S. 137.

3 Rud. von Jhering, Der Zweck im Recht. 2. Aufl. Leipzig 1884—86. Bd. II. S. 204 ff.

4 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 128.

5 W. H. Rolph, Biologische Probleme. Leipzig 1882. S. 132. 170 ff. 150.

6 C. M. Williams, A Review of the Systems of Ethics founded on the Theory of Evolution. London 1893. S. 253.

7 Benjamin Vetter, Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Jena 1894. S. 30.

8 Wilh. Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewufstseins. Köln 1895. S. 5—9.

9 R. von Jhering a. a. O. Bd. II. S. 122. 217 ff. 584—591.

10 Friedr. Jodl Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. Bd. II. Stuttg. 1889. S. 466 f.

11 Wilh. Schneider a. a. O. S. 9 ff.

12 Ernst Laas, Idealistische und positivistische Ethik. Berlin 1882. S. 222 f.

13 Paul Rée, Die Entstehung des Gewissens. Berlin 1885. S. 230.

14 Wilh. Wundt, Ethik. 2. Aufl. Stuttg. 1892. S. 497.

15 Th. Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung etc. in der Geschichte. Deutsche Übersetzung von J. Neuberg. 1853. S. 398 f.

16 H. von Kirchmann, Die Grundbegriffe des Rechtes und der Moral. Berlin 1869. S. 39 f.

17 Alb. Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers. Tübingen 1878. Bd. IV. S. 479.

18 Rud. Eucken, Die Grundbegriffe der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1893. S. 228.

19 Fried. Jodl a. a. O. Bd. II. S. 222.

20 Georg v. Gizycki, Moralphilosophie Leipzig o. J. (1888). S. 117. 375.

21 Georg v. Gizycki a. a. O. S. 364.

22 Bern. Carneri, Sittlichkeit und Darwinismus. Wien 1871. S. 344.

23 Wilh. Wundt a. a. O. S. 500.

24 H. von Helmholtz, Vorträge und Reden. Braunschweig. 1884. Bd I. S. 27 ff.

25 Friedr. v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. Augsb. 1884. Bd. II. S. 726 f.

26 R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. Bd. I. Göttingen 1878. S. 303.

27 Wilh. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin. Leipzig 1848. Bd. II. 56. Brief. S. 434 f.

28 Wundt a. a. O. S. 484.

29 Joh. Scherr, Letzte Gänge. Stuttg. 1887. S. 183. 139.

30 Theobald Ziegler, Sittliches Sein und sittliches Werden. 2. Aufl. Strafsburg 1890. S. 112.

31 Friedr. Jodl a. a. O. Bd. II. S. 88.

32 Bischof Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 3. Aufl. Freiburg 1893. S. 234 ff. — Lehrbuch der Moraltheologie. 3. Aufl. Freiburg 1893. S. 2 ff.

33 Augustin., De morib. eccles. l. I. c. 3. n. 4.

34 Ed. v. Hartmann, Gesammelte Abhandlungen. Berlin 1872. S. 88.

35 Bischof Simar, Das Gewissen und die Gewissensfreiheit. Freiburg 1874. S. 34.

36 Plato, Gorg. c. 35.

37 Viktor Cathrein, Moralphilosophie. 2. Aufl. Freiburg 1893. Bd. I. S. 298.

38 Wilh. Schneider a. a. O. S. 23 f.

39 Bern. Carneri a. a. O. S. 28.

40 Horat., Satir. l. I. sat. 3.

41 Lucret., De rer. nat. l. V. v. 923 ss.

42 Thom. Hobbes, De cive. l. VI. c. 18.

43 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 339. 346 ff.

44 Joh. Ranke, Der Mensch. Bd. II. Leipzig 1887. S. 466 f.

45 Paul Rée a. a. O. S. 245.

46 Joh. Ranke a. a. O. Bd. II. S. 499 f.

47 Wilh. Schneider, Die Naturvölker. Paderborn 1885—86. Bd. I. S. 43.

48 H. Semper, Die Palauinseln. Leipzig 1873. S. 355.

49 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 172 f.

50 R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. Bd. II. Göttingen 1893. S. 581 ff.

51 Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion. Strafsburg 1880. S. 74.

52 H. Thom. Buckle, Geschichte der Civilisation in England. Übersetzt von Im. Heinr. Ritter. Berlin o. J. Bd. I. S. 127.

53 W. H. Rolph a. a. O. S. 174.

54 Friedr. Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. Leipzig. 1894—95. Bd. I. S. 14.

55 Wilh. Schneider, Die Naturvölker. Bd. II. S. 413 ff.

56 C. N. Starcke, Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung. Leipzig 1888. S. 6 ff. 12. 69; vgl. S. 182. 258. 263.

57 Edw. Westermarck, The history of human marriage. London 1891. S. 538.

58 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 339. 346 f.

59 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 380.

60 Cooks Erste Reise um die Welt (1768—71). Bei Hawkesworth, Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. Aus dem Engl. von Schiller. Berlin 1775. Bd. II. S. 305.

61 Wallis, Reise um die Welt (1766—68). Bei Hawkesworth a. a O. Bd. I. S. 230.

62 Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt. Aus dem Engl. von J. Victor Carus. Stuttg. 1875. S. 244. 235. 261.

63 Darwin, Abstammung etc. Bd. I. S. 233 f.

64 Paul Rée a. a. O. S. 13 f.

65 Oskar Peschel, Völkerkunde. 5. Aufl. von Alfr. Kirchhoff. Leipzig 1881. S. 137.

66 Theod. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Bd. I. 2. Aufl. von G. Gerland. Leipzig 1877. S. 106.

67 Wilh. Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewufstseins. S. 45 ff.

68 Joh. Ranke a. a. O. Bd. I. S. VI.

69 Amtl. Bericht der 50. Versammlung der Naturforscher und Ärzte zu München. 1877. S. 68.

70 Enrico Ferri, Sozialismus und moderne Wissenschaft. Übersetzt von Hans Kurella. Leipzig 1895. S. 92 ff.

71 Friedr. Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. 2. Aufl. Hottingen-Zürich 1886. S. 89.

72 Aug. Bebel, Die Frau und der Sozialismus. 14. Aufl. Stuttgart 1892. S. 73.

73 Deutsche Rundschau. Bd. LIV. S. 27.

74 Revue phil. Paris 1877. S. 18 f. Herm. Gruber, Der Positivismus. Freiburg 1891. S. 132.

75 Ernst Häckel, Anthropogenie. 4. Aufl. Leipzig 1891. Teil II. S. 615.

76 Paul Rée a. a. O. S. 168—185; 211—230.

77 Rud. v. Jhering a. a. O. Bd. II. S. 117 ff.

78 Rud. v. Jhering a. a. O. Bd. II. S. 114.

79 Herbert Spencer, Gerechtigkeit. (System der synthet. Philosophie. Bd. XI. Abt. 1.) Aus dem Engl. von Benj. Vetter. Stuttg. 1892. S. 318—337.

80 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 125 f. 133.

81 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 147. 172.

82 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 125. 127.

83 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 150.

84 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 136. 139 f. 169.

85 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 169.

86 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 170.

87 C. M. Williams a. a. O. S. 78.

88 Littré, La philosophie positive. Bd. VI. S. 21. Alfr. Fouillée, Critique des systèmes de morale contemporains. Paris 1883. S. 39 ff.

89 C. M. Williams a. a. O. S. 137.

90 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 174 f.

91 Plato, Protagor. c. 13.

92 Alex. Wernicke, Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal. Leipzig o. J. (1879). S. 80.

93 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 157.

94 Sigmund Exner, Die Moral als Waffe im Kampfe ums Dasein. Wien 1892. S. 19.

95 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 143.

96 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 143 f.

97 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 144—147; Bd. II. S. 369.

98 Emil du Bois-Reymond, Über die Grenzen des Naturerkennens. Die sieben Welträtsel. 6., bezw. 2. Aufl. Leipzig 1884. S. 84 ff. 105.

99 Lazarus Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Bd. II. Frankfurt 1872. S. 208 ff. 220 ff.

100 Franz Wendorff, Erklärung aller Mythologie aus der Annahme der Erringung des Sprachvermögens. Berlin 1889. S. 36. 99.

101 Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Autoris. deutsche Ausg. Leipzig 1888. S. 149.

102 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 369; Bd. I. S. 149.

103 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 127. 147. 162.

104 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 138 f. 146.

105 Vgl. Friedr. Paulsen, System der Ethik. 3. Aufl. Berlin 1894. Bd. I. S. 310 ff.

106 Cic., de leg. I. II. 4.

107 H. Spencer a. a. O. S. 316.

108 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 145.

109 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 369.

110 W. H. Rolph a. a. O. S. 165.

111 Thom. H. Huxley, »Die Zukunft«. Berlin 1893. Bd. IV. S. 106.

112 Max Stirner (Kaspar Schmid), Der Einzige und sein Eigentum. (Neue Ausg.) Leipzig o. J. (1892.) S. 245. 288. 372 f.

113 Darwin a. a. O. Bd. I. 158.

114 Alfr. Fouillée, La morale, l'art et la réligion d'après Guyau. 2me éd. Paris 1892. S. 87.

115 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 59.

116 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 346 f.

117 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 128.

118 Paul Lafargue, Der wirtschaftliche Materialismus nach den Anschauungen von Karl Marx. Hottingen-Zürich 1886. S. 31.

119 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 148.

120 Herbert Spencer a. a. O. S. 4—51.

121 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 149.

122 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 149 f.; Bd. II. S. 370 f.

123 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 170.

124 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 371.

125 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 164.

126 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 171 f.

127 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 126 f.

128 Darwin, Origin of species. 3th ed. S. 208.

129 Darwin, Die Abstammung etc. Bd. I. S. 78.
130 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 365.
131 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 172.
132 Wilh. Wundt a. a. O. S. 424.
133 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 149.
134 Herbert Spencer, Die Thatsachen der Ethik. Autoris. deutsche Ausg. Stuttg. 1879. S. 139 f.
135 E. M. Curr, The Australian Race. Melbourne 1888. Bd. I. S. 52. 60. 100. 119.
136 A.W. Howitt, On some Australian Ceremonies of Initiation. London 1884. S. 20. 53.
137 Franz v. Baader, Philos. Schriften. Bd. II. S. 419.
138 Ernst Laas a. a. O. S. 229 f.
139 St. August., Enarr. in ps. 57. 1.
140 W. H. Rolph a. a. O. S. 147. 162.
141 J. Frohschammer, Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883. S. 391 ff.
142 Theod. Stieglitz, Über den Ursprung des Sittlichen und die Formen seiner Erscheinung. Wien 1894. S. 73 ff.
143 Friedrich Paulsen a. a. O. Bd. I. S. 310—315.
144 Friedr. Paulsen a. a. O. Bd. I. S. 316 ff.
145 Friedr. Paulsen a. a. O. Bd. II. S. 12—18. 31.
146 Friedr. Paulsen a. a. O. Bd. I. S. 269.
147 Friedr. Paulsen a. a. O. Bd. I. S. 333 f.
148 H. Martensen, Die christliche Ethik. Allg. Teil. 5. Aufl. Karlsruhe und Leipzig 1887. S. 445.
149 Xenoph., Mem. I. IV. 4, 19.
150 Wilh. Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittl. Bewufstseins. S. 18 ff. 25 ff. 40 ff.
151 Theob. Ziegler a. a. O. S. 126.
152 Wilh. Schneider, Das andere Leben. 3. Aufl. Paderborn 1891. S. 105.
153 Wilh. Wundt a. a. O. S. 103. 608. 614.
154 Wilh. Paszkowski, Die Bedeutung der theol. Vorstellungen für die Ethik. Berlin 1891. S. 90.
155 G. Jäger, Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Stuttg. o. J. S. 147.
156 F. Duilhé de Saint-Projet, Apologie des Christentums. Mit Zusätzen von C. Braig. Freiburg 1889. S. 537.
157 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 371.
158 Darwin, Die Entstehung der Arten. Deutsche Übersetzung. 6. Aufl. Stuttg. 1876. S. 568.
159 David Friedr. Straufs, Der alte und der neue Glaube. 8. Stereotyp-Aufl. Bonn. 1875. S. 216.
160 Hugo Spitzer, Beiträge zur Descendenztheorie. Leipzig 1886. S. 427.
161 E. du Bois-Reymond a. a. O. S. 79.

162 D. F. Straufs a. a. O. S. 219.

163 Darwin, Die Abstammung etc. Bd. II. S. 372.

164 D. F. Straufs a. a. O. S. 143 f.

165 W. Schneider, Das andere Leben. S. 20 ff. 103 ff.

166 F. Duilhé de Saint-Projet a. a. O. S. 559.

167 Jul. Duboc, Der Optimismus als Weltanschauung. Bonn 1881. S. 96.

168 Darwin a. a. O. Bd. II. S. 372.

169 Wilh. Wundt a. a. O. S. 267.

170 Wilh. Wundt a. a. O. S. 520.

171 Wilh. Wundt a. a. O. S. 502.

172 Schleiermacher, Reden über die Religion. 4. Aufl. Stuttg. 1834. S. 121.

173 Wilh. Wundt a. a. O. S. 525.

174 Pred. 2, 16 f.

175 Gaume, Die Religion. Deutsche Übersetzung von Haug. Regensb. 1856. S. 77.

176 Marc Aurel, Medit. I. IV. 31.

177 Fried. Jodl, Moral, Religion und Schule. Stutt. 1892. S. 92.

178 G. v. Gizycki a. a. O. S. 357.

179 D. F. Straufs a. a. O. S. 364 ff.

180 D. F. Straufs a. a. O. S. 363. 294.

181 Hermann Lotze, Mikrokosmus. 3. Aufl. Leipzig 1876—80. Bd. II. S. 448.

182 Eugen Dühring, Der Wert des Lebens. 2. Aufl. Leipzig 1877. S. 23 ff.

183 Rud. v. Jhering, Geist des röm. Rechtes. 2. Aufl. S. 326 ff.

184 Vergil, Georg. II. 449.

185 Plaut., Trinumm. act. 2. sc. 2.

186 Wilh. Neurath, Volkswirtschaftliche und sozialphilosophische Essays. Wien 1880. S. 53.

187 Aug. Bebel a. a. O. S. 196 ff.

188 D. F. Straufs a. a. O. S. 63.

189 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 174 f.

190 Arist., Ethik. Nicom. IX. c. 4.

191 Vgl. Rudolf Schmid, Die Darwinschen Theorieen und ihre Stellung zur Philosophie, Religion und Moral. Barmen o. J. (1876). S. 255 ff. 374 ff.

192 Gust. Jäger a. a. O. S. 72. 133 ff. 140.

193 Gust. Jäger a. a. O. S. 98 — 110.

194 Hugo Spitzer a. a. O. S. 503. 511.

195 Spitzer a. a. O. S. 490—493.

196 Heinr. Ernst Ziegler, Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie. Stuttg. 1894. S. 22 f.

197 Spitzer a. a. O. S. 494—497.

198 Spencer, Principles of Ethics. London 1892. P. III. S. 548.

199 Diog. Laert., II. 93.

200 Paul Schanz, Apologie des Christentums. Bd. I. 2. Aufl. Freiburg 1895. S. 387.

201 R. v. Jhering a. a. O. Bd. II. S. 9.
202 Spitzer a. a. O. S. 499 f.
203 Spitzer a. a. O. S. 508.
204 Spitzer a. a. O. S. 504.
205 Alb. Wigand, Der Darwinismus. Braunschweig 1874—77. Bd. III. S. 290 ff.
206 Th. Ribot, Die Erblichkeit. Deutsche Übersetzung. Leipzig 1877. S. 390.
207 Spencer, Thatsachen der Ethik. S. 140.
208 Spencer, Gerechtigkeit. S. 284.
209 S. oben S. 77 ff. 117.
210 Spitzer a. a. O. S. 508—510.
211 Hugo Münsterberg, Der Ursprung der Sittlichkeit. Freiburg 1889. S. 115.
212 H. Settegast, Der Darwinismus in seinem Verhältnisse zur Naturforschung, Religion etc. Berlin 1889. S. 28 f.
213 R. Rocholl a. a. O. Bd. II. S. 446.
214 E. Häckel a. a. O. Teil I. S. 94.
215 S. oben S. 139.
216 Georg von Gizycki a. a. O. S. 514 ff.
217 Darwin a. a. O. Bd. I. S. 172.
218 Fried. Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. 2. Aufl. Leipzig 1892. S. XI. 20—31; vgl. 131 f.
219 S. oben S. 8 f.
220 H. Münsterberg a. a. O. S. 111.

Druckfehler.

S. 58, Z. 22 von oben: gefälligen statt auffälligen.
S. 99, Z. 8 von oben: alles statt als.
S. 109, Z. 14 von unten: das böse Gewissen statt das Gewissen.